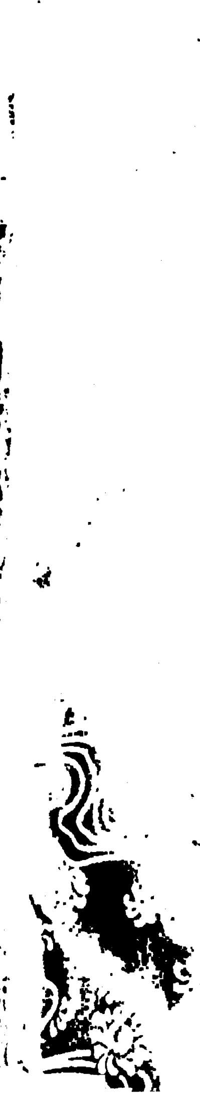

CONSTANZ VON HEINECCIUS
EX LI= =BRIS





v. Heinecrius.

Erinnerungen

aus

Krieg und Frieden

von

v. d. Burg

General der Infanterie



Als Handschrift gedruckt.

Berlin 1903

Numerierter Abdruck № 007

Als vertrauliche Angelegenheit
nur an einzelne persönliche Empfänger überreicht.



Es ist weder meine Absicht Geschichte noch Memoiren für die Öffentlichkeit zu schreiben.

Ich ergreife die Feder lediglich, um dem Wunsche der Meinen zu entsprechen.

I.

Das Geschlecht derer von der Burg stammt aus den spanischen Niederlanden. Einer dieses Namens kommt schon im 12. Jahrhundert vor, er war Fürst und Bischof in Spanien und führte den Familienvornamen Engelbertus. Von Spanien zweigten sich verschiedene Linien nach anderen Ländern ab. Im Jahre 1300 lebten mehrere v. d. Burgs im Lippeschen, 1409 in Hildesheim, 1559 in Hessen-Cassel.

Die Verfolgung der Protestanten durch Herzog Alba veranlafste einen Engelbert v. d. Burg, unter Aufgabe seines Besitzes, aus den Niederlanden zu fliehen.

Er wandte sich nach Gennep, der Hauptstadt des damaligen Herzogtums Berg, und hinterliefs nach seinem Tode zwei Söhne, Engelbert und Johann. Letzterer, am 10. April 1612 geboren, kaufte bei Leipzig das Gut Stötteritz.

Eine Urkunde, welche sich in meinen Händen befindet, gibt über diese Brüder Auskunft. In lateinischer Sprache verfafst, datiert vom 20. Januar 1658, an welchem Tage Leopold, König von Ungarn, Böhmen, Dalmatien etc., dieselbe in seiner Burg zu Prag unterschrieben hat, lautet ein Passus der Urkunde in der Übersetzung, wie folgt:

„Eben das tun Wir auch allergnädigst Euch, Engelbert und Johann de Burgo, weil wir wissen, dafs sich in allem Edlen und

Guten Eure alte Familie und Eure Vorfahren auszeichnen, und aus dem gewissenhaften Berichte einiger Unserer Getreuen erkannt haben, dafs sie, vor der zwanzigjährigen Revolution in Belgien und anderen, diesen benachbarten Herrschaften und Provinzen des Allerdurchlauchtigsten und Allerkatholischsten Königs von Spanien, zuerst Kapitänschaften, darauf aber sehr viele Ämter von höchstem Ansehen und von der höchsten Würde, als beherzte Männer, tapfer kämpfend, verwaltet haben, und deshalb von Unseren erhabenen Vorgängern, den Römischen Kaisern glorreichen Angedenkens, mit Ehren geschmückt und geziert sind."

Dann werden in dieser Urkunde die Verdienste der Brüder de Burgo aufgeführt, besonders deren Tapferkeit gerühmt, welche sie bei der Verteidigung Leipzigs gegen die Schweden im Jahre 1642 betätigt hatten. Es heifst dann weiter:

„Darum nehmen wir Euch, Engelbert und Johann de Burgo, in die Gemeinschaft und Zahl der wahren, alten und unbezweifelten Edlen Unseres Königreichs Ungarn und der mit ihm verbundenen Landesteile auf, da Ihr Euch schon in den übrigen und auswärtigen Herrschaften und Provinzen der Adelsrechte erfreut."

Es würde nicht dem Zweck dieser Aufzeichnungen entsprechen, wollte ich dem Schicksal aller Nachkommen dieser beiden Brüder nachforschen.

Für mich ist nur von Bedeutung, dafs, wie die Familienpapiere nachweisen, mein Grofsvater der direkte Nachkomme, und zwar der Urenkel, des in der Urkunde aufgeführten Johann v. d. Burg ist. Derselbe hatte in Leipzig und Jena studiert, hatte dann in Sachsen-Weimar Dienst genommen und war später in das Königlich preufsische Regiment von Mosch getreten. Bei diesem zeichnete er sich im Polnischen Kriege aus. 1806 focht er als Major im Regiment von Natzmer bei Auerstädt, wo er verwundet und ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, 1807 hatte er bei Lübeck die Arrieregarde des Blücherschen Korps zu decken. Auf dem Marktplatz, von Franzosen umringt, forderten ihn Bernadotte, Prinz de Ponte Corvo, und der Marschall Davoust auf, sich zu ergeben. Nachdem er dies dreimal abgelehnt hatte, wurde sein Bataillon vernichtet. Mein Grofsvater hatte vier Wunden; eine Kugel, die Brust durchbohrend, tötete ihn.

Die Franzosen, diese Tapferkeit hochachtend, liefsen ihn, wie die übrigen gefallenen Offiziere, mit militärischen Ehren begraben.

Er hinterliefs einen zehnjährigen Knaben, welcher zunächst im Kadettenkorps zu Culm untergebracht wurde, später nach Stolpe und zuletzt nach Berlin kam. Im nichtvollendeten 16. Lebensjahre trat derselbe im Frühjahre 1813 als Portepeefähnrich bei dem damaligen 2. Reserve-, später 14. Infanterie-Regiment ein. Mit diesem machte er den Feldzug gegen Frankreich im Bülowschen Korps mit und wurde bei Dennewitz schwer verwundet.

Nach dem Kriege als Etappenkommandant in Charleville bleibend, kehrte derselbe 1817 nach Preufsen zurück.

Ich wurde in der Mark Brandenburg, als zweiter Sohn desselben, im Jahre 1831 geboren.

Auf das wichtigste Ereignis des Lebens, nämlich auf den Anfang desselben, hat der Mensch keinen Einflufs, und doch pflegen die Verhältnisse, unter denen ein Kind das Licht der Welt erblickt, auf den Gang seines Lebens bis zum Ende einzuwirken.

Wer, wie ein Witzwort sagt, glücklich in der Wahl seiner Eltern war, unter günstigem Stern geboren wurde, dem wird jeder Stein aus dem Wege geräumt.

Anders gestaltet sich das Leben für den, der, in bescheidenen Verhältnissen oder gar in elender Hütte zur Welt kommend, den Kampf ums Dasein aufnehmen mufs.

Die Geburt ist das Werk des Zufalls, kein Verdienst, kein Verschulden desjenigen, der geboren wird, gleichviel, ob es ihm pafst oder nicht.

Der eigene Wille, das Selbstbestimmungsrecht des Menschen können in der Regel sich erst betätigen, nachdem andere, von ihm nicht abhängige Umstände bereits bestimmend auf die Zukunft gewirkt haben.

Diese Umstände machen es, dafs der Sohn gewöhnlich die Karriere des Vaters ergreift. Daher wurde auch ich selbstredend Soldat. Im Jahre 1843 trat ich in das Kadettenkorps zu Potsdam, kam 1845 in das zu Berlin, in dem ich bis zum Jahre 1849 blieb. Über die Kadettenerziehung gehen die Ansichten weit auseinander. Ich fühle kein Bedürfnis, auf dieselbe näher einzugehen.

Jedenfalls kann sie nicht ganz schlecht sein, sonst würden nicht so viele brave Männer aus dem Korps hervorgegangen sein, die sich um König und Vaterland hoch verdient gemacht haben.

Unbedingt sind aber alle die ihrem Könige zu Dank verpflichtet, welche fast kostenfrei im Kadettenkorps erzogen, körperlich wie geistig zu dem Beruf herangebildet werden, den sie, meist treu der Familientradition, selbst gewählt haben.

Natürlich ist dem Kadetten, dessen Appetit sprichwörtlich ist, die leibliche Nahrung sehr wichtig. Es gelang dem Ökonom selten, die Zufriedenheit seiner Gäste zu erlangen. Dafs man nicht bei Lucullus speiste, ist bei dem niedrigen Kostgelde, das der Ökonom erhielt, wohl erklärlich. Schlecht war die Nahrung nicht, was die Muskulatur der Jünglinge bewies, die im Turnen, Schwimmen und Fechten oft Aufserordentliches leisteten.

Auch ich betrieb diese körperlichen Übungen mit Passion und brachte es zu ziemlich bedeutender Körperkraft, welche das Selbstvertrauen naturgemäfs erhöht. Später trat dann der Reitunterricht in der

königlichen Bahn hinzu, welcher, trotz manchen unliebsamen Falles, den Sinn für diesen Sport erweckte.

Zu meiner Freude wurde ich auch Page, zuerst Hofpage, dann Leibpage bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht (Vater). Natürlich machten die Hoffeste grofsen Eindruck auf das jugendliche Gemüt. Besonders erinnere ich mich eines Festes, das zu Ehren des Vereinigten Landtages der Monarchie, im April 1847, im Königlichen Schlosse zu Berlin stattfand. Man sah die wunderlichsten Gestalten, die sich zum Teil auf dem Parkettboden äufserst unbehaglich fühlten.

Imponierend war mir der Geist des Königs Friedrich Wilhelm IV., dessen Lebhaftigkeit, heitere Laune und Witz die ganze Gesellschaft fesselten. Es ist ja bekannt, dafs dieser Fürst hohen Geist, grofse Ideale wie Begeisterung für Kunst und Wissenschaft besafs. Bei tief christlicher Anschauung war sein Wesen mehr genial als praktisch, was sich in seiner späteren Regierung fühlbar machte. Anfang des Jahres 1848 bestand ich das Fähnrichsexamen. Kaum war dasselbe beendet, als die Märzrevolution in Berlin begann. Die Kämpfe am 18. März tobten auch in der Nähe des Kadettenhauses, und manche fehlgegangene Kugel vom Alexanderplatz schlug auch an unsere Mauern.

Natürlich erwachte auch die Kampflust in den jungen Kriegern, von denen mancher im geheimen sein Gewehr lud. Glücklicherweise kam keiner in die Lage, einen Schufs abzugeben, der bei den zweifelhaften Gewehren wahrscheinlich nur dem Schiefsenden Gefahr gebracht hätte.

In der Nacht zum 19. März marschierten die Kadetten aus. Zunächst ging es durch die Königstrafse, auf der noch viele Leichen von Barrikadenkämpfern lagen, nach dem Schlofs, in dessen Höfen Truppen biwakierten und auch verwundete Soldaten verbunden wurden. Dies war das erste Kriegsbild in meinem Leben. Damals ahnte ich nicht, dafs ich in vier Kriegen, in zahlreichen Schlachten, Gefechten und Belagerungen ganz andere Bilder sehen würde.

Die ältesten Jahrgänge der Kadetten, welche so wie so in einigen Wochen in die Armee treten sollten, baten darum, gleich bei den in Berlin fechtenden Truppen eintreten zu dürfen. Der kommandierende General des Gardekorps, v. Prittwitz, lehnte diese Bitte mit dem Bemerken ab, dafs ein Strafsenkampf im eigenen Lande ein schlechter Anfang der militärischen Laufbahn sein würde. Der General hatte recht, was wir damals natürlich nicht begriffen.

Gegen Morgen marschierten wir nach dem Potsdamer Bahnhof, woselbst wir nach Potsdam eingeschifft wurden.

Dort blieben wir einige Wochen und kehrten dann, ohne Gewehre, nach Berlin zurück, nachdem wieder Ruhe eingetreten war. Da ich mich unter denen befand, die die Selekta-Klasse bilden sollten, kam ich nicht als

Fähnrich in die Armee, sondern blieb noch ein Jahr, bis zum Frühjahre 1849, im Korps.

Die Ruhe in Berlin war trügerisch. Nach der Erstürmung des Zeughauses, das irrtümlich geräumt worden war, mufsten die Kadetten noch einmal fort. Jetzt ging es nach Freienwalde, woselbst wir einquartiert wurden und uns sehr gefielen.

Leider dauerte dieser Ausflug nicht lange, wir mufsten bald wieder die Studien in der Neuen Friedrichstrafse aufnehmen. Nach sechsjährigem Aufenthalt in den Kadettenhäusern zu Potsdam und Berlin kam ich Ende April 1849 in die Armee, und zwar als aufseretatsmäfsiger Sekondleutnant zur Garde-Artillerie-Brigade. Gehalt monatlich 16 Taler 22 Silbergroschen 6 Pfennige.

O welche Lust, Soldat zu sein! singt George Brown in der „Weifsen Dame", der wohl auch keine höhere Gage erhielt.

II.

Meine Hoffnung, von der Schulbank aufs Pferd zu kommen, erfüllte sich vorläufig nicht. Damals setzte sich eine Artillerie-Brigade aus reitenden, Fufs- und Festungs-Kompagnien zusammen. Ich kam leider zu einer Festungs-Kompagnie nach Spandau.

Abgesehen davon, dafs dieser Ort kein Dorado ist, der Juliusturm der Zitadelle noch nicht den Kriegsschatz barg, mufs man für die Festungsartillerie besondere Neigung haben, um an deren Dienst Gefallen zu finden.

Trotzdem ich meine artilleristische Laufbahn mit einer Enttäuschung begann, bemühte ich mich doch, alles praktisch zu erlernen, exerzierte am Wallgeschütz und schwang den Wischer des langen Vierundzwanzigpfünders zum Entzücken des alten Sergeanten, der mir Unterricht in dieser edlen Kunst erteilte.

Die Schiefsübung im Sommer brachte Abwechselung, doch waren die Fufsmärsche nach Tegel, oft bei brennender Hitze, im tiefen Sande, — zum Hohn mit Sporen und Schleppsäbel — recht anstrengend. Es bedurfte der ganzen Energie, um mit den kräftigen, um mehrere Jahre älteren Kanonieren das gleiche zu leisten. Um wirklicher Artillerieoffizier zu werden, mufste man damals zwei Jahre die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule besuchen und dann das bezügliche Examen machen. Zum 1. Oktober wurde ich zu dieser Schule einberufen. Dafs ich grofsen Wissensdrang besessen hätte, kann ich nicht behaupten, fand es im Gegenteil nicht schön, nach sechsmonatiger Unterbrechung wieder die Schulbank drücken zu müssen.

Doch, was half es, man mufste bonne mine au mauvais jeu machen und sich in das Unvermeidliche schicken. Nachdem ich den zweiten Cötus



glücklich hinter mir hatte, trat ich im Herbst 1850 in den dritten und letzten. Die Schule bestand nämlich aus drei Cöten, deren erster von den Fähnrichen gebildet wurde, die zum Offiziersexamen vorbereitet wurden.

Im November 1850 wurden unsere Studien plötzlich unterbrochen. Die Politik war in eine Sackgasse geraten und drohte zu einem Kriege zu führen. Der König befahl die Mobilmachung des gesamten Heeres. Es war seit den Befreiungskriegen 1813—1815 das erste Mal, dafs die gesamten Streitkräfte Preufsens aufgeboten wurden, um den gordischen Knoten zu zerhauen. Hierzu fehlte aber ein Alexander. Man ging nach Olmütz und acceptierte eine schwere politische Niederlage, beugte sich, gezwungen durch Rufsland, vor Österreich, mit dem Preufsen erst 1866 seine Rechnung glänzend begleichen konnte. Trotzdem war die kostspielige Mobilmachung von 1850 nicht ganz unnütz gewesen. Dieselbe legte klar zu Tage, wie mangelhaft die Organisation des preufsischen Heeres war, und befestigte in dem damaligen Prinzen von Preufsen den Entschlufs, vor allem die Reorganisation der Armee zu erstreben. Wie glänzend der Königliche Herr diese Aufgabe löste, wie derselbe das Fundament zu all seinen späteren Siegen legte, trotz des hartnäckigen Widerstandes der Volksvertreter und trotz mehrjähriger Konfliktszeit, gehört der Geschichte an.

Die Rolle, welche ich während dieser ersten vergeblichen Mobilmachung spielte, der im Laufe der Jahre, bis 1859, ähnliche folgten, entsprach ganz der allgemeinen Situation. Von den 1½ Jahren, die ich diente, hatte ich sechs Monate bei der Festungsartillerie und ein Jahr auf der Schule verbracht, kannte also den Dienst der Feldartillerie gar nicht. Trotzdem wurde ich Abteilungsführer einer Munitionskolonne, hatte über 100 Pferde, einige 50 Trainsoldaten und etwa 30 uralte Landwehrleute unter meinem Befehl.

Die Pferde erhielten wir in Berlin, die Geschirre und Wagen befanden sich dagegen in Magdeburg, woselbst die Mobilmachung erfolgte. Zum Transport dieser Pferde, die, aufser einer Gurthalfter, meist nur einen Strick besafsen, den man den Tieren als Trense durchs Maul zog, standen sogenannte Trainsoldaten zu meiner Verfügung, die meist aus ehrbaren Gevattern Schneider und Handschuhmacher etc. bestanden, mit Pferden bis dahin in keine Berührung gekommen waren. Da nun mehrere tausend Pferde der Garde-Artillerie unter ähnlichen Verhältnissen auf der Route Berlin—Magdeburg marschierten, schwirrten lose Tiere in der ganzen Gegend herum und wurden meist an den Schlagbäumen der Chausseehäuser angehalten.

Die Transportführer, welchen Pferde entlaufen waren, ersetzten diese durch eingefangene, gleichviel, ob Geschlecht, Farbe etc. pafsten. Es war ein wahres Kunststück, mit diesen unausgebildeten Leuten die 200 Pferde einer Kolonne einzukleiden. Die wenigen Unteroffiziere der

Feldartillerie mufsten alles selbst machen. Die Munitionswagen, welche bespannt wurden, waren meist alte, erbeutete französische, nach dem System Gribauval, die Leichenwagen sehr ähnlich sahen.

Die Vorderräder dieser Fahrzeuge waren so hoch, dafs der Lenkungswinkel ein sehr kleiner, infolgedessen ein Kehrtmachen, selbst auf breiter Chaussee, unmöglich war. Nachdem die Mobilmachung glücklich beendet war, hiefs es nun marschieren. Die Pferde wollten in dem neuen Geschirr, bei der langen russischen Anspannung, nicht ziehen, die Trainsoldaten liebten mehr, mit hüh und hott zu Fufs neben den Pferden zu gehen, als dieselben zu besteigen.

Dabei war der Winter streng, eisig kalt, die Bekleidung der Leute höchst mangelhaft.

Um auf dem Marsch diese lange Kolonne halten oder sich bewegen zu lassen, bediente man sich der Signale. Jede Kolonne hatte zwei Hornisten, d. h. zwei Männer, denen man ein Signalhorn umgehängt hatte, das aber nur unnützer Ballast war, da die Träger desselben meist gewöhnliche Kanoniere waren, die niemals blasen gelernt hatten.

Aber des Menschen Geist ist erfinderisch, er macht oft aus der Not eine Tugend.

So liefs man durch verschiedene Mittel alarmieren, durch Geiger, welche die Dorfstrafsen entlang gingen, oder auf andere Weise, je nachdem musikalische Talente unter den Mannschaften zu Tage kamen.

Zur Bedeckung hatte eine Munitionskolonne einen Trupp Landwehrleute zweiten Aufgebots. Dieselben erhielten Gewehre, waren aber mit denselben natürlich nie ausgebildet worden. Dies Geschäft fiel mir zu, da ich im Kadettenkorps die Handhabung des Gewehrs erlernt hatte. Auf einem Dorfe bei Magdeburg, im Kantonnement, bildete ich meine Leute aus, die, da jeder mehr als doppelt so alt war als ich, der ich erst 19 Jahre zählte, meine Väter sein konnten. Es dauerte aber gar nicht lange, bis ich meine Landwehr zu guten Infanteristen ausgebildet hatte, an deren Spitze ich die schönsten Bajonettattacken nach allen Himmelsrichtungen auf den Dorfstrafsen ausführte. Im übrigen war mein Verhältnis zu diesen alten Leuten ein sehr gutes, ich hatte dieselben beim Ehrgefühl gefafst, brauchte nie zu strafen, und wenn ein Trunkenbold des Guten zu viel getan hatte, pflegte er eine recht ausgiebige Korrektion von den Kameraden zu erhalten, von der ich keine offizielle Kenntnis nahm.

In späteren Jahren ist mir wohl das Ungesetzliche dieser Theorie klar geworden, in meiner Jugend fand ich dieselbe aber sehr probat. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es, in einigen Wochen die Kolonne ganz marschfähig zu machen, so dafs man auf Chausseen sich mit Sicherheit bewegen konnte. Wer diese verliefs, begab sich in grofse Gefahr; so eine Kolonne, welche vorschriftsmäfsig neben der Chaussee parkieren wollte. Der Führer derselben, obgleich er über mehr als 200 Pferde verfügte,

mufste einige Gespanne von Bauern mieten, um einen Munitionswagen nach dem andern auf die Chaussee zu bringen.

Bei denjenigen Formationen, welche schon im Frieden, wenn auch schwache Kadres besafsen, traten die Übelstände nicht so sehr hervor. Die ganze Feldarmee war, im Vergleich zu der späteren, bedeutend minderwertig, da die Hälfte derselben aus Landwehr-Regimentern bestand, deren Nimbus aus den Freiheitskriegen stammte und von erfahrenen Soldaten niemals als berechtigt anerkannt wurde. Die Festungsbesatzungen bestanden aus Landwehr zweiten Aufgebots, die dem Dienst vollständig entwöhnt, mangelhaft bewaffnet und bekleidet war. Bei einer Kälte von 10 bis 20° R. standen die alten Leute, in dürftiger Bekleidung und Pantoffeln an den Füfsen, auf den Wällen als Posten. Für die Pflege Kranker und Verwundeter hatte nur wenig geschehen können, da die Vorbereitungen höchst mangelhaft waren. Mit dem Verpflegungswesen stand es nicht besser. Wie der Ausgang eines Krieges mit Österreich unter diesen Umständen gewesen wäre, erscheint kaum zweifelhaft, trotz des besten Willens der Mannschaften.

„Es ist etwas faul in Dänemark", sagt Marcellus im „Hamlet". Dasselbe konnte man damals von Preufsen sagen.

Um eine Krankheit zu heilen, bedarf es eines guten Arztes. Diesen besafs, Gott sei Dank, das Land in seinem ausgezeichneten General, dem Prinzen Wilhelm von Preufsen.

Nachdem sich Seine Majestät der König, der vor allem friedliebend war, für den Frieden entschieden hatte, wurde demobilisiert. Da es Winter war, mufsten mehrere tausend Pferde der Brigade, für wenige Taler pro Stück, verschleudert werden.

Als jugendlicher Heifssporn hatte ich mich bei der Mobilmachung mit einem grofsen Schwert und Pistolen bewaffnet.

Noch dreimal wurde die Artillerie auf Kriegsfufs gesetzt. Die Veranlassung dazu boten der Krimkrieg, die Revolution in Neuenburg und der Italienische Krieg 1859.

Man war aber ungläubig geworden, bezweifelte von vornherein, dafs es Ernst werden würde, vermied unnütze Armierungskosten und betrachtete das Kantonieren mit der mobilen Truppe in kleinen Landstädten als angenehme Abwechselung, eine Art Luft- und Badekur. So verlebte ich 1859 einige sehr angenehme Monate mit der 3. reitenden Garde-Batterie in der freundlichen märkischen Stadt Oranienburg.

Nachdem 1851 die Demobilmachung beendet war, mufste ich wieder die Artillerie- und Ingenieurschule besuchen.

Die Unterbrechung und das Herumziehen hatten uns die Studien nicht schmackhafter gemacht. Froh waren wir, als endlich die letzte Berufsprüfung bestanden war. Im Herbst 1851 wurde ich zum wirklichen

Artillerieoffizier, mit einer monatlichen Gehaltserhöhung von acht Talern, ernannt und trat in den Frontdienst zurück.

Leider mufste ich wieder nach Spandau; da aber zwei Altersgenossen dies Los mit mir teilten, war mein zweiter und letzter Aufenthalt in dieser Garnison bedeutend angenehmer als der erste.

Im Herbst 1852 kam ich endlich zur Feldartillerie nach Berlin. Der Dienst bei derselben sprach mich ungleich mehr an als der bei der Festungsartillerie.

Mit grofsem Eifer widmete ich mich allen Zweigen des Dienstes, besonders der Pferdedressur, dem Reiten und Fahren.

Da die jungen Offiziere in der Kaserne wohnen mufsten, bezog auch ich das alte Haus am Kupfergraben, das seit hundert Jahren baufällig war, in dem ich aber schöne Jahre verlebte. Dasselbe hat endlich einem schönen Neubau Platz gemacht.

Jetzt erst lernte ich die Kameraden kennen. Welch ausgezeichnetes Offizierkorps, welche Kameradschaft, welche Ansammlung von Talenten, Geist und Kenntnissen!

Die Garde-Artillerie vereinigte alle Elemente, Prinzen aus souveränen Häusern, Adlige und Nichtadlige, die Kameradschaft umschlang alle und verwischte jeden Unterschied.

Man konnte mit Don Juan sagen beziehungsweise singen: „Hier gilt kein Rang, kein Name, hier sind wir alle gleich.“

Für geistige Anregung sorgten höchst interessante Vorträge, für musikalische Genüsse der Offizier-Musikverein unter v. Dreskys sachkundiger Leitung, für militärische Fortbildung, aufser den Vorträgen, das Kriegsspiel.

Ab und zu wurden Theaterstücke, selbst Operetten aufgeführt, Libretto und Musik von Kameraden gefertigt.

Aus welchen Elementen dieses Offizierkorps bestand, lehrte die Zukunft. Sehen wir, nach dem Satz: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, was aus demselben hervorgegangen ist.

Drei kommandierende Generale: v. d. Burg, Graf v. Waldersee, jetzt Feldmarschall, v. Lewinski; zwei Generalinspekteure: v. Bülow, v. Voigts-Rhetz; drei Generaladjutanten: Kraft Prinz zu Hohenlohe, Graf v. Waldersee, Anton Fürst Radziwill; zahlreiche Inspekteure, Divisions- und Brigadekommandeure, und als Höchster Seine Majestät von Rumänien.

Zum Generalstabe stellte die Garde-Artillerie ein starkes Kontingent, was 1870/71 besonders hervortrat.

Den Orden pour le mérite erwarben Prinz Karl von Hohenzollern, König von Rumänien, für Plewna, Prinz Wilhelm von Baden, welcher bei Nuits schwer verwundet wurde, Prinz Hohenlohe, v. Bülow, v. Dresky, v. Ribbentrop, v. der Goltz,

v. Voigts-Rhetz, v. Colomier, v. Helden-Sarnowsky, v. Scheliha, v. Krenzki, den Orden pour le mérite mit Eichenlaub v. Lewinski, v. d. Burg und Graf Waldersee für China. Zahlreiche Eiserne Kreuze erster und zweiter Klasse wie Orden mit Schwertern schmücken die Brust alter Garde-Artilleristen.

Eine besondere Ehre wurde der Waffe zu teil, als in den fünfziger Jahren Seine Königliche Hoheit der Kronprinz bei derselben Dienst tat. Wie schnell der hohe Herr die Herzen aller gewann, wird jeder begreifen, welcher das Glück hatte, diesem wahrhaft edlen Mann nähertreten zu dürfen.

Lange Zeit hat die Artillerie gekämpft, um aus dem Zunftwesen des Mittelalters herauszukommen und eine ebenbürtige Waffe zu werden. Die zu überwindenden Vorurteile und Schwierigkeiten waren grofs, die Mittel, welche man auf die Artillerie verwandte, klein. Nur wenige bespannte Geschütze waren zum Exerzieren vorhanden. Man zog dieselben gelegentlich zusammen, um die Mannschaften im Batterieexerzieren zu üben. Bei der Schiefsübung besetzten die Offiziere und Mannschaften verschiedener Kompagnien abwechselnd solche Batterien, waren einmal zu Fufs, einmal zu Pferde, wobei sie die Kleidung nach Bedarf auf dem Platze wechselten. Nach und nach gelang es erst, Friedenskadres, mit vier bespannten Geschützen pro Batterie, zu schaffen. Im ganzen stand die Feldartillerie, damals Fufsartillerie genannt, auf ziemlich niedriger Stufe der Beweglichkeit. Sollte die Gangart beschleunigt werden, so bestiegen die Bedienungsmannschaften die Protze und die Handpferde. Die armen Kanoniere, welche nie reiten gelernt hatten, trugen den Tornister auf dem Rücken, einen Säbel an der Seite und Beinkleider ohne Sprungriemen. So mufsten sie, von der rechten Seite, das Handpferd ersteigen, hinter dessen Packkissen noch ein Futtersack geschnallt war. Selbst für geübte Voltigeure war die Leistung grofs. Eine solche Fufs-Batterie, mit aufgesessenen Mannschaften, im Trabe vorgehend, bot ein komisches Bild. Den Kanonieren auf den Handpferden rutschten natürlich die Beinkleider in die Höhe; krampfhaft sich an Mähne oder Sattel festhaltend, mit dem Tornister auf dem Rücken, standen die Ärmsten Folterqualen aus. Ich entsinne mich eines Manövers, bei dem ich mit meinem Zuge in dieser Verfassung durch ein Dorf kam, in dem Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. hielt. Der König lachte aus vollem Halse und rief den Kanonieren zu: „Kinder, reitet Euch nicht den Rücken durch."

Bei Einführung der sogenannten fahrenden Artillerie fielen alle diese traurigen Einrichtungen aus alter Zeit fort.

Doch währte es lange, bis man sich mit dem Gedanken vertraut machte, dafs auch die Fufsartillerie im stande sein müsse, ein schnelleres Tempo anzunehmen als die früheren Bataillonsgeschütze.

Den Hauptwiderstand leisteten die alten Offiziere, welche noch die

Freiheitskriege mitgemacht hatten, sich nun in den höchsten Stellen befanden und gegen jede Verbesserung als Neuerung ankämpften.

Am bedenklichsten trat diese Erscheinung zu Tage, als die intelligenten Artillerieoffiziere die Einführung gezogener Feldgeschütze anbahnten.

Welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um das gezogene Geschütz zur Anerkennung zu bringen, ist gar nicht zu sagen. Vor allem galt es den Widerstand des Generalinspekteurs v. Hahn zu überwinden, der sich in den Freiheitskriegen als junger Offizier sehr brav benommen, die Franzosen stets auf wenige hundert Schritt mit Kartätschen beschossen hatte.

Das war sein Ideal, das in unserer Zeit, bei der jetzigen Bewaffnung der Infanterie, nur dahin führen würde, dafs die Batterie selbst sofort kampfunfähig würde, ohne dem Gegner zu schaden. Der Herr war konsequent: bei seiner Beerdigung durften nur glatte Geschütze in der Leichenparade sein.

Nur dadurch, dafs es gelang, Seine Majestät, die Königlichen Prinzen, den Kriegsminister und andere Personen in entscheidenden Stellungen zu bewegen, dem Schiefsen gezogener Geschütze beizuwohnen, wurde es möglich, die allmähliche Einführung derselben durchzusetzen. Kraft Prinz zu Hohenlohe hat hierbei sehr genützt.

Der energische Widerstand des Generalinspekteurs bewirkte aber eine grofse Verzögerung, und diese war der Grund, dafs 1866 die preufsische Artillerie noch zum grofsen Teil mit glatten Geschützen ins Feld zog, von denen die schweren Zwölfpfünder nicht im stande waren, den Bewegungen im Gefecht zu folgen.

Viele glatte Batterien kamen, ohne einen Schufs getan zu haben, aus dem Kriege zurück, da sie sich mit den überlegenen gezogenen österreichischen Geschützen nicht messen konnten, obgleich auch diese nur Vorderlader waren. Einem anderen Generalinspekteur, dem General v. Hindersin, war es beschieden, die gezogenen Geschütze allgemein einzuführen, der Artillerie eine neue Taktik für das Gefecht zu geben, die Waffe so zu fördern, dafs sie sich im Kriege 1870/71 mit unsterblichem Ruhm bedecken konnte. Deshalb wird der Name Hindersin in der Artillerie stets in hohen Ehren gehalten werden, die Verdienste dieses Generals sind unvergänglich.

Indem derselbe die Beseitigung des obligatorischen Besuchs der Artillerie- und Ingenieurschule für die Feldartillerie anbahnte, half er die Schranke beseitigen, welche die Examina zwischen den Offizieren der Artillerie und denen anderer Waffen aufrichteten.

Hindersin erstrebte auch die Beseitigung der Generalinspektion wie der Inspektionen und wollte die Artillerie wie die anderen Waffen unter die Generalkommandos gestellt wissen. Ihm war es nicht beschieden, dies zu erleben, dieser Schritt war einer späteren Zeit vorbehalten.

Dafs es auch Leute gab, welche die Aufgabe der exclusiven Stellung der Artillerie als gelehrte Waffe bedauerten, kann nicht in Abrede gestellt werden; diese hätten gern den Nimbus bewahrt, welchen die verschiedenen Examina, besonders die unglückliche Hauptmannsprüfung, ihnen in den Augen von Laien gab.

Die jetzige Generation kann froh sein, dafs Wandel geschaffen ist, der Feldartillerist nur ein tüchtiger Feldsoldat sein will wie die Kameraden der anderen Waffen.

Der Bedarf an Gelehrsamkeit wird trotzdem hinlänglich gedeckt werden, da es an solchen in der Artillerie nie fehlen wird, welche umfassenderes Wissen erstreben.

Obgleich mir der Frontdienst sehr zusagte, unterliefs ich es doch nicht, auch an meine anderweitige Fortbildung zu denken. Abgesehen von kriegswissenschaftlichen Studien widmete ich viel Zeit den neueren Sprachen, besonders der Vervollkommnung im Französischen. Ich machte auch den Versuch, zum Examen zur Kriegsakademie zugelassen zu werden. Unser damaliger Kommandeur war Oberst v. Röhl, auch ein alter Soldat aus den Befreiungskriegen, mit dem Eisernen Kreuze. Der alte Herr war eine durchaus praktische Soldatennatur, aber in gewisser Beziehung ein Original. Als ich demselben meine Bitte vortrug, schlug er dieselbe rundweg mit dem Bemerken ab, dafs er mich zum Ausbilden der Remonten wie zum Reitunterricht zu nötig gebrauche. Dann fragte der Oberst: „Glauben Sie etwa, dafs Sie in den Generalstab kommen werden?“ Als ich bescheiden erwiderte, dafs dies doch nicht ganz unmöglich sei, sprach derselbe seine Ansicht über den Generalstab, wie folgt, aus: „In der Zeit, als nur wenige lesen und schreiben konnten, war der Generalstab notwendig, jetzt aber, wo dies alle Offiziere können, ist er unnütz.“ — Eine originelle Auffassung, die wohl früher von manchem Alten geteilt wurde. Mir blieb nichts übrig, als mich diesem salomonischen Spruch zu fügen.

Zum Glück interessierten sich die nächsten Kommandeure mehr für das Vorwärtskommen ihrer Untergebenen. Vielleicht um mich zu entschädigen, setzte mich der liebenswürdige, feingebildete Oberst v. Uechtritz, der sich der allgemeinen Liebe des Offizierkorps erfreute, zur reitenden Artillerie.

Bei dieser Waffe verbrachte ich schöne Jahre und freute mich auf den vielen Märschen immer, wenn die Kanoniere das Lied anstimmten:

„Es hat die reitende Artillerie
Der Alte Fritz erschaffen,
Drum ist sie auch, wie weltbekannt,
Die Krone aller Waffen.“ etc.

Am 2. Januar 1861 wurde der König Friedrich Wilhelm IV. von seinen Leiden erlöst, der Prinzregent König von Preufsen. Die Vereidigung auf denselben fand überall schleunigst statt.

Die Beisetzung der Leiche des verewigten Königs erfolgte am 7. in der Friedenskirche zu Potsdam. Berliner Truppen wurden per Bahn nach Potsdam transportiert. Die Kälte betrug 15 bis 20°; Pferden erfroren beim Transport die Ohren, ebenso den Mannschaften Füfse, Hände, Ohren oder Nase.

Es war eine grimmige Kälte bei dem Leichenbegängnis, und litten die Truppen, welche in dem fufshohen Schnee Spalier bildeten, sehr. Die höchsten Würdenträger umgaben den königlichen Leichenwagen, von dessen Baldachin an den vier Ecken goldene Kordons, in einer Quaste endend, herabhingen. Die vier ältesten Premierleutnants des Gardekorps, unter denen ich mich befand, hielten diese Quasten, und war mein Platz dicht vorwärts und seitwärts Seiner Majestät des Königs Wilhelm, welcher als höchster Leidtragender dem Sarge unmittelbar folgte. Auf dem langen Wege zur Kirche bemerkte der alte Wrangel, dafs der Ritterhelm, welcher den Leichenwagen krönte, ins Schwanken kam. Um das Herabfallen desselben zu verhindern, gab er zwei Flügeladjutanten einen Wink, worauf Kraft Prinz zu Hohenlohe und ein Kollege den Wagen bestiegen und von jeder Seite den Helm auf der ganzen Fahrt hielten, was bei dem strengen Frost eine schwierige Aufgabe war.

Wenn auch der jetzige König als Prinzregent in letzter Zeit ausschliefslich nach eigener Überzeugung regieren konnte, so gestalteten sich nun die Dinge einfacher, und konnte die Reorganisation der Armee beschleunigt werden. Diesem Umstande verdankte auch ich eine schnellere Beförderung zum Hauptmann, wenn auch nur dritter Klasse, so doch mit Patent, nachdem ich das Kapitänsexamen bestanden hatte. Den Gedanken, mich auch aufserhalb der Front zu versuchen, hatte ich nie aufgegeben. Meine Vorliebe für die französische Sprache veranlafste mich deshalb, das Kommando nach Paris zu erstreben.

Es wurden damals alle zwei Jahre drei Offiziere behufs Erlernung der französischen Sprache nach Paris kommandiert. Im Frühjahre 1862 begann ein neuer Turnus. Ich trug meine Bitte dem damaligen Kommandeur, dem Prinzen Wilhelm von Baden, vor, welcher dieselbe ganz anders aufnahm als früher Oberst v. Röhl. Der Prinz, welcher sich im Sturme das Vertrauen und die Liebe aller Offiziere erworben hatte, versäumte keinen Schritt, der dem Ganzen oder dem einzelnen Untergebenen nutzen konnte.

Die Prüfung, welcher sich diejenigen unterwerfen mufsten, welche sich zu dem Kommando nach Paris meldeten, bestand aus einer schriftlichen und einer mündlichen. Die kriegsgeschichtliche Aufgabe mufste schriftlich in französischer Sprache gelöst werden; sie behandelte die Aufstellung der Heere Blüchers und Wellingtons im Beginn des Feldzuges 1815. Das mündliche Examen bestand in einer Unterhaltung in französischer Sprache mit einem Professor der Sprachkunde.

Der Chef des Generalstabes der Armee, General v. Moltke, hatte die entscheidende Stimme, und lernte ich bei dieser Gelegenheit den berühmten Strategen kennen, der später mein langjähriger wohlwollender Chef wurde.

Das Resultat der Prüfung war für mich günstig, und wurde ich, mit zwei Kameraden von der Infanterie, vom 1. April 1862 auf zwei Jahre nach Paris kommandiert.

Es war mir somit gelungen, des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr bei Seite legen und andere Bahnen betreten zu können. Stets dankbar bleibe ich dafür meinem damaligen hochverehrten Kommandeur, der, obgleich er mich ungern scheiden sah, mit der gröfsten Liebenswürdigkeit das Terrain für mich in Paris vorbereitete. Seiner Güte verdankte ich auch, dafs ich bei der reitenden Artillerie verblieb. Die zwei Rationen für Pferde, die ich allerdings abschaffte, kamen mir in dem teuern Frankreich sehr zu statten, denn trotz der Zulage als Kommandierter hätte ich mich sonst noch mehr einschränken müssen, als dies doch noch der Fall war.

III.

In Paris eingetroffen, stieg ich in einem Hotel in der Nähe der Boulevards ab und fand auch bald in dieser Gegend eine passende Wohnung. Unser Militärattaché bei der Botschaft war Major v. Stein, bei welchem ich mich meldete, zu seinem Schrecken in Uniform, was nicht gebräuchlich war. Was mein Leben in Paris betrifft, so suchte ich mich möglichst in französischen Kreisen zu bewegen, um den Zweck meines Kommandos wirklich zu erreichen. Natürlich studierte ich zuerst die Stadt und ihre Umgebung, den Louvre, die École des beaux arts, das Hôtel des invalides, die Égouts, die Katakomben, kurz alles, was der Bädeker den Reisenden empfiehlt. Vincennes interessierte mich vom militärischen Standpunkte. Dort fand ich oft Gelegenheit, die Truppen bei ihren Übungen zu sehen, in Versailles bewunderte ich das historische Schlofs mit der schönen Bildergalerie. Die grofsartigen Werke des Horace Vernet, der Überfall der Smala, die Erstürmung des Malakoff und andere, fesseln ja jeden Beschauer, besonders den Militär. Auch sah ich die grofsen Wasserkünste, welche von den Eisenbahnen subventioniert werden und, wenn die Grands eaux angekündigt wurden, Hunderttausende nach Versailles lockten. Pflichtschuldigst nahm ich, wie die Kameraden, Unterricht beim Professor Rozan, welcher seit langer Zeit die preufsischen Offiziere mit den Feinheiten seiner Sprache vertraut machte.

Infolge der Empfehlungen des Prinzen Wilhelm von Baden wurde ich zur Audienz beim Kaiser Napoleon befohlen. Ich meldete mich zur festgesetzten Stunde, im Zivilüberrock, in den Tuilerien und wurde sofort zum Kaiser geführt. Derselbe befand sich in seinem Arbeits-

zimmer, gemütlich eine Zigarette rauchend. Nach dem üblichen Empfang forderte mich der Kaiser auf, Platz zu nehmen, bot mir eine Zigarette an, die ich dankbar annahm, und nun begann eine zwanglose Unterhaltung. Als Artillerist schien ich den hohen Herrn besonders zu interessieren, und erkannte ich sehr bald die Vorliebe des Kaisers für die Waffe, welcher er selbst angehört hatte. Nach und nach streifte die Unterhaltung andere Gebiete, besonders das des Krieges. Da fragte mich der Kaiser plötzlich ganz unvermittelt: „Kommen in Ihrer Armee auch Paniken vor?"

Ich erwiderte, dafs man dieselben bei uns nicht kenne. Darauf erzählte derselbe, wie er persönlich Zeuge solcher paniques in Italien, nach den beiden grofsen Schlachten, gewesen sei. In der Nacht nach erfolgtem Siege seien die braven Truppen von einer panique ergriffen worden. Ich drückte mein Erstaunen über dies psychologische Rätsel aus und behielt die Betrachtung für mich, dafs die Siege sehr zweifelhafter Natur waren und nur zu solchen wurden, nachdem sich herausgestellt hatte, dafs die Österreicher während der Nacht nach der Schlacht den Rückzug angetreten hatten.

Ein Jahr später hatte ich selbst Gelegenheit, wahrzunehmen, wie impressionnable französische Truppen in der Nacht sind.

Es ist schwer, den Reiz zu schildern, durch welchen Napoleon zu fesseln wufste; er war von bestrickender Gutmütigkeit, „quel vieux bon homme!" sagten die Harmlosen. Aber diese scheinbar natürliche Liebenswürdigkeit war berechnet. Der Kaiser wollte gefallen, er war ja auch durch seine Erfahrungen darauf angewiesen und verstand es, wie gesagt, jeden für sich einzunehmen, der mit ihm zum erstenmal in Berührung kam, er war ein Charmeur.

Sehr freundlich mir die Hand reichend, entliefs mich der Kaiser und veranlafste, dafs ich bald darauf zu einem „lundi de l'Impératrice" befohlen wurde. Es waren vergnügte Abende, diese Montage, in den Salons der Kaiserin. Fremde wurden ihr bei dieser Gelegenheit vorgestellt und dann wurde in der Regel getanzt. Man schwärmte für Straufssche Walzer, die zwar vollkommen gespielt, aber recht schlecht getanzt wurden. Paris stand auf diesem Gebiet Wien und Berlin sehr nach. Ich sah die wunderbarsten Paare, die sich vergeblich bemühten, zu walzen. Die Unglücklichen warfen die Beine und schlugen hinten aus, dafs es für andere bedenklich war, sich zu nahen.

Preufsische Gardeoffiziere tanzen anerkannt sehr gut. Das ist kein Wunder, da die Offizierkorps darauf halten, die Älteren die Jüngeren eintanzen und diese erst dann auf den Parkettboden, besonders im Königlichen Schlofs, lassen, wenn die Herren ganz sicher sind und die Gefahr, die Uniform lächerlich zu machen, beseitigt ist.

Ich trat daher im Salon der Kaiserin mit grofser Sicherheit auf und tanzte nach Gefallen mit den Damen, die gute Tänzerinnen waren.

Bald wurde ich wie ein weifser Rabe angestaunt, und bemerkte ich, dafs die Damen gern mit dem preufsischen Offizier tanzten. Damals zierte eine junge Prinzefs Christine Bonaparte den Hof, eine schöne, liebenswürdige und unbefangene Dame, mit der ich verschiedene Walzer tanzen mufste. Es war ein Genufs, mit dieser schlanken, schmiegsamen Gestalt im Arm dahin zu gleiten.

Besonders interessierte mich die Comédie française, die ich fleifsig besuchte. Da hört man das elegante Französisch und sieht ein vollendetes Spiel. Selbst die Nebenrollen sind durch Künstler besetzt. Da ein Stück erst zur Aufführung kommt, nachdem es 30 bis 40mal geprobt ist, wissen die Künstler ihre Rollen auswendig und brauchen keinen Souffleur.

Auch die anderen Theater und Opernhäuser besuchte ich, hörte die Patti aux Italiens, aber nichts gefiel mir so wie das klassische Spiel der Comédie française.

Paris war in vollständiger Umwandlung begriffen. Unter Hausmans, des Seinepräfekten, Leitung wurden ganze Stadtteile niedergelegt, breite, gerade Strafsen und Privathäuser erbaut, die Palästen glichen. Die naive Frau Hausman sprach gelegentlich ihr Bedauern aus, dafs immer die Häuser, welche ihr Mann gekauft, bald abgerissen würden.

Auf diese Weise wurde die Hauptstadt Frankreichs verschönt und zugleich das Heer der Arbeiter dem Kaiser geneigt erhalten.

Die Zügel hielt derselbe im Innern fest in der Hand. Noch hatte der Liberalismus der angeborenen Farbe der Entschliefsung nicht des Gedankens Blässe angekränkelt. Der politische Einflufs nach aufsen war, nach den kriegerischen Erfolgen in der Krim und in Italien, noch immer ausschlaggebend. Die Armee schien unbesieglich, sie galt für die beste der Welt.

Durch Schönheit und Liebreiz überstrahlte die Kaiserin alle Frauen. Die Männer lagen ihr zu Füfsen. Dafs das Bewufstsein der Schönheit selbst eine Kaiserin eitel macht, ist begreiflich; dafs man ihre Treue verdächtigte, entsprang lediglich dem Neid und der Bosheit.

Der Ton bei Hofe war leicht, doch waren es weniger die einheimischen als fremde Damen, selbst aus fürstlichem Stande, welche mit der Halbwelt in der Zuchtlosigkeit wetteiferten.

Napoleon hatte auf seine alten Freunde, seine Helfershelfer, meist Aventuriers, und deren Familien Rücksicht zu nehmen. Er konnte die Geister, die er oder die ihn gerufen, nicht wieder los werden. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Hofgesellschaft eine recht gemischte war.

Der Kaiser war, wie sein grofser Onkel, eine sinnliche Natur, die das ewig Weibliche magnetisch anzog.

Man sagt, die Tuilerien seien wie ein Serail gewesen, in dem die Favoritinnen um das Tuch des Paschas kämpften und alle möglichen Intriguen spannen, um als Siegerin aus dem Kampf hervorzugehen.

Wer kann sagen, was wahr, was erfunden ist? Intriguen spielen an den meisten Höfen, der französische glänzte in dieser Beziehung stets.

Nicht zu bestreiten ist, dafs der Kaiser durch seinen Lebenswandel die Eifersucht seiner Gemahlin erregte und seine Gesundheit zu Grunde richtete.

Die Folge davon war, dafs ihm, der ein ausgezeichneter Reiter war, das Reiten grofse Beschwerden und Schmerzen verursachte.

In den Augen der Franzosen schadeten ihm diese Ausschweifungen nicht. Die Geschichte der meisten französischen Könige war so skandalös, dafs man auch von dem Kaiser nicht erwartete, er werde ein Joseph sein.

Es ist ein eigentümliches Volk, das französische, ein Gemisch guter und schlechter Eigenschaften, heute harmlos wie die Kinder, morgen grausam bis zum Exzefs.

Bei Tage tapfer, ein Held, des Nachts Paniken zugänglich.

Voltaire sagte vom Franzosen: „Halb Tiger, halb Affe.“

Den Französinnen haben die Deutschen früher oft unrecht getan, indem sie dieselben mit dem Mafs deutscher Frauen messen wollten.

Die Erfahrungen von 1870/71 haben darin Wandel geschaffen. In jener Zeit behielten die Französinnen den Kopf oben, während ihre Männer ihn meist verloren.

Indem die Frauen in ihren Häusern wie auf ihren Schlössern blieben und nicht vor dem Feinde flohen, flöfsten sie demselben Achtung ein und erfreuten sich des Schutzes der deutschen Truppen.

Auch im alltäglichen Leben spielt die Frau in Frankreich eine viel gröfsere Rolle als in Deutschland.

In vielen Geschäften, Restaurants, Cafés etc. leitet die Dame du comptoir das Ganze und ist das männliche Personal derselben unterstellt.

Der Geschmack und die Grazie der Französinnen sind unbestreitbar.

Dafs der Franzose sein Land für das schönste der Welt und sein Volk für das geistreichste hält, ist verzeihlich.

Will er einem Fremden eine grofse Schmeichelei sagen, so sagt er: „Mais vous avez l'esprit français.“

Dem Franzosen mufs man mit Selbstgefühl begegnen und keine Bewunderung zeigen. Besonders dem Deutschen, der so gern das Fremde anbetet, ist anzuraten, die übermäfsige Bescheidenheit zu Hause zu lassen. Mag auch den Jüngling die Bescheidenheit zieren, so tut der Mann besser, Goethes Ausspruchs zu gedenken: „Nur die Lumpe sind bescheiden.“

Im Mai ist Paris am schönsten, die Avenue des champs Elysées, das Bois de Boulogne, Vincennes, Versailles, Longchamp ziehen zahlreiche Fremde an. Tausende von Equipagen, mit Damen in frischen Toiletten,

bewegen sich nach dem Bois, um dort den traditionellen Tour du lac zu machen.

Konzerte im Freien, Kasperle-Theater, Ziegenequipagen belustigen die Jugend und deren Bonnen. Des Abends bewähren Mabil, Closerie des lilas, Château des fleurs und andere zweideutige Gärten, in denen der Franzose seine Glieder im Cancan verrenkt, ihre Anziehungskraft auf alle Vergnügungsreisenden, welche glauben, sich in Frankreich, unerkannt, manche Freiheiten erlauben zu dürfen.

Im Juni wird es schon recht warm, im Juli und August die Hitze geradezu unerträglich. Wer Paris verlassen kann, sucht kühlere Regionen auf, teils auf dem Lande, in den Pyrenäen, teils an der Küste, wo in den beliebten Nordseebädern sich die Pariser Welt, die dem Vergnügen lebt, wieder zusammenfindet und beiderlei Geschlechter in rührender Unbefangenheit gemeinschaftlich baden.

Ungünstige Nachrichten waren aus Mexiko eingetroffen. Eine kleine Schar französischer Truppen unter General Graf Lorencez hatte vor Puebla eine Schlappe erlitten. Dafs der Kaiser diese nicht still hinnehmen konnte, ohne Frankreichs Prestige zu schädigen, lag auf der Hand. Eine Regierung, die von der Gloire lebte, mufste die Scharte auswetzen.

Es wurde bald bekannt, dafs zu diesem Zweck bedeutende Verstärkungen nach Mexiko gehen würden.

Ich war schon mehrere Monate in Paris, hatte das Leben in dieser Stadt hinlänglich kennen gelernt, und genug davon.

Deshalb entschlofs ich mich, den Versuch zu machen, auch nach Mexiko zu gehen.

Zu dem Zweck suchte ich zunächst unseren Botschafter in der Rue de Lille auf und traf bei demselben unseren Militärattaché. Nachdem ich meinen Wunsch ausgesprochen, die französischen Truppen zu begleiten, versuchte Major v. Stein mir den Gedanken auszureden, unter Hinweis auf das an der Küste Mexikos grassierende gelbe Fieber. Ich erwiderte, dafs ich nichts zu verlieren habe und fest entschlossen sei, die sich darbietende Gelegenheit kriegerischer Aktion zu benutzen.

Der Botschafter war, schweigend seine lange Pfeife rauchend, im Zimmer auf- und abgegangen. Plötzlich blieb er vor mir stehen, schüttelte mir die Hand und sagte: „Sie haben recht, versuchen Sie Ihr Glück." — Das war Bismarck!

Der Major erhielt darauf den Auftrag, die erforderlichen Schritte für mich beim Kriegsministerium zu tun. Der Erfolg derselben war mir nicht günstig, dagegen hatte v. Stein die Erlaubnis erhalten, den ihm persönlich bekannten Oberbefehlshaber der zweiten Expedition, den General Forey, zu begleiten.

Dabei beruhigte ich mich nicht, sondern bat den Prinzen Wilhelm von Baden, Schritte direkt beim Kaiser Napoleon zu tun.

Liebenswürdig wie immer, willfahrte der Prinz meiner Bitte und sandte mir einen Brief, den ich persönlich dem Kaiser im Juli in Bourges übergab.

Ich wurde von demselben wieder sehr gnädig aufgenommen, er riet mir aber, doch lieber in Paris zu bleiben, wo ich mich als guter Tänzer besser als in Mexiko amüsieren würde. Dort käme es doch nicht zu Kämpfen, da die Mexikaner vor Foreys Macht nicht standhalten würden — ein Beweis, wie falsch man dem Kaiser die Situation geschildert hatte. — Da ich aber meine Bitte nicht fallen liefs, erfüllte Napoleon dieselbe.

Schon nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben des Generaladjutanten Fleury, durch welches mich derselbe benachrichtigte, ich sei dem Stabe des Befehlshabers der Artillerie des Expeditionskorps attachiert.

Auch in Berlin tat der Prinz von Baden, unterstützt durch Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen, die nötigen Schritte, um die Genehmigung Seiner Majestät des Königs für mein Unternehmen zu erwirken.

Der Erfolg war ein überaus günstiger, indem Seine Majestät mir nicht nur die Erlaubnis erteilte, sondern mich dienstlich nach Mexiko kommandierte und mir die erforderlichen pekuniären Mittel zur Disposition stellte.

Mexiko, seit der Eroberung durch Ferdinand Cortez 1518 spanische Kolonie, blieb Jahrhunderte hindurch der spanischen Krone unterworfen. In musterhafter Weise war das Land von den spanischen Statthaltern organisiert, die Zivilisation und das Christentum den Urbewohnern auf der Spitze des Schwerts gebracht worden. Die eiserne Faust des Herrn lastete auf dem Nacken der Indier und zwang sie in das Joch der Conquistadores. 1821 schlug das mexikanische Volk die spanischen Truppen aus dem Lande und erklärte sich unabhängig. Die junge Republik wurde bald der Spielball innerer Zwistigkeiten und Bürgerkriege, welche dieselbe nach aufsen schwächten.

Unfähig, den Reklamationen fremder Staaten gerecht zu werden, welche das Interesse ihrer Angehörigen wahrnahmen, geriet Mexiko bald mit anderen Mächten in Konflikt. Durch den Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika verlor es 1836 Texas und 1847/48 Neu-Mexiko und Kalifornien; in weiterer Folge 1854 das Mesilla-Tal, allerdings gegen Geldentschädigung.

Als die Vereinigten Staaten sich im Sezessionskriege befanden, waren sie nicht im stande, ihrer im Jahre 1816 aufgestellten Monroe-Doktrin Geltung zu verschaffen, was die Intervention europäischer Mächte in Mexiko besonders erleichterte.

England, Frankreich und Spanien glaubten, dafs hierzu der günstige Augenblick gekommen sei, und schlossen am 31. Oktober 1861 eine

Konvention ab, welche die Einzelheiten des Unternehmens, Stärke der Truppen etc. regelte.

Vor Jahresschlufs landeten die Spanier in Vera Cruz, im Januar die Franzosen, etwas später die Engländer, welche nur 800 Mann Marinesoldaten ausschifften.

Da aber jeder dieser drei Staaten im geheimen besondere Ziele verfolgte, dauerte das Einvernehmen nicht lange, und schon am 19. Februar 1862 unterzeichneten deren Vertreter zu La Soledad eine neue Konvention, nach welcher die Spanier und Engländer sich wieder einschifften und Mexiko verliefsen.

Frankreich war nicht gekommen, um so schnell wieder zu gehen. Durch die Berichte seines Ministers, de Saligny, verleitet, beschlofs Kaiser Napoleon, die Sache allein durchzuführen. Man hatte demselben vorgespiegelt, die Franzosen würden von dem gröfsten Teil der Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen werden.

General Graf Lorencez setzte deshalb den Vormarsch fort, erreichte Puebla, griff am 5. Mai 1862 den festesten Punkt, das Fort Guadalupe, an und wurde zurückgeschlagen.

Infolgedessen zog sich derselbe mit seiner kleinen Schar, etwa 4000 Mann, nach Orizaba zurück, das er in Verteidigungszustand versetzte, um in dieser Stadt die Verstärkungen aus dem 2500 Lieues entfernten Vaterlande abzuwarten.

In Frankreich hielt man es für geraten, in der Zeit des gelben Fiebers zunächst nur so viel Verstärkungen zu schicken, als dem General Lorencez notwendig erschienen, um sich bis zur Ankunft des zweiten Expeditionskorps in Orizaba halten zu können.

Zu dem Zweck gingen im Juli 2000 Zuaven von Algier ab.

Die Verstärkungen unter Forey sollten im Herbst eintreffen, wenn der Norte das Vomito negro verdrängt haben würde.

Ich erhielt die Anweisung, mich Mitte August in Cherbourg einzufinden, um dort eingeschifft zu werden.

Nachdem ich in Paris zwei Pferde gekauft und meine Feldausrüstung besorgt hatte, liefs ich von meiner Batterie in Berlin einen Gefreiten kommen, welcher sich erboten hatte, mich nach Mexiko zu begleiten.

Derselbe hiefs Wernickel. Mit ihm, einem Kanonier der französischen Garde-Artillerie und meinen Pferden begab ich mich am 15. August per Bahn von Paris nach Cherbourg. Es war der Napoleonstag, der an allen Orten festlich begangen wurde. Dem alten Brauch gemäfs: panem et circenses, sorgte der Kaiser für die Belustigung des Volkes, dem man freien Eintritt in das Theater gestattete und jede Art von Vergnügungen bereitete. Ein grofsartiges Feuerwerk krönte das Ganze.

In Cherbourg bezog ich mit meiner Smala ein Hotel, meldete mich

auf der Kommandantur und wartete das Eintreffen des Stabes der Artillerie ab.

Der grofsartige Hafen ist im stande, eine zahlreiche Kriegsflotte aufzunehmen. Der Zweck desselben ist die Bedrohung Englands, des traditionellen Erbfeindes.

Besondere Genüsse bietet Cherbourg nicht, es sei denn der Cidre, welcher dort das landesübliche Getränk ist.

Originell sind die Frauen vom Lande, welche, auf Eseln wie die Männer reitend, das Gemüse in zwei grofsen Körben, die auf den Seiten des braven Grautiers hängen, zum Markt bringen.

Täglich ritt ich meine Pferde und schwamm in der See. Am 21. traf General Vernet de Laumière mit seinem Adjutanten, dem Kapitän Vicomte de Nouë, und dem Stabe der Artillerie ein. Chef desselben war Commandant de la Jaille, unter dem die Kapitäns Vigier, Baron Berge und de Miribel standen. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, dafs diese Herren ausgezeichnete Offiziere waren, die sich in früheren Kriegen bewährt hatten und später die höchsten Stellen in der Armee erreichten.

General de Laumière schiffte sich mit seinem Stabe auf dem „Tilsit“ ein, einem alten Linienschiff von 90 Kanonen, von denen aber nur ein Teil als notwendigste Armierung an Bord geblieben war.

Man war so aufmerksam, mich nicht dem „Tilsit“, sondern dem „Breslau“ zuzuteilen. Obgleich ich dieses Zartgefühl schätzen mufste, pafste es mir gar nicht, von dem Stabe getrennt zu werden, in dem ich den Krieg mitmachen sollte. Ich bat daher, meine Kameraden begleiten zu dürfen, was dann auch gestattet wurde. Am 22. hifste ich meine Pferde an Bord. Die armen Tiere boten einen kläglichen Eindruck dar, zwischen Himmel und Erde in der Luft schwebend.

Bald befand auch ich mich mit meinen Effekten und Leuten an Bord und richtete mich daselbst für die lange Fahrt ein, so gut der beschränkte Raum dies zuliefs.

Platz war auf dem Riesenschiffe nicht viel, das aufser der Schiffsbesatzung den Stab der Artillerie, eine Genie-Kompagnie, das 7. Chasseur-Bataillon mit sechs Kompagnien und 40 Pferde beziehungsweise Maultiere zu transportieren hatte.

Die Wirklichkeit, wie ich sie jetzt kennen lernte, stand in schroffstem Kontrast zu den Schilderungen von Reisen und Seeromanen, die ich in meiner Jugend gelesen hatte.

Während auf einem Post- oder Passagierdampfer ein bis zwei Personen in einer eigenen Kajüte untergebracht werden, wurden wir wie die Heringe verpackt.

Die Officiers supérieurs waren gut logiert, hatten ihre cabine à part, afsen mit dem Kommandanten des Schiffes, Kapitän de Miniac, und

lebten wie Menschen im Vergleich zu den Kapitäns und Leutnants und wie Götter im Vergleich zu den Unteroffizieren und Mannschaften. Des Nachts schliefen wir 40 Offiziere ganz unten im Schiff in zwei engen Räumen in hängenden Betten. Luft und Licht hatte man nicht. Um in das Lager zu gelangen, mufste man ein recht gewandter Kletterer sein. Unsere Effekten standen, in Kantinen verpackt, welche am Lande die Maultiere tragen, unter den Hängebetten. Glücklicherweise hatte ich mich mit einer Waschschüssel versehen, sonst kam solch ein Gefäfs auf vier bis fünf Personen. Wasser zum Waschen wurde in ganz kleinen Quantitäten verabreicht, da dasselbe nur zum Trinken mitgenommen wurde. Dieser Genufs war aber auch sehr zweifelhaft, da bei langer Reise das Trinkwasser ziemlich braun aussah und alles mögliche in demselben herumschwamm. Es ist ja begreiflich, dafs man für 2000 Mann nicht gutes Süfswasser mitführen kann, deshalb scheidet die Dampfmaschine täglich aus grofsen Quantitäten Meerwasser das Salz aus. Der Geschmack dieses Getränkes ist aber sehr schlecht, und verweigerten die Pferde lange Zeit den Genufs desselben, bis sie es endlich aus Verzweiflung tranken.

Wie schon bemerkt, schliefen wir Kapitäns in engem Raum in Hängebetten. Da sich bei uns die Pumpen befanden, hatten wir noch die Annehmlichkeit, dafs jeden Morgen vor Tagesanbruch einige Matrosen erschienen und mehrere Betten mit ihren Insassen abhakten, um die Pumpen in Gang zu setzen. Letztere versorgten die verschiedenen Decks mit Wasser, um die notwendige Reinigung derselben vornehmen zu können.

Am 23. hatten wir die Reede von Cherbourg verlassen, gleich am folgenden Tage stellte sich bei verschiedenen Passagieren, zu denen auch ich gehörte, die Seekrankheit ein.

Die braven Chasseure versuchten, durch Wein und Kognak dem Übel zu entgehen, beschleunigten dasselbe aber dadurch.

Nach wenigen Tagen konnte man die unteren Batterien, in denen mehrere Kompagnien kampierten, nur mit grofser Gefahr passieren, da fast alle Mannschaften das Genossene auf demselben Wege wieder von sich gaben, auf welchem sie es eingenommen hatten. Es war eine grofsartige Cochonnerie!

Die schlechte Luft unter Deck, das Schaukeln des Schiffes, das beständige Zittern der Schraube und der Geruch des verbrannten Fetts der Maschine waren ganz dazu angetan, Übelkeiten mit den unausbleiblichen Folgen zu erregen.

Fast alle Offiziere wurden seekrank; diejenigen, welche im Bett blieben, litten am stärksten und am längsten.

Da ich bemerkte, dafs die frische Luft das beste Mittel gegen die Seekrankheit ist, blieb ich den ganzen Tag auf dem Deck und erschien nur zu den Mahlzeiten im Speisesaal, woselbst ich der Vorsicht wegen

dicht an einem offenen Fenster afs. So war ich allen Eventualitäten gewachsen und kamen die Fische nicht zu kurz. Nach wenigen Tagen hatte ich die Sache überwunden und war dann ganz seefest.

Unser erster Halt wurde auf der Insel Teneriffa gemacht. Am 31. gegen Mittag trafen wir auf der Reede von Santa Cruz ein.

Der kleine Hafen hat selbst für die gröfsten Schiffe hinreichende Tiefe, so dafs dieselben dicht an der Küste vor Anker gehen können. Ich war froh, nach neuntägiger Fahrt Land, die Kanarischen Inseln, zu sehen. Die Aussicht, ein Bad zu nehmen und reines Wasser trinken zu können, war zu verlockend, um nicht möglichst bald ans Land zu gehen, obgleich der Pic de Tériffa mit seiner vulkanischen Formation auch aus der Ferne nicht ohne Reiz war. Ein französisches Linienschiff, „La ville de Lyon“, lag bereits im Hafen. Bald ertönte das „Partant pour la Syrie“ zu unserer Begrüfsung, wie uns dieselbe Melodie bei der Abfahrt von Cherbourg als Abschied nachgesandt wurde. Dieser Sang vertrat unter den Napoleons die Nationalhymne. Während die Marseillaise wild aufregend wirkt, schläfert die der Königin Hortense gewidmete Hymne mächtig ein.

Auf der Strafse von Santa Cruz sah man des Mittags so gut wie keine Eingeborenen. Solange die Sonne hoch am Himmel steht, verlassen dieselben ihre Häuser nur im äufsersten Notfall.

In Algier herrscht dieselbe Sitte wie wohl in allen heifsen Ländern. Hört der Araber bei Tage ein Geräusch auf der Strafse, so sagt er, das ist ein Hund oder ein Franzose. Die Strafsen von Santa Cruz sind eng, schlecht gepflastert und schmutzig, die Häuser, wie dies auch im Orient gebräuchlich ist, so gebaut, dafs nach der Strafse keine oder nur wenige Fenster sehen. Das Innere wird durch einen quadratischen Hof oder Garten mit Fontaine gebildet. Derselbe ist mit Platanen und Palmen bepflanzt. Alle Zimmer, zuweilen in mehreren Etagen, mit Veranden versehen, haben den Blick nach dem Garten.

Diese Bauart ist dem Bestreben angepafst, sich von der Welt abzuschliefsen und ganz der Familie zu leben.

Die Aufsenmauern sind weifs übertüncht, um die Sonne abprallen zu lassen. Nur wenige Häuser haben Balkons nach der Strafse, hinter deren beweglichen Jalousien die Spanierinnen unbemerkt oft stundenlang stehen, um des Abends die Passanten zu beobachten, gegebenenfalls sich durch die Fächersprache verständlich zu machen. Die Zimmer sind oft sehr elegant eingerichtet, die Wände mit schönen Teppichen behängt, während geflochtene Matten den kühlen, steinernen Fufsboden bedecken.

Wir hatten zwei Tage Urlaub und nahmen im Hôtel de la marine Quartier. Da der Wirt nur spanisch sprach, war es nicht leicht, sich dem Manne verständlich zu machen. Allerdings hatten wir den Selbstunterricht in der lingua Castiliana an Bord begonnen, die Seekrankheit

liefs aber rapide Fortschritte vorläufig nicht zu. Mit Hilfe des Wörterbuchs, der spanischen Grammatik und lateinischer Brocken brauten wir das Nötige zusammen. Der Wirt bediente uns mit Grandezza.

„Stolz liebe ich den Spanier", doch nicht, wenn die Rechnung überschäumt, wie dies hier der Fall war. Dieser falsche Kastilianer liefs sich die Herablassung, mit der er uns bediente, königlich bezahlen. Seine Küche war nicht berühmt, die Gerichte schwammen in Olivenöl und rochen nach allen möglichen Zwiebeln, das Wasser war rein, aber nicht kühl, dagegen das Obst vortrefflich.

Besonders erfrischend ist die Figue de Barbarie, aber es wachsen auch andere Früchte auf den Kanarischen Inseln: Orangen, Citronen, Bananen, Feigen, Wein, Pfirsiche, Birnen etc.

Nach Untergang der Sonne spielte auf dem Marktplatz eine spanische Militärmusik. Die Jalousien öffneten sich, die Sennoritas erschienen zuerst auf den Balkons, dann auch auf dem Platz, um dort, sich dem Fächerspiel ergebend, die Abendluft zu atmen.

Malerisch drapiert unter der Mantilla, durch welche die dunklen Augen blitzen, verfehlten diese Schönen nicht, auf die französischen Offiziere besonderen Eindruck zu machen.

Die Spanier zeigten deutlich ihre Abneigung, die Zeitungen brachten die heftigsten Artikel gegen Frankreich.

Am 1. September traf noch ein Schiff, der „Navarin", mit Truppen und dem General Neigre an Bord vor Santa Cruz ein.

Die kleine Stadt nahm ganz den Charakter einer französischen an. Man sah nur Offiziere, Soldaten und Matrosen. Alle Hotels waren besetzt.

Die Nächte waren am Lande auch nicht angenehm; die Moskitos störten die Ruhe, besonders wenn man, nachdem die Moustiquaire über dem Bett geschlossen war, vergessen hatte, noch eine Jagd auf diese Tiere zu machen, deren Stich sehr empfindlich ist. Natürlich machten wir auch einen Ausflug nach Laguna, der eigentlichen Hauptstadt der Insel, in einem mit Maultieren und Pferden bespannten Omnibus.

Obgleich die Sonne entsetzlich brannte, machten einige Chasseuroffiziere die Tour zu Pferde. Die kleinen, ausdauernden Tiere, zum Teil ohne Zäumung, gingen auf den Gebirgswegen sehr sicher, besonders wenn der Reiter nicht klüger sein wollte als das Pferd.

Zum Transport von Lasten benutzen die Inselbewohner Kamele, Maultiere und Esel.

Laguna macht einen gefälligen Eindruck; die Kinder laufen auch in dieser Stadt ganz nackt herum, grofs und klein macht einen ungewaschenen Eindruck. Die Jugend beschäftigt sich hauptsächlich mit Betteln. Die Sittenverderbnis, selbst der jüngsten Individuen, übersteigt alle Begriffe. Ähnliches erlebte ich später nur auf dem Markusplatz in Venedig.

Das Dejeuner im Hotel mundete uns vortrefflich, besonders der Vino grandioso de Teneriffa. Am 2. September erstiegen wir noch einige Höhen, um die prächtige Aussicht auf das Meer zu geniefsen, und kehrten nachmittags wieder an Bord zurück. Vorher will ich noch erwähnen, dafs wir auf Teneriffa auch den Sitz eines Engländers besuchten, dessen schöne Villa mit Garten in ziemlicher Höhe an dem Abhang eines Felsens liegt. Eine Gazelle in kleiner Einzäunung und Kanarienvögel belebten das landschaftlich schöne Bild. Besonders interessant war hier die Zucht der Cochenilletierchen. Während auf der Insel früher hauptsächlich Wein gebaut wurde, haben Rebenkrankheiten und Mifsernten die Leute auf die Cochenillezucht gebracht. Die Tiere leben auf einer Kaktuspflanze, Nopal, die Franzosen nennen deren Frucht Figue de Barbarie. Die Vermehrung geht sehr schnell; die junge Brut wird durch Decken gegen scharfe Winde geschützt und, wenn sie ausgewachsen ist, getrocknet und zerstampft. Das so entstehende Pulver gibt die rote Cochenillefarbe, die ziemlich teuer ist.

Wir traten nun die Fahrt nach Martinique, einer Insel der Antillen, an, die auf zwanzig Tage veranschlagt war, Zeit genug, um sich an das Seeleben zu gewöhnen. Auch an Bord geht alles genau nach der Uhr. Die Beschäftigungen waren immer dieselben; man spielte Karten oder Schach, las alle Bücher, deren man habhaft wurde, gleichviel, ob sie von Cooper, Dumas, Michelet, Rabelais oder gar von Boccaccio waren. Der kriegsgeschichtlichen Lektüre diente hauptsächlich die Geschichte des Krieges gegen Mexiko in den Jahren 1846/47, in dem der amerikanische General Scott gegen Santa Anna kommandierte.

Am 7. September wurde das monotone Leben durch die sogenannte Tropentaufe unterbrochen, der sich alle die Passagiere unterwerfen mufsten, welche zum erstenmal in das Gebiet der Tropen kamen.

Diese, von den Matrosen aufgeführte Komödie belustigte die Landtruppen ungemein.

Da erschienen die wunderlichsten Gestalten, den Père tropique, dessen Familie und Gefolge darstellend, alles so ziemlich nackt, aber schwarz bemalt. Die Witze waren auch nicht bekleidet und entziehen sich der Wiedergabe. Die Pointe der ganzen Feier war für die Matrosen der Ertrag der Taufgebühren, für welche der Täufling in der Regel ein Sitzbad und eine Dusche von oben bekam, die ihn bis auf die Haut durchnäfsten. Als Fremder wurde ich ziemlich glimpflich behandelt, was ich durch 40 Francs vergalt.

Die Harmlosigkeit des französischen Soldaten, der selbst in schwierigen Lagen die gute Laune nicht verliert, verdient alle Anerkennung.

Wir befanden uns auf dem Atlantischen Ozean, hatten in der Sonne meist 40° R. zu ertragen, mufsten jede Bequemlichkeit entbehren, gingen Gefahren zu Wasser und zu Lande entgegen — trotzdem war man heiter und guter Dinge und interessierte sich für alles, was an Bord vorging.

Von 4 bis 5 Uhr nachmittags musizierte die Chasseurkapelle auf dem Deck. Anfangs war dieses Konzert herz- und ohrzerreifsend. Nach und nach machten die Musiker Fortschritte und wurden die Mifstöne seltener. Die Leute bliesen schliefslich die sechs bis acht Stücke ihres Repertoirs ganz leidlich, das Finale war stets „Partant pour la Syrie".

Ich widmete dem Gang des Schiffes besondere Aufmerksamkeit; die Schnelligkeit oder vielmehr der Schneckengang wurde alle 15 oder 30 Minuten gemessen. Um Kohlen zu sparen, wurde die leichteste Brise zum Segeln benutzt. Mehr als sechs Knoten wurden selten erreicht. Aufmerksam musterte man den Horizont und freute sich, wenn ein Schiff in Sicht kam; des Abends bewunderte man den prachtvollen Sternenhimmel, beobachtete das Kolorit des Meeres, besonders wenn es wie Phosphor leuchtete, die fliegenden Fische, von denen ab und zu ein Exemplar sich durch eine offene Luke in das Innere des Schiffes verirrte und dann genau untersucht wurde. Verschiedene Angelschnüre schleppten im Wasser nach. Der Jubel war grofs, als ein stattlicher Seeaal an Bord gezogen wurde. Gespannt erwartete man jeden Mittag die Fixierung des Punktes, auf dem sich das Schiff befand, und war meist sehr enttäuscht, wenn man das geringe Vorwärtskommen konstatierte.

Des Sonntags, wenn der Kommandant guter Laune war, wurde auf dem Deck getanzt. Da von 7 Uhr ab die Nacht fast schwarz war, wurden Laternen in die Takelage gehängt. Sobald die Musik eine Quadrille anstimmte, war alles wie elektrisiert. Man tanzte mit einer unglaublichen Verve und verrenkte die Glieder im Cancan nach dem Muster des allen Parisern bekannten Monsieur Chicard.

In der traurigsten Lage an Bord befanden sich nächst dem Schlachtvieh die Pferde. Obgleich letztere nach Seemannsbegriffen vortrefflich untergebracht waren, litten die Tiere dadurch unendlich, dafs die engen Ständer ein Legen unmöglich machten. Nachdem die Pferde vier Wochen gestanden hatten, machten einige den vergeblichen Versuch, sich zu legen, wobei sie sich oft verletzten. Das Anbringen von Gurten unter dem Leibe des Pferdes, um das Fallen zu verhindern, bewährte sich nicht, da oft Kolik eintrat.

Der Durst machte sich immer fühlbarer bei Menschen und Tieren. Zum Unglück wurde noch die Maschine schadhaft, welche das Wasser destillierte.

Sonntag, den 21. September, sah man des Morgens Land, die Berge der Insel Martinique, umfuhr einen Teil der Insel und gelangte dann in den Hafen von Fort de France.

Während Teneriffa von vulkanisch zerrissenen Felsen gebildet zu sein scheint, bietet die Insel Martinique einen gefälligen, anmutigen Anblick. Die Berge auf derselben fallen nicht steil ab, bilden reizende Schluchten und Täler mit prächtiger Vegetation.

Das Auge wird wahrhaft erquickt durch den Anblick des frischen, saftigen Grüns, nachdem man so lange nichts als Wasser, Sonne, Mond und Sterne gesehen hat.

Der Hafenkapitän war dem „Tilsit“ entgegengefahren; er kam an Bord, später auch andere Herren, die dann manches für uns Neue erzählten, so, dafs Garibaldi gefangen sei.

Diese Nachricht erregte besondere Freude bei den Offizieren, welche fast alle den Krieg in Italien 1859 mitgemacht hatten.

Sehr angenehm wurden wir durch den Befehl überrascht, dafs alle Mannschaften und Pferde ausgeschifft werden sollten, um sich vier Tage am Lande zu erholen. Da die Matrosen mit den Pferden nicht fertig wurden, blieb nichts anderes übrig, als die Ausschiffung derselben selbst in die Hand zu nehmen.

Wohl infolge schlechter Nahrung, mangelnder Bewegung und Erkältung befand sich fast niemand in normalem Zustand; meine Augen waren total mit Blut unterlaufen, so dafs man nichts Weifses sah.

Am Abend verliefsen wir das Schiff und gingen in ein Hotel, das ein Mulatte, namens Toulouse, hielt, unsere Pferde kampierten mit denen von zwei Eskadrons Chasseurs auf der Promenade. Die kleinen Araberhengste waren bei gutem Humor, obgleich die Sonne und die Moskitos sie heftig quälten.

Dies war der Grund, weshalb ich meine Pferde bei einem Schmied einstellte.

Unter den Bewohnern der Insel sieht man alle Nuancen, vom dunklen Schwarz bis zum Teint des Weifsen. Der gröfste Teil der Bevölkerung sind freigelassene Sklaven, deren Herren, meist ruiniert, die Insel verlassen haben. Die Schwarzen und Melierten bemühen sich, sich selbst zu regieren. Die wichtigsten Dinge für den Neger sind lackierte Stiefel und Glacéhandschuhe. Diese beschafft er zuerst und glaubt, in deren Besitz, dem Weifsen ganz ähnlich zu sein. Ein Cylinderhut krönt bald den schwarzen Wollkopf. Durch Rassenvermischung entstehen die Mulatten und Kreolen. Die Kreolinnen werden oft schön gefunden, jedenfalls tun sie ihr möglichstes, um zu gefallen, behängen sich mit Schmuck jeder Art, Ohrringen, Colliers, Armbändern etc. Auch Poudre de riz und andere Schönheitsmittel sind diesen Damen bekannt, die eifrig bemüht sind, jede Spur des Negerblutes zu verwischen. Auf dem Kopf tragen sie meist bunte Tücher, welche durch grofse, goldene Nadeln gehalten werden.

Die Farbe dieser Tücher, welche das struppige Haar verdecken, wird täglich frisch aufgetragen, und da das Gelb teuer ist, treiben nur wohlhabende Kreolinnen und solche der Halbwelt, die auf Martinique sehr verbreitet ist, diesen Luxus. Die schlanken Glieder dieser Damen umschliefst ein leichtes Kleid, das, eng anschliefsend, alle Linien des Körpers

markiert. Ein feiner weifser Strumpf ziert das schwarze Bein, ein kleiner spitzer Pantoffel mit hohen Absätzen den Fufs. Während die farbige Damenwelt ihr Ideal in der Pariser Grisette sieht, bemühen sich die Herren, ganz als Europäer zu erscheinen. Einzelne Gesten derselben, wie das Heben der Unterarme mit erhobenen Händen, erinnern aber unwillkürlich an Darwins Theorie. Auch die freien Neger haben manche Gebräuche beibehalten, die noch aus der Sklavenzeit stammen; wo sie in gröfserer Zahl zusammenarbeiten, stimmen sie einen melancholischen, eintönigen Gesang an. Die Sprache auf der Insel ist die französische und ein Negerjargon, der für Europäer unverständlich ist. Die Jesuiten haben die Schwarzen bekehrt und lesen in mehreren Kirchen die Messe.

Die kleine Stadt war in ein Feldlager verwandelt, am 25. lagen 10 Linien- oder grofse Transportschiffe im Hafen. Fort de France bietet einen ordentlichen, reinlichen Anblick, seine Strafsen sind gepflastert, eine 1857 erbaute Wasserleitung sorgt für sehr gutes, gesundes Trinkwasser, Fontänen auf dem Markt und anderen Plätzen sowie Wasserfälle machen das Leben dort angenehm und haben das gelbe Fieber verscheucht.

General de Laumière lud uns zum Frühstück nach St. Pierre ein. Dies ist die Hauptstadt der Insel und liegt ebenfalls an der Küste.

Auf einem kleinen Dampfer fuhren wir dorthin, dicht die Küste entlang, welche die mannigfachsten Bilder zeigte. Die Vegetation der Insel ist die der Tropen: Kokosnüsse, Bananen und Orangen sieht man an den Bäumen, in den Tälern kleine Ansiedelungen von Negern, an deren Hütten das Meer brandet und die kleinen Kanoes schaukelt. Schwarze Buben aller Schattierungen, ab und zu in die Wellen tauchend, belebten das Idyll.

Während wir, auf dem Deck stehend, das immer wechselnde Panorama bewunderten, machte eine Herde Marsouins, eine Art kleiner Delphine, eine Promenade im Meere. Es waren mehrere hundert Tiere, 3 bis 5 Fufs lang, die sich beständig aus dem Wasser in die Höhe und vorwärts schnellten, so dafs man dieselben frei in der Luft sah.

An der Küste fängt man Schildkröten; ich sah solche in einer Gröfse von 3 bis 4 Fufs. Während das Meer die schmackhaftesten Fische liefert, gewinnt man auf dem Lande Kokosnüsse, Bananen, Feigen, Orangen, Ananas, Mais und viele andere Früchte, die man in Europa nicht kennt. Fast alles wächst wild an den Bäumen, während der Boden mit frischen Gräsern und Sträuchern bedeckt ist. Diesem scheinbaren Paradiese fehlt die Schlange nicht. Die Insel ist von Vipern bevölkert, welche das Verlassen der Wege gefährlich machen. Die Eingeborenen vertilgen diese Tiere nicht, weil dieselben die Ratten, die gefährlichsten Feinde des Zuckerrohrs, töten.

Als wir in St. Pierre ankamen, in dessen Hafen zahlreiche Handelsschiffe lagen, beeilten wir uns, in das Hotel zu kommen, da die Hitze zu grofs war, um länger im Freien zu bleiben. Deshalb sahen wir auch den botanischen Garten nicht, der grofsartig sein soll, was bei der Tropenvegetation begreiflich ist. Das Frühstück war vortrefflich, obgleich das Menu einige wunderbare Gerichte aufführte, z. B. Calalou au Gumbe, Paté de crabes — Bouillon Mulatre — Volaille sautée à la Créole — Légumes Créoles — Poids dangola — Avocat à la farine de Manioque — Bananes — Fruits Créoles; Konfitüren: Colomaud — Guyaves — Mangous — Pommes canelle — Pommes de Cythère etc.

Es war nicht zu verkennen, dafs die Pariser Zivilisation bei Bereitung des Mahles wohltuend auf die Erzeugnisse der Insel gewirkt hatte. Vortreffliche Weine, guter Champagner erhöhten die fröhliche Stimmung.

Die Tage am Lande, das Leben in natürlichen Verhältnissen, die Reinlichkeit und ein gewisser Komfort entschädigten uns für den langen Aufenthalt an Bord.

Eine Seereise von sechs bis sieben Wochen unter den Bedingungen, wie wir dieselbe machten, bei tropischer Hitze bei Tage und 25° bis 28° R. des Nachts, gibt einen Vorgeschmack der Hölle und hätte einem Dante Stoff liefern können.

In meinen Notizen finde ich als Trost: „Nous travaillons pour nos souvenirs.“ Jedenfalls war für mich die Wahrnehmung lehrreich, was Menschen und Tiere aushalten können.

Die Bewohner der Insel waren anfangs sehr mifstrauisch, bis sie sich davon überzeugt hatten, dafs sich unter den Truppen keine Zuaven befanden. Die erste Verstärkung, welche im Juni nach Mexiko abgegangen war, bestand aus 2000 Zuaven. Diese waren auch in Fort de France ausgeschifft worden und behandelten die französische Kolonie wie erobertes Land; sie nahmen, was ihnen gefiel, bezahlten nicht, trieben den gröbsten Unfug und derartige Exzesse, dafs General Forey bei seiner Ankunft in Vera Cruz sich genötigt sah, durch exemplarische Strafen diese undisziplinierten Horden in Ordnung zu bringen.

Am 25. September schifften wir unsere Pferde wieder ein und gingen selbst an Bord. Am nächsten Tage trat die Eskadre, bestehend aus den Schiffen „Tilsit“, „Ville de Lyon“ und „Ville de Bordeaux“, die Weiterreise nach Vera Cruz an. Der „Tilsit“ sollte seine Gefährten auf hoher See erwarten. Da dieselben nicht kamen, fuhr er nach achtstündigem Warten zurück, um den Grund der Verzögerung zu ermitteln.

Es stellte sich heraus, dafs die „Ville de Lyon“ beim Heben des Ankers einige Bewegungen gemacht und mit ihrer Schraube die Ankerkette der „Ville de Bordeaux“ erfafst hatte. Bevor man die Maschine zum Stehen bringen konnte, hatte die Schraube drei Umdrehungen gemacht.

Um dieselbe frei zu machen, mufste die Kette in dem Gehäuse der Schraube von Tauchern durchsägt werden, eine mühsame und gefährliche Arbeit. Wir blieben infolgedessen drei Tage liegen, bis die Schiffe von ihrer Umarmung befreit waren, gingen ab und zu auf einige Stunden ans Land und dampften endlich am Morgen des 28. mit der „Ville de Bordeaux“ und dem grofsen Transportdampfer „l'Ardèche“ ab. Auf ersterem Schiff befand sich ein Linien-Infanterie-Regiment, auf letzterem Kavallerie, zwei Eskadrons Chasseurs. Die so verlorenen Tage steigerten unsere Ungeduld, endlich das Ziel unserer Reise zu erreichen. Leider fuhren die Schiffe absichtlich langsam, um womöglich nicht vor Mitte Oktober anzukommen, in der Hoffnung, dafs dann die Periode des gelben Fiebers vorüber sein würde, da vorher die Operationen am Lande doch nicht beginnen konnten. Besorgt machte uns der Zustand der Pferde; zur Müdigkeit derselben gesellten sich Koliken und Mangel an Frefslust. Ein Tierarzt war nicht an Bord. Der letzte Teil unserer Reise war insofern interessanter, als wir von zwei Schiffen begleitet wurden und morgens und abends auslugten, wo sich unsere Gefährten befanden. Ab und zu wurden vom Bord der „l'Ardèche“ Kadaver von Pferden ins Meer geworfen, welche bald von den Haifischen verzehrt waren. Ein grofser Raubvogel, welcher Jagd auf fliegende Fische machte, hatte sich zu weit von der Küste entfernt und liefs sich auf dem Bugspriet des Schiffes ermüdet nieder. Beim Einfangen leistete er keinen Widerstand. Kurze Zeit darauf folgte ein zweiter Vogel diesem Beispiele; man schlofs daraus, dafs es ein Paar sei.

Zwischen der Antillen-Insel Cuba und der Halbinsel Yucatan durchfahrend, gelangten wir in den Golf von Mexiko, der uns recht unliebsame Überraschungen bereitete.

Anfangs ging alles gut und man war an Bord lustig und guter Dinge. Zu den musikalischen Vorträgen der Chasseurkapelle mit obligatem Tanz waren kleine theatralische Aufführungen gekommen. Am 9. Oktober gab man sich der Hoffnung hin, am nächsten Tage die Küste Mexikos sehen zu können, das Wetter war schön, die See nicht bewegt. Am 10. bewölkte sich der Horizont, das Meer nahm eine graue, unheimliche Farbe an und der Wind wurde stofsweise. Die Seeleute verkündeten die Wahrscheinlichkeit eines Sturmes. Einige Laien fanden die Aussicht, einen solchen erleben zu können, sehr verlockend; sie sollten bald eines Besseren belehrt werden.

Gegen Mittag wurde das Wetter bedenklich, das Meer ging hoch, unser Schiffskolofs tanzte wie eine Nufsschale auf den Wellen.

Wenn man die Stabilität eines alten Linienschiffes kennt, braucht man nicht Fachmann zu sein, um die Lage richtig zu beurteilen. Bald schlugen die Wellen über Bord, das Schiff neigte sich schnell von der einen zur anderen Seite, alles, was nicht fest genagelt oder angebunden

war, rutschte hin und her, Stühle, Tische, Bänke, Kästen setzten sich in Bewegung und verursachten mancherlei Verletzungen. Unsere armen Pferde, welche dicht an der Maschine auf dem Oberdeck standen, konnten sich nur schwer auf den Beinen halten und stemmten sich mit aller Gewalt gegen die Wände des Ständers, um die Stöfse des Meeres zu brechen. Einige safsen wie die Hunde und vermochten nicht, sich wieder zu erheben.

Sämtliche Fenster und Luken des Schiffes waren geschlossen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. In den unteren Räumen war infolgedessen die Luft zum Ersticken. Alle Passagiere wurden wieder von der Seekrankheit ergriffen, so dafs es überall schrecklich aussah. An Kochen war nicht zu denken, Stehen und Sitzen fast unmöglich. Ich hatte mich, sobald der Sturm begann, auf das Verdeck begeben und legte mich dort unter einen festgenagelten Wagen. So war ich in der frischen Luft, ziemlich sicher, nicht seekrank zu werden.

In der Nacht zum 11. erreichte der Sturm seinen Höhepunkt, und war mancher auf eine Katastrophe gefafst.

Auf allen vieren kriechend, versorgte ich meine Pferde mit Futter; an eine Wartung derselben durch die Leute war nicht zu denken, da sie selbst elend in den unteren Schiffsräumen lagen.

Froh war ich, als es wieder Tag wurde, dafs man wenigstens in nächster Nähe sehen konnte. Der Sturm war aber auch am 11. noch immer sehr heftig. Die einzige Nahrung bestand in Biskuit, da das Kochen auch an diesem Tage nicht möglich war.

Die uns begleitenden Schiffe waren schlanker gebaut und wurden deshalb noch leichter von den Wellen herumgeworfen. Die „Ardèche“ erlitt eine Havarie am Steuer; der Sturm trieb sie des Morgens 4 Uhr direkt auf unser Schiff los, so dafs ein Zusammenstofs unvermeidlich schien. Ein solcher hätte den Untergang beider Schiffe herbeigeführt. Um diese Katastrophe abzuwenden, signalisierte unser Schiffskapitän, welcher als ältester die Eskadre unter sich hatte, der „Ardèche“ den Befehl, ein Segelmanöver zu machen, um einen anderen Kurs zu bekommen; eine verzweifelte Mafsregel, wie die Seeoffiziere erklärten, die den Untergang des Schiffes herbeiführen konnte. Das Manöver gelang aber; es war schrecklich anzusehen, als sich die „Ardèche“ unter den entfalteten Segeln derartig auf die Seite legte, dafs das Kentern unvermeidlich schien.

Alle Schiffe bemühten sich, womöglich nicht vorwärts zu kommen, da man keine Ahnung hatte, wo man sich befand, und befürchtete, von dem Norte an die Küste geworfen zu werden. Die Gefahr der Karambolage wiederholte sich mehrere Male, bis es dem „Tilsit“ gelang, durch gröfsere Entfaltung von Segeln sich wieder von den gefährlichen Nachbarn zu entfernen. Sehr erfreut waren wir, als dieselben am Morgen des 12. sichtbar wurden.

Der „Tilsit“ hatte gleich beim Beginn des Sturmes die oberen Masten abgenommen, da sein Hauptmast durch unmotiviertes Schwanken geringe Festigkeit verriet, die „Ardèche“ hatte bald die Havarie am Steuer beseitigt, und die „Ville de Bordeaux“ war ganz unbeschädigt geblieben. Nachdem ich diesen Norte erlebt, begreife ich den exzentrischen Lord nicht, dem jeder Sturm eine Wollust war.

Während unsere Pferde zwar viel gelitten, aber doch mit dem Leben davongekommen waren, hatte der Sturm unter denen anderer Schiffe, welche später nachkamen, arge Verwüstungen angerichtet. An deren Bord standen die Pferde von zwei Schwadronen und dem Train unter Deck. Die Ständer waren nicht solide gewesen, brachen zum Teil, und nun wurden zahlreiche Pferde auf einen Haufen geworfen und zertraten sich gegenseitig, so dafs viele Kadaver über Bord geworfen werden mufsten; so verlor „L'Aube“ gegen 80 Pferde.

Wie nahe wir am Scheitern waren, stellte sich am Morgen des 12. heraus, an dem wir am Horizont die Küste schimmern sahen und die Messungen ergaben, dafs wir uns dicht vor Vera Cruz befanden.

So waren wir denn nach 52 Tagen an dem ersehnten Ziel. Weder das ungesunde Klima noch die Gefahr des gelben Fiebers minderten das Verlangen, sobald als möglich ans Land zu kommen.

Um 5 Uhr abends gingen wir vor Anker. Neben uns lag die Panzerfregatte „La Normandie“, das Flaggschiff des Vizeadmirals Jurien de la Gravière. An Bord desselben war vor einigen Tagen ein Schiffsfähnrich am gelben Fieber erkrankt; Kanonenschüsse kündigten am 13. seine Beerdigung an. Rings um uns, bei Sacrificios, lagen grofse Kriegsschiffe, während die Transportschiffe beim Fort St. Ulloa, der Stadt gegenüber, vor Anker gegangen waren.

In zwei Monaten hatte die Flotte neun Offiziere am gelben Fieber verloren, Mannschaften im Verhältnis.

Während auf hoher See die Toten in das Meer versenkt werden, wurden die an Bord der verankerten Schiffe Gestorbenen auf der Insel Sacrificios beerdigt, welcher die Franzosen den Namen Jardin d'acclimatation beigelegt hatten. Mangel an Ausschiffungsmitteln hielt uns vorläufig an Bord zurück.

Am 13. früh machten wir den ersten Ausschiffungsversuch. Meine Pferde wurden zuerst in den Prahm hinabgelassen, konnten sich aber nicht auf den Beinen halten, die Wellen gingen zu hoch, ein Norte war im Anzuge; es blieb also nichts übrig, als die Tiere wieder an Bord zu hissen, tags darauf wurde der Versuch wiederholt. Dieses Mal liefs ich anderen Pferden den Vortritt, die ebenfalls die Luftreise vergeblich machten. Ein Signal vom Hafen kündigte an, dafs wegen des Sturmes die Ausschiffung verschoben werden müsse. Da man beobachtet hatte, dafs bei Tagesanbruch das Meer verhältnismäfsig ruhig war, machten wir

am 17. morgens 5 Uhr den dritten Versuch, unsere Pferde ans Land zu bringen. Mit unglaublicher Schnelligkeit schafften wir die 18 Pferde und Maultiere in den Prahm, den auch ich mit noch zwei Herren und allen Ordonnanzen bestieg. Eine Dampfbarkasse schleppte uns in den Hafen von Vera Cruz, die Effekten wurden von einem anderen Prahm gebracht, der aber schadhaft war und in Gefahr stand, mit den sämtlichen Sachen unterzugehen. Pferde und Maultiere waren kaum zu halten, als sie dicht am Lande waren. Die Tiere sprangen, sobald sie Grund hatten, ins Wasser und eilten dem Lande zu, woselbst sich die Maultiere niederwarfen und im Sande wälzten. Endlich setzte ich den Fufs auf amerikanischen Boden. Seit meiner Einschiffung in Cherbourg lagen 57 Tage hinter mir.

V.

Während ich in der Ferne die schneebedeckten Gipfel des Pic d'Orizaba von der Sonne beleuchtet sah, betrat ich die Stadt Vera Cruz, die, im maurischen Stil gebaut, prächtige Kuppelbauten und Paläste enthält.

Die Einwohner machten einen traurigen Eindruck, die einen schienen nicht leben, die anderen nicht sterben zu können. Alle hatten die bleiche, fahle Gesichtsfarbe der Kreolen.

Auf Wunsch unseres Konsuls d'Oleire hatte ich bei demselben mit meiner Ordonnanz Wohnung genommen und wurde vom Konsul wie von dessen liebenswürdiger Familie auf das freundlichste aufgenommen.

Ich informierte mich, wie man am besten sein Leben einrichten müsse, um gesund zu bleiben, und hielt mich streng an die mir mitgeteilten Regeln.

Ein einfaches, ruhiges Leben, das Vermeiden aller Exzesse, jeder Ausschweifung, des übermäfsigen Genusses von Wein und Spirituosen erhalten den Körper kräftig und widerstandsfähig. Ist es möglich, so bleibt man bei Tage zu Hause, setzt sich nicht der Sonne aus und bewegt sich im Freien nur vor Aufgang oder nach Untergang derselben.

Meine französischen Kameraden nahmen als Präservativmittel gegen Fieber Vin de quinquina, was sie nicht hinderte, des Morgens Wermut und anderen Wein zu trinken. Sie wurden sämtlich vom Fieber befallen, ich allein, der ich statt des Weines Kaffee und Thee trank, blieb gesund. Leider wurde mein Gefreiter auch krank, doch genas derselbe bald, ich pflegte ihn in meinem Zimmer.

Vera Cruz hat weder Brunnen noch eine Wasserleitung; auf den flachen Dächern befinden sich grofse Reservoirs, in denen das Regenwasser aufgefangen wird. Nachdem dasselbe filtriert ist, ersetzt es das Trinkwasser, so kraftlos es ist. Auf den Strafsen und Dächern sieht man zahlreiche Aasgeier, Zopilote genannt. Diese Tiere besorgen die Strafsenreinigung. Ist ein Pferd oder Maultier gefallen, so stellen sich Scharen

dieser schwarzen Vögel ein, welche in unglaublich kurzer Zeit den Kadaver verzehren, so dafs nur das Skelett übrig bleibt. Da sich diese Tiere um die Kommune sehr verdient machen, ist es bei Geldstrafe verboten, dieselben zu schiefsen.

Unsere Messe war bald im Gange, ein Kanonier war Koch und machte seine Sache ganz gut. Man konnte in Vera Cruz Lebensmittel jeder Art haben, allerdings waren die Preise sehr hoch. Wein hatten die Kameraden hinlänglich mitgebracht, Chevet im Palais royal zu Paris sorgte für den späteren Bedarf.

Da es ganz unbestimmt war, wann wir den Vormarsch würden antreten können, richteten wir unsere Lebensweise für längere Zeit ein. Um 4 Uhr früh stand ich auf, nahm in einem Restaurant den Kaffee, ritt bis 7 Uhr meine beiden Pferde, meist am Strande, und war um 8 Uhr wieder in meinem kühlen Zimmer. Die Temperatur war im Freien dann schon sehr warm.

Um 10 Uhr nahm ich in unserer Messe das Dejeuner ein, um 6 Uhr abends das Diner, die Zwischenzeit diente der Lektüre und der Erledigung der Korrespondenz. Abends machte man einen Spaziergang auf der Mole, an der sich die Wellen des Meeres schäumend brachen.

Der Sternenhimmel war prachtvoll, die Luft dann erfrischend.

Täglich trafen neue Schiffe mit Truppen ein, deren Ausschiffung grofse Schwierigkeit des stets plötzlich eintretenden Nortes wegen hatte. Da die wenigen Prahme sehr mangelhaft waren und bei der grofsen Strecke, die von den Schiffen bis ans Land zurückgelegt werden mufste, keine Sicherheit boten, sobald das Meer etwas bewegt war, dauerte es stets sehr lange, bis die Truppen in Vera Cruz eintrafen.

Trotz aller Vorsicht gingen beladene Prahme unter. Auf diese Weise verloren die Offiziere eines Infanterie-Regiments ihr ganzes Gepäck und retteten nur, was sie auf dem Leibe hatten. Das Geniekorps verlor die Fahrzeuge, welche die Mefs- und Telegrapheninstrumente enthielten.

Am 25. Oktober brach ein fürchterlicher Sturm los, der zwei Tage anhielt. Dreizehn grofse Schiffe scheiterten vor unseren Augen. Es war ein schrecklicher Anblick. Safs das Schiff fest, so schlugen die Wellen über Bord. Die Mannschaft rettete sich in die obere Takelage, fiel aber meist nach 10 bis 12 Stunden ermattet herunter und wurde dann ins Meer gespült. Es waren Schiffe der verschiedensten Nationen, welche bei dieser Gelegenheit zu Grunde gingen. Ihr Los teilte auch ein französisches Kriegsschiff, der „Chaptal". Als der Kommandant dieses Schiffes sah, dafs das Schiff dem Sturme nicht widerstehen konnte, beschlofs er, den Versuch zu machen, wenigstens die Mannschaft zu retten. Er steuerte deshalb direkt auf das Land zu und fuhr mit Volldampf das Schiff auf. Es gelang ihm so, über mehrere Sandbänke fahrend, das Schiff zwischen Klippen einzuklemmen. Dieses war natürlich verloren, aber die Mann-

schaft konnte, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, von Bord geholt werden. General Bazaine, welcher Zeuge dieser Schiffbrüche war, liefs den Strand durch eine Postenkette absperren, deren Wachtfeuer die Küste entlang leuchteten. Dies geschah, um die Strandräuber abzuhalten, welche nicht nur die anschwemmenden Güter gestohlen, sondern auch das Leben der Schiffbrüchigen bei Verteidigung ihres Eigentums bedroht hätten.

Die neu ankommenden Truppen lagerten meist im Freien, da Kasernements nicht genügend vorhanden waren. Meine Pferde standen in der Nähe des Lagers, und sah ich deshalb täglich die angekommenen Regimenter, die einen recht verschiedenen Eindruck machten. Wenn auch die Moskitos und das Fieber die armen Leute arg quälten, so kann doch nicht geleugnet werden, dafs die grenzenlose Unordnung bei einzelnen Truppenteilen durch den Mangel jeglicher Disziplin verursacht wurde.

Während bereits 8000 bis 10000 Mann innerhalb der Stadt waren, trieben die Guerillas ihr Unwesen bis an die Tore derselben, jede Verbindung in der Richtung nach Orizaba abschneidend. Kuriere und die Post wurden nicht selten aufgehoben, schwache Detachierungen überfallen, Pferde und Maultiere gestohlen, so 100 Stück, welche zur Tränke geführt waren.

Man schob die Frechheit der Guerillas auf die nicht genügende Strenge des Oberbefehlshabers, welcher, nachdem er erklärt hatte, dafs er nur gegen die Regierung, nicht gegen die Bevölkerung Krieg führe, glaubte, aus politischen Rücksichten Milde walten lassen zu müssen.

Einzelne Etappenkommandanten, die besonders von den Guerillas zu leiden hatten, halfen sich auf eigene Hand. Fingen sie solche Wegelagerer, so befahlen sie, dafs man dieselben nach Vera Cruz ins Gefängnis bringe. Unterwegs liefs man aber jedesmal einen Fluchtversuch in Szene setzen, bei dem alle Gefangenen erschossen wurden.

Foreys Proklamation hatte auch zur Folge gehabt, dafs viele Generale sich mit ihrer Mannschaft wieder Juarez unterwarfen, der seinerseits erklärte, er werde keinen Frieden schliefsen, solange noch ein französischer Soldat auf mexikanischem Boden stehe; sollte er die Hauptstadt räumen müssen, würde er den Sitz der Regierung in eine andere Stadt legen, den Krieg aber bis aufs Messer führen. Ebenso veröffentlichte er die von Guerillas aufgefangenen Briefe des Bankiers Jäcker, welche für die französische Regierung sehr kompromittierend waren.

Da die Guerillas alle Gefangenen töteten und deren Körper verstümmelten, wurden bald die Franzosen zu Repressalien gezwungen.

Man knüpfte die Guerillas auf, schlug denen, welche beim Zerstören des Telegraphen betroffen wurden, die Hände ab und nagelte dieselben zur Warnung an die Telegraphenstangen. Der Krieg nahm einen grausamen Charakter an, Ortschaften, welche als Sitz von Banden bekannt waren, wurden niedergebrannt.

Die Franzosen haben manches in Mexiko gelernt und später nachgeahmt, ihre Franktireurs waren nichts anderes als die mexikanischen Guerillas.

Auf einem Platze von Vera Cruz hatte eine Remontekommission ihren Sitz behufs Ankauf von Pferden und Maultieren aufgeschlagen. Die zugeführten Tiere waren meist gestohlen, den Haziendados mit dem Lasso weggefangen. Jeder Mexikaner schwingt den Lasso, der an keinem Sattel fehlt, mit grofser Geschicklichkeit. Zu Pferde, dem wilden Stier auf der Prärie nachjagend, trifft die Schlinge unfehlbar, nach Belieben die Hörner oder ein Bein.

Häufig kam es vor, dafs der Remontekommission Tiere wieder verkauft wurden, nachdem sie vorher den Truppen gestohlen waren.

Das Fehlen von Transportmitteln machte den Vormarsch vorläufig unmöglich, man suchte so schnell wie möglich die erforderlichen Zugtiere zu beschaffen, zahlte in Newyork und in der Havanna die höchsten Preise und liefs selbst aus der entfernten Heimat Pferde und Maultiere kommen, verlor aber viel Zeit. Die Amerikaner waren im Jahre 1847 vorsichtiger gewesen, sie erschienen an einem Tage mit 300 Schiffen und landeten 3000 leichte Wagen zum Transport von Lebensmitteln und Munition, aufser den Truppen, die Vera Cruz sofort angriffen. Eine Flotte als Operationsbasis ist sehr schön, solange die operierende Truppe sich in der Nähe derselben, also an der Küste hält. Jeder Marsch vorwärts verlängert aber die Operationslinie und erhöht dadurch die Schwierigkeit des Nachschubs. Das französische Expeditionskorps war fast ausschliefslich auf die Hilfsquellen der Flotte angewiesen, da die Bevölkerung so terrorisiert oder so patriotisch war, dafs sie den Franzosen Lebensmittel für Mann und Pferd in grofsen Massen nicht verkaufte.

Es blieb also nichts übrig, als auf der Route von Vera Cruz nach Orizaba und später weiter Magazine an Etappenorten anzulegen, zu deren Schutz hinreichend starke Besatzungen dienten.

Bevor Truppenmassen marschierten, mufsten diese Magazine gefüllt sein, und hierzu fehlten vorläufig die Transportmittel. Aber es handelte sich nicht nur um den Proviant, sondern auch um die Fortschaffung des Belagerungsparks und der Munition. Bedenkt man, dafs z. B. ein Maultier nur zwei schwere Bomben trägt, so erhellt daraus, wieviel Tiere nötig sind, um die Geschütze und die Munition nachzuführen.

Zur Beseitigung des Guerillaunwesens wurden fast täglich Streifzüge mit mehr oder minder Erfolg gemacht. Im allgemeinen fielen dieselben der Kavallerie zu, doch begleitete auch Infanterie gröfsere Expeditionen. Es würde zu weit führen, wollte ich diesem Teile der Kriegführung näher treten, an dem ich mich persönlich nicht beteiligt habe.

Ich begleitete nur eine Rekognoszierung des Kapitäns de Miribel,



welche den Zweck hatte, den besten Weg nach La Soledad für die Artillerie zu ermitteln.

Am 3. November gingen wir mit unseren Pferden per Bahn bis zur Endstation La Tejeria. Dort nahmen wir einen Zug Chasseurs à cheval als Eskorte mit und zwangen einen eingeborenen Pferdehändler oder Pferdedieb, uns als Führer zu dienen. Wir liefsen ihn zwischen einer Kugel aus dem Revolver und einigen Goldstücken wählen. Er entschied sich für letztere. Der Vorsicht wegen liefsen wir aber auf jeder Seite dieses Ehrenmannes einen Chasseur mit aufgenommenem Karabiner reiten.

Bald verliefsen wir die grofse Strafse, welche in schauderhaftem Zustande war, und ritten über die Hazienda St. Juan und Pulgar nach La Soledad, wo wir 6 Uhr abends eintrafen. Die arabischen Pferde marschieren stets im Schritt. Wir hatten bei 40 ° R. Hitze etwa 40 km in 6 bis 7 Stunden zurückgelegt. Die Nacht verblieben wir in La Soledad, woselbst uns der Etappenkommandant sehr freundlich aufnahm. Derselbe schilderte uns das Passieren der Etappe durch General F o r e y, mit welchem das 20. Chasseur-Bataillon marschierte. Diese Truppe hatte man aus Rom kommen lassen, weil man glaubte, dafs sie das heifsere Klima leicht ertragen würde.

Tatsächlich waren diese Leute viel weniger widerstandsfähig, als die aus Frankreich kommenden. Der dreiwöchentliche Aufenthalt in Vera Cruz brachte dem Bataillon viele Fieberkranke. Auf dem Marsch blieben zahlreiche Mannschaften liegen und kam das Bataillon nur mit wenigen hundert Mann in La Soledad an. Der Weitermarsch gestaltete sich immer schlimmer. Der Oberbefehlshaber sandte nach Orizaba den Befehl, ihm Truppen entgegen zu schicken, da seine Bedeckung in voller Auflösung begriffen und nicht im stande sei, dem geringsten Angriff zu widerstehen. Das Bataillon erreichte mit dem achten Teil seiner Sollstärke Orizaba.

Am 4. des Morgens früh beritten wir die französischen Vorposten, sahen eine Expedition auf Guerillas abgehen, deren Spuren wir tags vorher gefunden hatten, und begaben uns dann auf den Rückmarsch nach Tejeria, bestiegen dort wieder die Bahn und kehrten gesund und munter nach Vera Cruz zurück. Wir hatten in 24 Stunden etwa 14 deutsche Meilen zurückgelegt. Diese Leistung ist ja nichts Besonderes, aber die Hitze war fast unerträglich, und leistete uns der breitrandige, weifsüberzogene Strohhut vortreffliche Dienste. Mein Vollblut, das ich ritt, hatte sich als ausdauernd erwiesen. Da ich später dieselben Gegenden passierte, unterlasse ich hier eine Schilderung der Vegetation, der Formation des Landes wie der Tierwelt. Von letzterer sah ich kleine Affen, zahlreiche Papageien, Fasanen, Störche, einen Kaiman etc. Während meines Aufenthalts in Vera Cruz lernte ich mehrere Deutsche kennen, die grofsen Geschäften vorstanden. Unter ihnen waren nette Leute. Politisch verhielten

sie sich still, da es ratsam erschien, die Antipathie gegen die Franzosen nicht laut werden zu lassen. Im Herzen waren sie alle für Juarez und sehr unzufrieden, dafs der Krieg ihren Handel störte. Von ihrem Standpunkt hatten die Herren ja recht. Da die Politik mich nichts anging, mischte ich mich nicht in dieselbe und vermied jede Diskussion.

Die Ankunft eines Bataillons Turkos machte auf die Mexikaner grofsen Eindruck. Man sah ganz schwarze, braune und weifse Gesichter. Bekanntlich rekrutiert sich diese Truppe aus Arabern. Den Kopf haben die Leute ganz rasiert, nur ein kleiner Schopf, der am Wirbel stehen bleibt, wird sorgsam gepflegt, da an diesem Mohammed die Gläubigen ins Paradies zieht.

Die Turkos akklimatisierten sich schnell und konnten bald gebraucht werden. Sie leisteten vortreffliche Dienste, doch bedurften sie beständiger Überwachung. Sie waren sehr unzufrieden, als man ihnen ihrer Religion wegen statt des Weines doppelte Kaffeerationen geben wollte.

Aus noch dunkleren Leuten bestand ein Bataillon Neger vom Senegal, das der Vizekönig von Ägypten dem Kaiser Napoleon zur Verfügung gestellt hatte, um Vera Cruz zu besetzen. Es waren 6 Fufs hohe schöne Gestalten, die Gesichter wie schwarz lackiert, der Anzug ganz weifs. Ihnen schadete das Klima nicht, sie wurden hauptsächlich zur Bewachung der Eisenbahn benutzt. Ab und zu brachten sie in der Umgegend Eingeborene um, wenn diese nicht gleich hergaben, was verlangt wurde. Aber diese Ausschreitungen kamen doch nur ausnahmsweise vor, während die Zuaven das Bild grenzenloser Disziplinlosigkeit boten, Desertionen sogar bei ihnen sehr häufig waren.

Einzelne Guerillachefs boten ihre Dienste an, das heifst, sie verkauften sich und ihre Truppe an Frankreich. Man nahm deren Dienste an, reorganisierte die Hilfstruppen von Marquez und Almonte und bildete eine Kontreguerilla aus Mexikanern und Abenteurern aller Nationen.

Da wir nun bald nach Orizaba aufbrechen mufsten, kaufte ich ein Maultier, das mein Gepäck tragen sollte, und vertauschte eine französische Stute gegen einen mexikanischen Schimmel, der mir später vortreffliche Dienste leistete. Endlich traf der ersehnte Befehl zum Vormarsch für den Stab der Artillerie ein. Am 7. Dezember verliefs unsere Kolonne Vera Cruz, sie bestand aufser dem Stabe der Artillerie aus einer Schwadron Chasseurs d'Afrique, einem Peloton Pontoniere und acht Fahrzeugen.

Die Etappen wurden durch die Magazine bestimmt, sie lagen nicht weit auseinander, weil bei ungünstiger Witterung selbst kleine Strecken Weges nur mit grofsem Aufwand von Zeit und Kräften zurückgelegt werden können. Am 7. biwakierten wir bei Rio medio, am 8. bei Tejeria, am 9. bei La Soledad, am 10. bei Palo verde, am 11. bei Passo del macho,

am 12. bei Chiquehuite, am 13. bei Cordova und kamen am 14. in Orizaba an. Während die beiden ersten Tage trotz der kleinen Märsche des tiefen Sandes wegen für die Zugtiere sehr anstrengend waren, boten die übrigen Tage Schwierigkeiten anderer Art. Schlechte Wege, Stein- und Felsgeröll, steile Rampen, ebensolche Abhänge machten entweder ein Verdoppeln der Bespannung oder energisches Hemmen notwendig. Mufste ein steiler Berg erstiegen werden, so liefs man die Hälfte der Fahrzeuge unter Bedeckung am Fufse stehen, verdoppelte die Bespannung der anderen Hälfte und schaffte diese bis auf die Kuppe, dann gingen alle Zugtiere wieder bergab und schafften die anderen Wagen hinauf; wiederholt sich diese Prozedur auf einem Vormarsch öfter, so ist es erklärlich, dafs man erst spät ans Ziel gelangt. Wir marschierten immer des Morgens um 6 Uhr aus und waren meist um 12 Uhr auf dem neuen Biwakplatz. Zweimal trafen wir allerdings erst um 3½ Uhr ein, den letzten Tag sogar erst abends 6 Uhr.

Die Freude, die Terra caliente zu verlassen, liefs uns die 30 bis 40 ° R. Hitze leicht ertragen. Aber der Wechsel der Temperatur erzeugte viele Fieberanfälle.

Nur mit Mühe gelang es uns, alle Leute bis Orizaba zu bringen und keinen unterwegs in den Hospitälern zu lassen.

Wie verschieden die Wege je nach der Witterung sind, zeigt folgendes Beispiel.

Wir legten die 26½ km von Tejeria nach Soledad in 9 Stunden zurück, während ein Convoi, den die 1. Zuaven in der Regenzeit eskortierten, 18 Tage dazu gebraucht hatte. Die Strafsen werden dann Sümpfe, Mann und Pferd arbeiten sich unter den gröfsten Anstrengungen durch, aber Geschütze und Fahrzeuge versinken.

Bei unserem ersten Biwak sah ich am Ufer des Rio medio eine malerisch gelegene verlassene Indianerhütte. Ich liefs meine Hängematte befestigen und hoffte in derselben ruhig schlafen zu können. Bald aber überfiel mich ein Moskitoschwarm, vor dem ich eiligst die Flucht ergriff und mich fern vom Wasser auf der Höhe etablierte.

Bei Palo verde schlugen wir unsere Zelte neben einem Turkolager auf, und hatte ich so Gelegenheit, das Treiben der braunen Söhne der Wüste in der Nähe zu sehen.

Da die Leute ununterbrochen schwatzten, war beständiger Lärm im Lager; interessant ist der Anblick, wenn die Araber morgens und abends ihr Gebet verrichten.

Eine gute Eigenschaft derselben ist die Reinlichkeit, sie sind beständig am Wasser mit Waschungen beschäftigt. Findig sind sie auch. Ein alter Turko setzte mir, hauptsächlich in Gesten, auseinander, dafs sie nie Mangel an Fleisch hätten. Bald darauf sah ich ihn mit einigen Kameraden, das Gewehr unter dem Arm, das Lager verlassen. Es dauerte nicht lange, bis ein Schufs fiel. Sofort trollte ein Turko mit einem Maul-

tier ab, und bald erschien die Jagdgesellschaft wieder im Lager. Das Maultier schleppte einen erlegten und bereits abgezogenen wie zerteilten Stier, ein Büffel dürfte es nicht gewesen sein. Angenehm ist es aber nicht, neben Turkos zu lagern, da sie fremdes Eigentum nicht respektieren. Tag und Nacht machten sie einen Heidenlärm; legten sie sich endlich zur Ruhe, dann fing das Geheul der Schakale an, die die Nacht ins Lager kamen und das Fleisch aus den Kochgeschirren stahlen. Des Morgens wurde dies festgestellt und nun erklärlich, weshalb meine am Zelt angebundene Dogge sich in der Nacht wie toll gebärdete. Auf dem Marsch von Palo verde nach Passo del macho passierten wir das Defilee von Camaron. Zwischen zwei mächtigen Höhenzügen führt eine schmale Rampe bergauf. Eine geringe Truppenzahl ist im stande, dies Defilee zu verteidigen.

In Camaron ist später eine Kompagnie der Fremdenlegion ruhmreich umgekommen. Drei Offiziere und 62 Mann hatten das Gehöft besetzt und wurden von 2500 Mexikanern angegriffen. Da es diesen nicht gelang, das Gehöft zu nehmen, zündeten sie dasselbe an; die Legionäre hatten keine Patronen mehr und kamen sämtlich in den Flammen um. Das Flüfschen, aus welchem unsere Leute das Wasser holten, rauschte in einer wohl hundert Fufs tiefen Felsspalte.

Die oft senkrechten Felsen, das reifsende Gebirgswasser und die üppige Vegetation der Tropen bieten einen überraschenden Anblick. Während die Natur in majestätischer Gröfse das Auge fesselt, hat sich die Kunst bemüht, nicht zurückzubleiben. In Mexiko haben die Spanier die Spuren eines grofsen Volkes zurückgelassen; in der Brücke San Raphaël haben sie sich ein Denkmal gesetzt, das noch Jahrhunderte überdauern wird. Fünfzig Fufs über dem Bett des reifsenden Flusses spannt sich ein steinerner Bogen, der die Brücke trägt, welche die beiden Höhenzüge verbindet. Ein Turm à la Montalembert ist noch gut erhalten, derselbe hatte den Zweck, die Brücke und das jenseitige Plateau unter Feuer zu halten.

Der Marsch nach Chiquehuite ist der schönste, den ich in meinem Leben gemacht habe.

Man verläfst die Terra caliente, indem man ein mehrere hundert Fufs hohes Plateau ersteigt, das von Bergen umgeben ist, die mindestens 1000 Fufs hoch sind. Die herrlichste Vegetation erfreut das Auge, alle Pflanzen der Tropen sind in riesigem Mafsstab vorhanden, Wild aller Art bevölkert die fast undurchdringlichen Wälder, in denen neben dem harmlosen Affen Panther und andere Raubtiere hausen. Da wir stets auf den Wegen blieben, sahen wir nur den befiederten Teil der Bewohner der Waldungen, dessen Hauptkontingent die Papageien stellten. Hunderte dieser grünen und roten Vögel, die Luft mit unmelodischem Geschrei erfüllend, zogen über uns fort.

Der Rio Atojac windet sich durch das Gebirge, ein für Maultiere eingerichteter Pfad führt zu dem kristallhellen Wasser, das in tiefer Felsschlucht fliefst. Riesenhafte Bäume überragen die nackten Felsen, von ihren Gipfeln ranken hundert Fufs tief die Lianen zum Wasser. Von dem Plateau vor Chiquehuite hat man über eine Brüstung von Stein hinweg einen grofsartigen Blick auf die zu Füfsen liegenden Gefilde der Terres chaudes. Entzückend sehen dieselben von ferne aus, wir waren glücklich, nicht mehr dort zu weilen.

Der Marsch nach Cordova war sehr anstrengend, die Wege schlecht, die Hitze erreichte 45 ° R. in der Sonne, Schatten gab es nicht. Selbst der Strohhut bot nicht genügenden Schutz gegen die senkrechten Strahlen der Sonne, weshalb wir riesige Blätter dazu benutzten, den Kopf und den Nacken zu decken.

Der schlimmste Tag war der letzte, der Marsch von Cordova nach Orizaba. Bei derselben Hitze wie tags zuvor mufsten verschiedene Berge passiert werden, der Metlac, der Cerro de Cautlapan und der Cerro de Cocalote. Mit Aufbietung aller Energie gelang es, abends 6 Uhr in Orizaba einzutreffen. — Die Rohre schwerer Geschütze fanden wir am Wege liegend. Die Mexikaner hatten auf verschiedenen hohen Bergen Batterien angelegt, um den Vormarsch der Franzosen aufzuhalten. Diese Batterien wurden aber verlassen, und da man die Geschütze nicht fortschaffen konnte, hatte man die Rohre in die Tiefe gerollt.

Orizaba liegt in einem rings von Bergen umgebenen Kessel, die Strafsen der Stadt laufen wie bei allen alten spanischen Städten parallel und werden senkrecht durch andere Strafsen geschnitten. Es entstehen dadurch ziemlich gleichmäfsig grofse Rechtecke oder Quadrate; der Rio Blanco, auf dem Pic d'Orizaba entspringend, fliefst dicht bei der Stadt vorbei, während ein Arm desselben durch dieselbe geht. Eine schöne Wasserleitung führt das Gebirgswasser bis in die Häuser, so dafs man daran nie Mangel leidet, wie das sonst im Kriege und auf See oft der Fall ist. Zum Tränken der Tiere befinden sich auf den öffentlichen Plätzen und Promenaden Fontänen und stets laufende Brunnen, von grofsen steinernen Becken umgeben. Hunderte von Maultieren kommen ganz selbständig zur Tränke und gehen nach gestilltem Durst zu ihren Wagen zurück, um wieder angespannt zu werden. Vor einem Wagen befinden sich in der Regel acht Maultiere, die zu zweien lang angespannt werden, also wie bei der Artillerie. — Auf dem Stangensatteltier reitet ein Mexikaner, der das ganze Gespann führt. Mehrere Wagen werden noch von einem Berittenen begleitet, der Figarero genannt wird und hilft, wo es not tut. Ein Filzhut mit breiter Krempe, zwei Fufs im Durchmesser, bedeckt das Haupt des Mexikaners, schützt gegen die Sonne und auch gegen Säbelhiebe, da der Filz sehr dick ist. Eine silberne Schlange windet sich um

den Kopf des Hutes, Sombrero genannt, der mit seinen Silberverzierungen bis 100 Pesos, 400 Mark, kostet.

Auf der Reise trägt der Mexikaner eine Jacke aus Hirschleder, ebensolches Beinkleid, das längs der äufseren Naht mit grofsen silbernen Knöpfen versehen ist. Zu Fufs oder bei heifsem Wetter wird das Beinkleid aufgeknöpft und fällt dann ein weites, weifses Unterkleid durch.

Wildlederne hohe Stiefel bekleiden den Fufs, Pelzgamaschen schützen den Unterschenkel beim Reiten durch Gestrüpp und scharfe Gräser. Eine Peitsche mit kurzem Stiel dient zum Antreiben der Tiere, der Machete in lederner Scheide ist vorn an dem tellerförmigen Sattelknopf befestigt und mit unter den Sattelgurt geschnallt, um ihm eine feste Lage zu geben. Kein Mexikaner reitet ohne Waffe und ohne Lasso, der am Sattel vorn so angebracht ist, dafs er schnell gebraucht werden kann. Zaum und Sattel sind mit grofsen Silberplatten verziert, ebenso die Steigbügel von ungewöhnlicher Breite und deren Riemen. Kunstvoll gearbeitete Riesenanschnallsporen mit Rädern, die wohl 6 cm im Durchmesser haben, dienen nur zum Schmuck.

Das mexikanische Pferd ist wie das arabische gezäumt, also sehr scharf, um kurze Wendungen en pirouette ausführen zu können.

Zur Ausrüstung des Mexikaners gehört schliefslich noch ein langer, mit einem Schlitz versehener Schal, Sarape genannt, der oft mit Gold gestickt ist. Durch den Schlitz wird der Kopf gesteckt, die langen Enden kann man nach vorn oder nach den Seiten tragen, je nach der Witterung. Mehrere Male um den Hals gewunden, verdeckt der Sarape nach Wunsch das Gesicht.

Besonders anziehende Sennoritas sah ich in Orizaba nicht, ihre Züge sind unregelmäfsig, der Teint braun, nur das Haar ist schön, welches die Damen im Hause aufgelöst tragen, auf der Strafse wird es durch die Mantilla verdeckt, die sie so zusammenziehen, dafs man nur die schwarzen Augen sieht. Das schöne Geschlecht besucht fleifsig die Messe. Des Abends, in der Schummerstunde, sah ich häufig junge Mädchen am Altar knieen und eifrig den Rosenkranz beten. Bald erschien dann ein Geistlicher, der ihnen Trost spendete oder, wie die böse Welt behauptete, Rendezvous vermittelte. Die Hauptbevölkerung wird durch die Indier gebildet, die nicht geneigt sind, sich dem kultivierenden Einflufs der Zivilisation zu unterwerfen. In den Dörfern, in eigener Rohrhütte wohnend, beschäftigt sich der Indier mit Ackerbau, soweit der Bedarf es erfordert, oder er bringt Holz, Früchte, Geflügel, Eier, Mais oder Pulke, das Getränk, das aus der Aloe gewonnen wird, zur Stadt. Die Last auf dem Rücken wird durch einen breiten Gurt gehalten, der unter dieselbe fortgeführt wird und dann um die Stirn geht, so dafs Genick und Kopf die Hauptkraft äufsern müssen. Ein Leinentuch um den Ober-

körper und eins um die Hüften gewunden bilden die einzige Bekleidung beider Geschlechter.

An den Füfsen werden nur selten Sandalen getragen. Die Indier sind häfslich, der Teint ist bronzefarben, der Kopf meist zusammengedrückt, der Körper zähe, aber dürr, das Haar lang, fein und kohlschwarz. Die Urbevölkerung scheidet sich streng von den sogenannten Mexikanern, den Nachkommen der Spanier, und von den Mischlingen.

Fortwährend kamen Truppen und Transporte aus Vera Cruz an. Erstere schob man sofort weiter vor auf das Plateau, da sich auch Orizaba als ungesund erwies. Die Pferde erkrankten infolge des kalten Gebirgswassers, das auch den Menschen nicht bekam, die bald alle Hospitäler füllten. Endlich war es gelungen, Tausende von Maultieren und Wagen zu beschaffen, die ununterbrochen Proviant und Munition brachten, auch den Belagerungspark herbeischafften, den man für Puebla zusammengestellt hatte. Die Magazine in der heifsen Zone waren gefüllt, man legte nun solche vorwärts an, um endlich den Marsch fortsetzen zu können. Behufs Erleichterung der Verpflegung wurden die Truppen auseinandergezogen und angewiesen, sich selbst zu ernähren, die Hilfsquellen des Landes zu benutzen, die Lebensmittel von den Einwohnern zu kaufen. Um diese vor spätern Repressalien der eigenen Regierung zu schützen, stellte man den Verkäufern einen Revers aus, der bescheinigte, dafs man sie zum Verkauf von Lebensmitteln gezwungen habe.

Täglich wurden gröfsere und kleinere Expeditionen unternommen, die den Auftrag hatten, Wagen, Maultiere und Pferde, auch Schlachtvieh herbeizuschaffen. Auf diese Weise wurde das Versäumte nachgeholt, aber da vergangene oder verlorene Zeit auf immer dahin ist, konnten die Monate nicht eingebracht werden, während welcher das Expeditionskorps rasten mufste. Der Fleischmangel hatte aufgehört, grofse Viehparks enthielten Hunderte gehörnter Häupter, welche um Orizaba hinlängliche Nahrung fanden.

Die Mexikaner hatten ihre Hauptkräfte in und um Puebla versammelt, wo sie entschlossen waren, den ersten energischen Widerstand mit regulären Truppen zu leisten. Aber die Zahl der Guerillascharen nahm sichtlich zu. Dieselben operierten immer im Rücken der Franzosen, besonders in den Küstenstrichen, überfielen Convois, wie die Magazine auf den Etappenorten, so dafs letztere stets stark besetzt bleiben mufsten, was das Operationskorps immer mehr schwächte, besonders beim weiteren Vormarsch, der die Operationslinie naturgemäfs verlängerte. Zuweilen gelang es, eine Guerillaschar zu überraschen, und wurden dann viele Guerillas an den Bäumen aufgeknüpft, deren Leichen zur Warnung hängen blieben und den Geiern zur Nahrung dienten. Oft sah ich die schrecklich entstellten Kadaver im Mondenschein pendeln, ein häfslicher Anblick, an den man sich schliefslich gewöhnte. In der Regel waren die Streif-

züge gegen die Guerillas erfolglos, da dieselben stets rechtzeitig gewarnt wurden und spurlos verschwanden. Die Regierung von Juarez war natürlich auf das genaueste von allem unterrichtet, was bei den Franzosen vorging, und kannte bis ins Detail die angekommenen Truppen wie deren Bewegungen. Wenn auch Spaltungen in der Bevölkerung bestanden, so war doch der bei weitem gröfste Teil derselben für die Puros, die Liberalen, während die Anhänger der Geistlichkeit, welche zu den Franzosen hielten, nicht zahlreich waren. Allerdings hatten Almonte und Marquez einige tausend eingeborene Truppen, doch will das in einem Lande nichts sagen, in dem der Bürgerkrieg seit Jahren wütete, die Generale auf eigene Hand sich untereinander bekämpften.

Mitte Dezember hatte eine Expedition nach Tehuacan einen günstigen Erfolg, indem 80 000 Piaster, etwa 400 000 Franks, in der dortigen Münze für die Regierung geschlagen, erbeutet wurden. Dies war um so wichtiger, als in den französischen Kassen Ebbe eingetreten war, die aus der Havanna erwarteten Geldtransporte nicht rechtzeitig eintrafen. So ging das Jahr 1862 unter kleinen Scharmützeln zu Ende, über die ich seinerzeit offiziell berichtet habe, denen ich aber hier nicht näher trete, weil dieselben keine entscheidende Bedeutung hatten, ich mich überdies nicht an denselben beteiligt habe.

Am Neujahrstage 1863 versammelten sich alle in Orizaba anwesenden Offiziere und Beamten, um dem Oberbefehlshaber ihre Glückwünsche auszusprechen, die General Forey auf das freundlichste erwiderte.

Der Tag verging unter beständigen Visiten; auch dem französischen Minister Dubois de Saligny machte ich meinen Besuch.

Einen interessanten Ausflug machten wir an einem der nächsten Tage nach der Hazienda des enorm reichen Herrn Escandon, dessen zahlreiche Herden wild in den Prärien lebten, auf denen die Tiere nach Bedarf mit dem Lasso eingefangen wurden.

Die Mexikaner jagten zu zweien, auch zu vieren, zweigten einzelne Tiere von der Herde ab und fingen entweder den Stier mit dem Lasso in vollem Laufe ein, oder warfen denselben in drolliger Weise um. Das letztere Verfahren sieht gefährlich aus, ist es aber nicht. Der Reiter, auf einem kleinen, aber schnellen Pferde, bleibt dem Stier dicht auf, erfafst dessen Schweif und jagt nun in schnellster Gangart auf der linken Seite vorwärts vorbei. Auf diese Weise wird dem Stier plötzlich die Hinterhand weggerissen, der dann willenlos überkugelt. Die Mexikaner berauschten sich vollständig an diesem Sport. Hatte ein Stier ein- oder zweimal diesem Spiel gedient, so refüsierte er und blieb ruhig auf der Erde liegen. Im Lassowerfen sind die Mexikaner Meister, manchen Franzosen haben sie mit der Schlinge gefangen, auch Reiter vom Pferde gerissen.

Recht interessant war es mir, den Übungen der alliierten eingeborenen Kavallerie beizuwohnen. Da wurden Lanzenkämpfe dargestellt, Säbel focht



gegen Säbel oder gegen den Lasso. Wird eine Pause gemacht, so werden die Lanzen dicht am Pferdekopf in die Erde gestofsen, die Reiter sitzen ab, befestigen die Zügel am Sattelknopf, und bleiben so die Pferde, die sehr gelehrig sind, unbeaufsichtigt stehen. Einige Mexikaner führten Reiterkunststücke auf einem Stier aus, den sie mit dem Lasso eingefangen hatten. Mehrere Schlingen hielten das Tier fest am Boden, bis man ihm einen Gurt um den Leib gelegt hatte. Nachdem sich ein Mexikaner auf den Rücken des Stieres gesetzt, wurden die Schlingen losgemacht. Sich nun frei fühlend, erhob sich derselbe und raste davon, die heftigsten Kapriolen machend, um den lästigen Reiter abzuwerfen. Welche Geschicklichkeit dazu gehört, nicht sofort im Sande zu liegen, bedarf keiner Ausführung. Die meisten Leute zogen vor, Karten zu spielen, sie safsen in Gruppen auf der Erde und huldigten dem Monte. Fast alle Mexikaner sind professionierte Spieler. In Vera Cruz erzählte man mir, dafs reiche junge Leute an einem Tage ganze Vermögen verloren haben. Dann sah man dieselben kurze Zeit darauf am Hafen als Sackträger beim Entladen der Schiffe. Hatten sie einige Piaster verdient, so versuchten sie sofort wieder das Glück im Spiel. Aber auch auf andere Weise suchten sie die Taschen zu füllen, indem sie mit einigen Freunden das Wegelagern betrieben. Maskiert halten sie die Post an und plündern die Reisenden aus. Leisten letztere Widerstand, dann sind sie verloren.

In der Regel geht die Sache ohne Blutvergiefsen ab, die Reisenden steigen auf Befehl folgsam aus, legen sich mit dem Gesicht auf die Erde, nachdem sie alle Wertsachen ausgeliefert haben, und warten geduldig ab, bis die Herren Räuber aus dem Gepäck dasjenige gewählt haben, was Wert für sie hat. Dann wird die Diligence wieder bestiegen, die Fahrt geht weiter. Nicht selten ist die Sache mit dem Postillon vereinbart, der sofort hält, sobald er angerufen wird.

Ein Herr wurde so um 6 Uhr ausgeplündert, um 8 Uhr kam eine zweite Bande, die entrüstet war, nichts zu finden. Die Reisenden sagten, es sei nicht ihre Schuld, die Herren hätten früher aufstehen sollen, was diese als zutreffend anerkannten.

Eines Tages traf ich die Marquez-Reiter, als sie die Schnelligkeit ihrer Pferde prüften und mit derselben renommierten. Als ich darüber lächelte, wurde ich aufgefordert, mit ihnen ein Wettrennen zu machen. Ich erklärte mich dazu bereit. In wenigen Minuten hatte mein Vollblut einen Vorsprung von einigen hundert Metern. Nun entbrannte die ganze Truppe in hellem Enthusiasmus über mein Pferd. Unter allgemeinem Beifall verliefs ich die Reiter, von denen jeder ein Pferdekenner war, viele Pferdediebe und alle Spieler.

Ein Signor Bringass veranstaltete zu Ehren des Oberbefehlshabers auf seiner Hazienda Stierkämpfe. Der ganze Apparat war schön, Toreadores, Picadores, Matadores tadellos. Ich fand das Spiel grausam

und habe auch später demselben keinen Geschmack abgewinnen können. Den Damen schien das blutige Schauspiel besonders zu gefallen.

Eine Sehenswürdigkeit in der Nähe Orizabas ist die Kaskade von Tuxpango. Wir begleiteten den General Forey dorthin, nicht zur Freude unserer Pferde, die eine steile Rampe von einigen hundert Metern Höhe erklimmen mufsten. In einem Felsenkessel stürzte das Wasser aus einer Spalte mindestens hundert Fufs tief. Dieser Wasserfall imponierte mir damals, ich hatte die Niagarafälle noch nicht gesehen.

Kurz vor unserem Abmarsch von Orizaba fand die Erschiefsung eines Zuaven statt, der im Trunk seinen Korporal getötet hatte. Der Unglückliche starb wie ein Held, die Augen liefs er sich nicht verbinden, auch bat er, sein Feuer selbst kommandieren zu dürfen, was aber nicht gestattet wurde. — Von Frankreich brachte jedes Paketboot 200 Mann, um die Verluste zu decken.

Nach mehr als zweimonatiger Ruhe ging es endlich wieder vorwärts. Am 22. Februar marschierten wir mit einer kleinen Bedeckung nach dem 25 km entfernten Aculcingo, am 23. machten wir, bis Cannada, nur 20 km. Da wir aber die 600 m hohen grofsen und darauf die kleinen Cumbres überschreiten mufsten, welche 350 m hoch sind, waren die Pferde doch sehr ermüdet, als wir in Cannada eintrafen; die dritte Etappe war Palmar, 18 km, die vierte Quecholac, 20 km. Hat man die Cumbres erstiegen, so befindet man sich auf dem Plateau von Anahuac, das sich hauptsächlich durch Staub auszeichnet. Die Vegetation ist auf demselben spärlich, man sieht Nopals und andere Kaktusarten, die 30 bis 40 Fufs hoch sind, die Aloe, die Pflanze, aus der das Pulkegetränk gewonnen wird, Pfefferbäume und Cypressen. An Vögeln sahen wir hauptsächlich Tourterelles, kleine Lachtauben, die einen ganz guten Braten abgaben.

Wir wufsten, dafs wir mehrere Tage in Quecholac bleiben würden, und richteten uns darauf ein. Der Ort ist grofs, war aber von den Einwohnern fast ganz verlassen, so dafs wir unter den vielen leerstehenden Häusern die Auswahl hatten. Wie in allen Städten Mexikos, gab es auch in dieser viele Klöster und schöne Kirchen. Eine derselben barg früher eine kostbar geschmückte Statue der Jungfrau Maria, deren Augen durch zwei grofse Diamanten gebildet wurden.

Ein Bandenchef, später mexikanischer General, namens Carbojal, hatte sich seinerzeit diese Diamantaugen angeeignet, so dafs die Madonna mit den leeren Augenhöhlen einen recht traurigen Anblick bot.

Da alle Truppen und auch der Belagerungspark jetzt dicht heran waren, gingen wir am 4. März nach dem 14 km entfernten Acacingo und am 13. nach Amosoc, wo der Belagerungspark etabliert wurde, auch General Forey eintraf.

Hier meldeten sich verschiedene Deserteure aus Puebla, durch welche man genauere Nachrichten über die Besatzung wie über die Befestigung

erhielt. Über die Wahl der Angriffsfront wurde schon seit längerer Zeit debattiert, dieselbe konnte erst nach erfolgter Rekognoszierung des Platzes endgültig getroffen werden. Schon in Orizaba berührte der preufsische Gesandte Wagner diese Frage. Derselbe passierte nämlich diesen Ort auf seiner Reise nach Vera Cruz, woselbst sich der Gesandte einschiffte, um nach Europa zurückzukehren. Er war der Ansicht, dafs Puebla am besten von der Seite des Cerro St. Juan angegriffen würde.

Puebla war eigentlich eine offene Stadt, hatte weder einen umschliefsenden Wall, noch einen Graben. Man hatte den Ort aber, so gut es möglich war, befestigt, indem man die Strafsen da, wo sie ins Freie führten, durch Barrikaden schlofs, die angrenzenden Häuser oder Mauern mit Schiefsscharten versah. Massive Bauten, welche aufserhalb der Stadt lagen, wurden ebenfalls zur Verteidigung eingerichtet und als Reduits für die Erdwerke benutzt, mit denen man dieselben umgab. Es entstanden dadurch gewissermafsen detachierte Forts. Aber man erbaute auch neue Redouten rings um die Stadt, welche weder gedeckte Geschützstände, noch gesicherte Unterkunftsräume für die Besatzung hatten.

Im Innern Pueblas befinden sich viele Klöster, von hohen Steinmauern umgeben, die mit Leichtigkeit zur Verteidigung eingerichtet worden waren. Am 16. März setzte sich das ganze Expeditionskorps zur Einschliefsung des Platzes wie zur Rekognoszierung desselben in Bewegung. — Es war die ursprüngliche Absicht, dafs die Division Douay die Belagerung führen, die Division Bazaine dieselbe decken sollte. Letztere Aufgabe war um so nötiger, als 5000 bis 6000 Mexikaner unter Comonfort jenseits des Rio Atojac standen, um die Belagerung zu stören, während etwa 25 000 Mann unter General Ortega Puebla verteidigten.

Am 18. mittags war die Zernierung beendet; nach leichtem Widerstande hatten die Franzosen den Gegner aus dem Vorterrain in die Festung geworfen.

General Forey hifste die französische Fahne auf dem Cerro St. Juan, auf dem er in einem sehr geräumigen, massiven Hause, scheinbar einem alten Kloster, sein Hauptquartier aufschlug. Von diesem 100 m hohen Hügel hat man ein Panorama vor sich, wie es schöner kaum zu denken ist. Etwa 2500 m entfernt liegt tiefer die Stadt Puebla mit ihren Kuppeln und Domen, am Horizont sieht man die schneebedeckten Häupter des Popecatepetl, des Ixtacihuatl wie der Sierra Malinche, so benannt nach der indischen Geliebten des Ferdinand Cortez.

Wie schon gesagt, war es also erst am 18. März 1863 gelungen, bis Puebla vorzudringen und dasselbe einzuschliefsen. Beinahe acht Monate waren verflossen, seitdem General Forey seinen ersten Armeebefehl erlassen hatte, welcher am 30. August 1862 von Martinique datiert war und folgendermafsen lautete:

„Soldats.

Un jour vous avez trop demandé à la victoire qui marche habituellement avec vos drapeaux, et elle vous a fait une infidélité passagère qu'un ennemi dans sa présomptueuse forfanterie a exploitée près des crédules et des ignorants, en prétendant qu'il a vaincu les soldats de Magenta et de Solferino. Non vous n'avez pas été vaincus à Puebla et d'ailleurs vous avez pris une noble revanche à Aculcingo et plus récemment à Borego.

Le 5 Mai, l'héroique courage de quelques centaines des plus intrépides d'entre vous est venu se heurter contre un obstacle, que vous n'aviez pas les moyens de briser et c'est pour y arriver que l'Empereur envoie à votre aide des forces suffisantes, pour vaincre toutes les difficultés que votre faiblesse numérique n'a pu surmonter, quelque bravoure que vous ayez déployée.

Ces renforts me suivent et c'est avec autant de bonheur que de fierté que je me vois placé par notre bien-aimé souverain à la tête de soldats comme vous. Vous me connaissez comme je vous connais et cette mutuelle confiance est la plus sûre garantie du succès. Pour qu'il soit prompt et complet je réclame de vous une soumission absolue, une discipline qui doit être sévère, mais qui ne sera que paternelle si vous écoutez mes conseils. Vous comprendrez que dans un pays où le désordre est à son comble, où la force brutale tient lieu de droit et de justice, vous devez en vrais soldats de la France donner à la nation mexicaine l'exemple de l'ordre et éveiller en elle le désir de secouer le joug de ceux qui la gouvernent par la violence pour essayer enfin de prendre rang parmi les peuples civilisés.

C'est à vous soldats de la France qui marche à la tête de ces peuples, d'en donner la noble envie aux mexicains par l'ordre et la discipline qu'ils verront régner dans vos rangs. Vous respecterez donc les personnes et les propriétés, vous paierez exactement tout ce que vous acheterez et vous ne salirez pas vos mains et vos consciences de richesses acquises par le pillage. Vouz honorerez la religion et ses ministres, vous respecterez les viellards, les femmes et les enfants, vous ne dédaignerez pas les soldats que vous allez combattre, car ils ont dans leurs veines de noble sang castillan.

Mais si vous êtes terribles dans le combat vous vous montrerez humains après la victoire et vous traiterez en frères ceux, qui honteux de prèter l'appui de leurs armes à un gouvernement de violence se rallieront à notre drapeau qui est le symbole du droit et de la justice.

Vous montrerez par cette conduite, mieux que par de vaines paroles, que ce n'est point à la nation mexicaine que vous venez faire la guerre, mais à ceux qui l'oppriment et la déconsidèrent aux yeux des peuples civilisés, parmi lesquels vous la conviez à se ranger."

Von Puebla ziehen mehrere tief eingeschnittene Schluchten, Barancas genannt, ins Vorterrain. Durch eine dieser Schluchten entkam

in der Nacht zum 19. der schon erwähnte General Carbojal mit 500 bis 1000 Reitern. Da die Kavallerie der Festungsbesatzung nichts nützt, vielmehr dadurch schadet, dafs sie die Lebensmittel verzehrt, war es um so richtiger, die Reiter fortzuschicken, als dieselben im freien Felde bessere Dienste leisten konnten.

Um ½2 Uhr am 18. sandte Forey vom Cerro St. Juan die erste Granate nach den Toren von Puebla und gab als höflicher Mann auf diese Weise seine Karte ab.

Die Mexikaner erwiderten den Grufs aufs freundlichste, da sie aber keine gezogenen Geschütze besafsen, krepierten ihre Granaten zu früh und rollten ihre Vollkugeln kraftlos am Berge aus.

Später sammelte man dieselben und erbaute aus den nach und nach ankommenden Geschossen Pyramiden am Hause des Oberbefehlshabers.

Auf Grund der Rekognoszierungen entschied man sich für den Angriff Pueblas von der Seite des Cerro St. Juan. Also war die Angriffsfront, welche man wählte, die vom preufsischen Gesandten mir als die beste bezeichnete. Vom strategischen Standpunkt aus konnte man dagegen einwenden, dafs die Angriffsarbeiten und somit der Belagerungspark die Operationsbasis nicht hinter sich hatten, alle Transporte um Puebla herummarschieren mufsten, um nach den Parks zu kommen.

Am 20. lagerte der Belagerungspark hinter dem Cerro St. Juan, aufser dem Bereich des feindlichen Feuers. Ein reges Treiben entwickelte sich in der ganzen Gegend, Wagenkolonnen, Maultierzüge, Indier, Lasten tragend, kamen und gingen. Da das ersehnte Geld angekommen war, 25 Millionen Franken in spanischem Gold, zahlte man gut und fand die Bewohner zum Verkauf von Lebensmitteln etc. um so williger, als ihre Regierung nahm, ohne zu zahlen, und verbrannte, was nicht fortgeschafft werden konnte, um es den Franzosen zu entziehen.

Am 22. war der Geburtstag Sr. Majestät unseres Königs. Ich suchte den Major v. Stein auf, welcher sich im grofsen Hauptquartier befand. Wir sahen mit unseren Gläsern nach Puebla hinein. Zum Grufs und zur Feier des Tages sandte das gegenüberliegende Fort San Javier einige Granaten, deren Sprengstücke uns aber nicht erreichten.

Wir dürften wohl die einzigen preufsischen Offiziere gewesen sein, die Königsgeburtstag im scharfen Feuer feierten.

General de Laumière hatte mit seinem Stabe das Lager am Ufer des Rio Atojac aufgeschlagen, in schöner Landschaft, die Schneeberge als Hintergrund. Die Böschungen der tiefen Schlucht, in der der Atojac fliefst, waren von wilden Kaninchen bevölkert, die aus unzähligen Löchern hervorhuschten; de Miribel und Caïd Osman, beide grofse Jäger, erlegten so manches Tier, das als Lapin sauté allen mundete.

Dieser Caïd Osman war Leutnant der Spahis, ein alter Bekannter unseres Generals, der dem ewig Geld Brauchenden ab und zu geholfen

hatte. In origineller Weise hatte sich kürzlich Caïd Osman an den General gewandt. Er sagte: „Bitte, mon général, haben Sie mich nicht in Verdacht, dafs ich Ihnen das Geld wiedergeben will, das Sie so freundlich waren, mir vor Jahren zu borgen, ich komme nur, um Sie zu bitten, mich als Ordonnanzoffizier in Ihren Stab zu nehmen."

Der General willfahrte dieser Bitte eines alten Kriegskameraden, und so lernte ich diesen modernen Isolani kennen, der sich als braver Preufse und Landsmann entpuppte.

Der Herr hiefs nämlich eigentlich Jäger, war in Preufsen Einjährig-Freiwilliger und soll wegen eines Duells desertiert sein. Die Sage behauptet, man habe eines Tages am Rhein die Kleider des Einjährigen gefunden, den Besitzer derselben aber nicht, der wohl ertrunken sein mufste.

Tatsächlich war derselbe nach Frankreich gegangen und hatte sich für die Fremdenlegion anwerben lassen, diente in derselben mehrere Jahre und beschlofs, da es ihm in Algier gefiel, zu den Spahis überzutreten, um Offizier werden zu können.

Da diese Truppe aber sich nur aus Arabern rekrutiert, liefs sich Jäger von einem Araber adoptieren und wurde so Caïd Osman.

Alle Kriege hatte derselbe mitgemacht, war dekoriert und avanciert, aber wohl 50 Jahre alt, als ich ihn kennen lernte. Einen besseren Schützen, zu Fufs und zu Pferde, gab es nicht, stets guter Laune, liebenswürdig, gebildet und immer bereit zu helfen, das heifst, nicht mit Geld. Caïd Osman versorgte die Messe mit Hasen, Rebhühnern, Tauben etc., so dafs wir uns recht wohl befanden.

Die Zahl der eintreffenden Deserteure wuchs, aber auch von den Franzosen gingen Soldaten zu den Mexikanern über. Ein sehr trauriger Fall war die Desertion eines Sergeanten der Zuaven, dessen Brust die Médaille militaire und das Kreuz der Ehrenlegion zierten, die für besondere Tapferkeit in früheren Kriegen erworben waren. Die Mexikaner hatten demselben viel Geld gegeben und ihm einen hohen Rang in ihrer Armee versprochen.

Manch armer Teufel war der Versuchung des gleifsenden Goldes erlegen. In einem Staat, in dem die Regierungsform in einem Jahrhundert mehrere Male wechselt, kennt man die Anhänglichkeit an ein angestammtes Herrscherhaus nicht. Ein preufsischer Offizier kann sich, Gott sei Dank, nicht in solche Lage hineindenken. Auf meiner langen Seefahrt war ich bei Tisch Zeuge einer merkwürdigen Szene. Es wurde politisiert, und trat bei dieser Gelegenheit die ausgeprägte republikanische Gesinnung eines Offiziers zu Tage. Ein anderer fühlte sich veranlafst, diesen Herrn zu rektifizieren, und erhielt umgehend die Antwort: „Sie haben auch schon »vive la république!« gerufen und werden es das nächste Mal wieder tun." Damit war die Sache erledigt, die ganze Gesellschaft nahm diese Sentenz ruhig hin.

Da seit hundert Jahren in Frankreich Königtum, Republik und Kaiserreich wiederholt gewechselt haben, ist es begreiflich, dafs auch die Armee politisch schwankend und unsicher wird.

Endlich, nach sechsmonatiger Anwesenheit der Verstärkungen auf mexikanischem Boden begann der förmliche Angriff von Puebla.

Da diese Aufzeichnungen hauptsächlich für Nichtmilitärs bestimmt sind, werde ich mich bemühen, die Operation nur in grofsen Zügen zu schildern, Details nur da zu geben, wo dieselben von besonderer Wichtigkeit waren.

VI.

In der Nacht vom 22. zum 23. wurden die ersten Wurf-Batterien an der Garita de Mexico erbaut, die eine mit zwei schweren Mörsern, die andere mit sechs gezogenen Berggeschützen armiert. Da die Forts von Puebla bald ihr Feuer dorthin richteten, eröffneten die französischen Batterien das ihrige am Nachmittag des 23. Ich befand mich gerade auf dem Cerro St. Juan und sah von dort den General de Laumière mit einigen Herren seines Stabes auf dem Wege zu den Batterien. Da auch ich der Eröffnung des Feuers beiwohnen wollte, folgte ich denselben auf dem nächsten Wege, auf der geraden Strafse, welche nach der Garita de Mexico führt. Dieselbe war wie ausgestorben, sie wurde von den Kanonen Pueblas der Länge nach bestrichen. Ich wufste, dafs die Augen der Herren des Hauptquartiers auf mich gerichtet waren, um zu sehen, wie sich der preufsische Offizier mit den Kanonenkugeln abfinden würde. Da blieb mir denn nur übrig, etwas zu renommieren. Während rechts und links die Kugeln der Vierundzwanzigpfünder einschlugen und Granaten platzten, ging ich in langsamem Schritt 800 bis 900 m auf dieser Strafse bis zu den Batterien. Um 4 Uhr flogen die ersten Bomben nach Puebla und richteten gehörige Verwüstung an. Aber nun begann auch die mexikanische Artillerie ihr Feuer gegen die Angriffs-Batterien zu richten, jedoch ohne grofsen Erfolg. In der Nacht zum 24. wurde die erste Parallele gegen das Fort San Javier erbaut. Den Abend vorher war ich mit dem General um 10 Uhr ins Lager zurückgekehrt, wir wollten um 2 Uhr früh wieder zu den Belagerungsarbeiten gehen und legten uns deshalb gleich nieder. Aber aus dem Schlafen wurde nichts, da Kanonenkugeln durch unser Lager gingen und Verwundete und Tote verursachten. Vor Tagesanbruch waren wir wieder in der Tranchee und suchten, sobald wir sehen konnten, im Gelände die Plätze für neue Batterien auf. Da wir uns bis auf 500 m dem Fort näherten, erhielten wir bald Gewehrfeuer. Wir hatten unsern Zweck erreicht, die Plätze für die Batterien bezeichnet und begaben uns deshalb wieder zurück.

In der Nacht zum 25. wurden diese Batterien wie die zweite Parallele erbaut, in der Nacht zum 27. die dritte, welche hundert Meter vom An-

griffspunkt entfernt war. Am Morgen des 27. konnten 36 Geschütze das Feuer auf das Fort San Javier richten. Bald flogen in demselben kleine Pulvermagazine in die Luft und waren die Geschütze zum Schweigen gebracht. Die Anlage weiterer Batterien, auch zur Bekämpfung der Nebenforts, nahm ihren guten Fortgang. Jede Nacht war ich in den Trancheen, blieb bis zum Morgen, wohnte dem Geschützkampf bei, der bei Tagesanbruch begann, und ging dann nach dem Lager zurück, um womöglich einige Stunden zu schlafen. Eines Morgens verliefs ich mit einem Kapitän der Garde-Artillerie die Batterien; wir waren beide sehr ermüdet und entstiegen deshalb dem deckenden Laufgraben, um auf der grofsen Chaussee zu gehen. Die Mexikaner schossen mit Kanonen selbst auf einzelne Leute, so auch auf uns, doch ohne Erfolg. Wir schlenderten ruhig unseres Weges bis an den Cerro St. Juan. Plötzlich rief uns jemand von oben zu: „Meine Herren, exponieren Sie sich doch nicht so.“ Wir erwiderten nichts, grüfsten nur, gingen aber ruhig weiter. Darauf erscholl dieselbe Stimme, uns ziemlich diktatorisch auffordernd, hinaufzukommen. Mein Begleiter sagte mir nun, dafs es ein General sei, der oben stehe. Es blieb uns nichts übrig, als seiner Einladung Folge zu leisten. Oben angekommen, begrüfsten wir den Herrn, der uns sehr höflich bemerkbar machte, dafs er die Belagerung leite und darauf halten möchte, dafs seine Befehle befolgt würden. Er habe das Betreten der Chaussee untersagt, da schon mehrere Leute auf derselben erschossen seien, und bei aller Anerkennung unserer Verachtung feindlicher Kugeln bäte er uns, schon des Beispiels wegen in Zukunft die Trancheen zu benutzen. Dieser liebenswürdige Herr war der General Douay, der 1870 bei Weifsenburg gefallen ist. Da die Mexikaner des Nachts die Schäden im Fort stets ausbesserten und die demontierten Geschütze ersetzten, wurden neue Batterien für schwere Zwölfpfünder erbaut, welche hauptsächlich das Reduit, ein mehrstöckiges, massives Gebäude, zerstören sollten. Dies Haus diente als Gefängnis, spanisch Penitenciaro. Alle Fenster waren mit Sandsäcken ausgefüllt, die nur Schiefsscharten offen liefsen, in denen die Gewehrläufe blitzten. Man hielt den Abstand der dritten Parallele noch für zu grofs, um den Sturm wagen zu können, und erbaute deshalb in der Nacht zum 28. eine vierte. In derselben Nacht sollten die Gräben des Forts von einigen Genie- und Artillerieoffizieren rekognosziert werden, und zwar von solchen, die den Sturm mitmachen würden.

Unter diesen befand sich Kapitän de Miribel von unserm Stabe, der sich zum Führer eines kleinen Detachements erboten hatte, das die eroberten Geschütze gleich zu besetzen oder zu vernageln hatte, je nach dem Erfolge. Diese Offiziere verliefsen in dunkler Nacht mit grofser Vorsicht die vierte Parallele und dirigierten sich auf das Fort. Bis an den Graben waren sie gelangt, als ein Posten auf dem Wall Feuer gab. Der Schufs alarmierte die Besatzung, im Umsehen waren die Wälle be-

setzt, und nun begann ein anhaltendes Infanterie- und Kartätschfeuer, da die Mexikaner glaubten, dafs der Sturm erfolge. Die französischen Offiziere liefen in die vierte Parallele zurück, in der ihr plötzliches Erscheinen grofse Verwirrung verursachte. Es gelang aber bald, die Ordnung wieder herzustellen, eine Panik im Entstehen zu ersticken.

Das Feuer der Mexikaner dauerte eine ganze Stunde, von 1 bis 2 Uhr. Während dieser Zeit war Kapitän de Miribel, der bis an den Grabenrand gekommen war, in einer Furche liegen geblieben, welche kaum tief genug war, um ihn zu decken. Er hörte im Fort Fluchen und auf Napoleon, Almonte und Marquez schimpfen. Der Gipfel des Schimpfs besteht in dem Namen Cabrones, mit dem der Mexikaner alle Franzosen bezeichnete.

Nachdem die Besatzung Pueblas vergeblich auf den Sturm gewartet hatte, stellte sie ihr Feuer ein. Miribel benutzte diese Pause, um auf allen vieren in die Parallele zurückzukriechen, bei welcher Gelegenheit er noch riskierte, von den eigenen Leuten erschossen zu werden. Er kam aber unversehrt an. Da dieser Herr später gewissermafsen berühmt wurde, der Moltke der französischen Armee werden sollte, lohnt es wohl der Mühe, dieser Persönlichkeit näher zu treten. Aus einer alten Legitimistenfamilie der Bretagne stammend, hatte Miribel die polytechnische Schule mit Auszeichnung absolviert und war dann Artillerieoffizier geworden. In früheren Kriegen hatte er sich ausgezeichnet, bei Solferino seine Geschütze gut geführt. Vom Kirchturm dieses Ortes schossen österreichische Kaiserjäger die Bedienungsmannschaften fort. Selbst ausgezeichneter Schütze, nahm er einen Karabiner seiner Leute und schofs nach einem Jäger auf dem Turm so glücklich, dafs der Jäger herabfiel. Nach Abgabe des Karabiners klatschte Miribel vergnügt in die Hände, die in demselben Moment eine feindliche Kugel durchbohrte. Der Arme mufste sechs Monate, die Hände auf ein Brett gebunden, zubringen.

Der Gespensterkampf in der Nacht, in welchem weder der Angreifer die Trancheen noch der Verteidiger die Festung verlassen hatte, lieferte dem mexikanischen Oberbefehlshaber Ortega den Stoff zu einem Roman, der stark für die Phantasie dieses jugendlichen Helden sprach. In einem Bericht an seinen Kriegsminister beschreibt er alle Bewegungen, die die französischen Kolonnen gemacht, wie die verschiedenen Angriffe abgeschlagen und die Turkos mit Stockschlägen heimgeschickt wurden.

Da Ortega in beständigem Verkehr mit Comonfort stand, dieser wieder mit der Regierung, fehlte es an glücklichen Nachrichten in der Hauptstadt nicht. Dort war man davon überzeugt, dafs die Franzosen vor Puebla ihr Grab finden würden.

Nachdem es den Angriffs-Batterien gelungen war, die Frontmauer des Reduits in San Javier so zu zerstören, dafs Schützen in demselben keine Deckung fanden, auch die krenelierten Mauern, welche die Sturm-

kolonnen beschiefsen konnten, unschädlich gemacht waren, wurde beschlossen, den Sturm am 29. nachmittags 5 Uhr auszuführen.

Behufs Vorbereitung desselben unterhielten sämtliche Angriffs-Batterien von 4 bis 5 Uhr ein lebhaftes Feuer, das nur vom Fort Carmen stark, aber ohne wesentlichen Erfolg erwidert wurde. Die Sturmkolonnen waren unterdes bereitgestellt. Ein Detachement von 14 Volontaires der Artillerie unter Kapitän de Miribel, ein Bataillon des 2. Zuaven-Regiments und das 1. Chasseur-Bataillon sollten die West- und Südseite von San Javier stürmen. Diese Truppen gehörten der ersten Expedition an und hatten gebeten, Revanche für den 5. Mai 1862 nehmen zu dürfen.

Die Leute waren vom besten Geist beseelt, hatten vorher die Bajonette geschliffen und waren entschlossen, ohne einen Schufs zu tun, das feindliche Fort zu nehmen.

Auf ein von dem Trancheemajor Marquis de Gallifet mit der französischen Fahne gegebenes Zeichen überschritten die Sturmkolonnen die Brustwehr der vierten Parallele.

Dieser Gallifet, Ordonnanzoffizier des Kaisers, hatte sich in früheren Kriegen als tapferer Offizier bewährt, obgleich er ein allbekannter Lebemann war. Seiner wird noch später gedacht werden. Im Kriege gegen Deutschland machte er 1870 die bekannte heldenmütige Attacke bei Sedan, den vergeblichen Todesritt, und leistete später seinem Lande beim Niederwerfen der Kommune grofse Dienste.

Das Artilleriedetachement an der Spitze der Zuaven passierte den Graben und erstieg die feindliche Brustwehr zuerst. Wolfsgruben vor der Bastionsspitze und der tiefe Graben mit steilen Böschungen machten das Überwinden dieser Hindernisse sehr schwierig.

Die ersten Stürmenden kamen gröfstenteils früher an, als das Feuer des überraschten Gegners begann. Die Kolonnen waren in vollem Lauf, als von den krenelierten Mauern jenseits des Paseo nuevo, der neuen Promenade, ein Gewehrfeuer begann, das an Schnelligkeit damals kaum übertroffen werden konnte.

Die Wirkung des Feuers aus den hohen Häusern machte sich bald fühlbar. Ein Mexikaner erschien auf einer Mauer und entfaltete mit grofser Ruhe im französischen Geschützfeuer die mexikanische Fahne. Die ganze Stadtseite war bald mit Geschützen aller Art garniert, die ihr Feuer gegen die Stürmenden wie gegen die Angriffs-Batterien richteten.

Von seiten der Stürmenden fiel kein Schufs. Dieselben erstiegen mit grofser Bravour die feindlichen Werke, während Zuaven, Chasseurs und das 51. Linien-Regiment in den Trancheen bereitstanden, zur Verstärkung vorzubrechen.

Bald sahen wir einen Chasseur auf dem flachen Dache des Penitenciario. Derselbe hatte ein Tuch an das Bajonett gebunden und verkün-

dete durch das Schwenken dieser improvisierten Fahne das Gelingen des Sturmes.

General Bazaine, welcher den Sturm leitete, bewährte sich in den schwierigsten Momenten; indem derselbe persönlich beständig Beweise grofser Tapferkeit gab, wufste er den Stürmenden das Vertrauen einzuflöfsen, das der sicherste Vorläufer des Sieges ist.

Alle Posten waren an diesem Tage mit bekannten Persönlichkeiten besetzt; so fungierte als Trancheemajor der Oberst des 51. Linien-Regiments, namens de Garnier. Derselbe war als Kommandeur der Garde-Chasseurs an der Spitze seines Bataillons in den Malakoff-Turm eingedrungen. Bei dem Sturm auf San Javier erhielt er seine zehnte Wunde: eine Kartätschkugel war ihm durch Arm und Schulterblatt gedrungen.

In dem Fort waren bald alle Gebäude von Feinden gesäubert. Nach mexikanischem Brauch hatten die Verteidiger bis zum letzten Moment gefeuert und sich dann auf die Kniee geworfen, „Gracia, viva la Francia“ rufend. Anfangs wurde alles mit dem Bajonett niedergemacht, bis es den Offizieren gelang, die Leute wieder zu beruhigen. Nur etwa 70 Mann, darunter zwei Ingenieurobersten, wurden gefangen. Um das eigene Leben besorgt, teilte einer derselben mit, dafs die Pulvermagazine mit Leitfeuer versehen seien. Die Gefahr wurde beseitigt, auch ein Minenofen unter einer Kirche entleert, deren Curé, um sein Gotteshaus zu retten, den Franzosen Anzeige gemacht hatte.

Kapitän de Miribel hatte sich der vier mit Kartätschen geladenen Geschütze bemächtigt und dieselben sofort auf die fliehenden Mexikaner gerichtet. Sobald San Javier im unbestrittenen Besitz der Franzosen war, konzentrierten alle feindlichen Forts ihr Feuer auf das verlorene.

General de Laumière hatte mit seinem Stabe auf einer Rampe in der vierten Parallele Stellung genommen, besonders um die krenelierten seitwärtigen Mauern im Auge zu behalten, deren Bedeutung er unterschätzt hatte. Da der General für gute Haltung, auch im Feuer, sehr eingenommen war, überragten wir mit den Köpfen die Brustwehr.

Kartätsch- und Gewehrkugeln schlugen ringsherum ein, während Granatsplitter die zahlreichen Truppen in den Trancheen lichteten. Plötzlich sah ich den General schwanken, bald fiel er uns in die Arme; eine Kugel, welche wahrscheinlich vorher einen Aufschlag gemacht, hatte seine Stirn getroffen.

In der vierten Parallele wurde die Kugel herausgezogen, der General kam wieder zum Bewufstsein; die ersten Worte dieses pflichttreuen Mannes waren: „Vergefst nicht, dafs sich 20 000 Patronen in dem Trancheemagazin befinden.“

Oberst Laffaille übernahm den Befehl über die Artillerie und meldete sich beim General Bazaine.

Während die Eroberer des Forts dieses sofort zur Verteidigung einrichteten, wurde vom Genie eine gedeckte Verbindung mit demselben von der vierten Parallele aus hergestellt, was bei dem Feuer der Mexikaner manche Verluste verursachte. Ich erhielt den Auftrag, mich in das Fort zu begeben und zu sehen, welche artilleristischen Mafsnahmen geboten erschienen. Der Kapitän Morlière, Adjutant des Obersten Laffaille, begleitete mich. Die Gelegenheit erschien zu günstig, um sie ungenützt zu lassen, um Miribel mit einigen Stärkungsmitteln zu versehen, da derselbe doch die Nacht über im Fort bleiben mufste. Eine Flasche Rotwein und eine Büchse Fleischkonserven konnte ich dem Braven überbringen, den ich mit verbundenem Kopf an einer Mauer sitzend fand; er hatte mehrere Streifschüsse erhalten, von denen aber keiner gefährlich war. Das konzentrische Feuer der Mexikaner gegen San Javier, dessen Gebäude zum Teil eingeschossen wurden, war sehr wirksam. Bomben und Granaten krepierten in den Räumen und auf den Höfen des im Fort liegenden Klosters, während Kartätsch- und Gewehrfeuer den Aufenthalt auf den Wällen fast unmöglich machte. Mauern stürzten ein, oft verwundete Franzosen und Mexikaner verschüttend.

In einem verschlossenen Raume, in dem sich mexikanische Sträflinge angekettet befanden, entstand Feuer. Dasselbe Gebäude diente als Magazin für geladene Hohlgeschosse.

Die verschlossene, brennende Tür machte es schwer möglich, den Unglücklichen Hilfe zu bringen, da die Fenster vergittert waren.

Während sich die Detonation der krepierenden Hohlgeschosse mit dem Geschrei dieser Unglücklichen mischte, schlugen die Flammen aus den vergitterten Fenstern und erleuchteten den östlichen Redan, in dem die Artilleristen bei den eroberten Geschützen lagerten. Versuche, die Verbrennenden zu retten, hatten anfangs keinen Erfolg und waren sehr gefährlich. Später gelang es, einen Teil der Unglücklichen herauszuschaffen, die mit ihren schweren Brandwunden einen herzzerreifsenden Anblick boten. Um diese Szene getreu zu schildern, bedarf es der Feder eines Dante, der auch über diese Hölle geschrieben hätte: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!"

Die gefährlichsten Passagen im Fort waren durch Posten bezeichnet, welche den Aufenthalt daselbst verhinderten und zur Eile antrieben. In dem östlichen Redan konnte man nur auf Händen und Füfsen kriechend vorwärts kommen, die Brustwehr war nur 3 bis 4 Fufs hoch und wurde aus nächster Nähe dominiert. Ab und zu wurden von hier aus der Paseo nuevo, Barrikaden und Häuser mit Kartätschen beschossen. Bis Mitternacht blieb ich im Fort und verliefs dann Miribel, der sich an diesem Tage das Offizierkreuz der Ehrenlegion verdient hatte. Zum Oberst Laffaille in die Tranchee zurückgekommen, richteten wir uns zum Abendessen ein. Leere Munitionsbehälter bildeten die Sessel. Leider

fuhren einige Kugeln und Granaten durch die Schanzkörbe, deren Schutz wir getraut hatten, und bewarfen uns derartig mit Erde, dafs wir wie Schanzarbeiter aussahen. Der Sturm, von dem Bazaine sagte: „J'ai assisté à bien des affaires dans ma vie, mais rarement à une aussi chaude que celle-ci", hatte weniger Opfer gekostet, als man befürchtete; die Verluste betrugen etwa 350 Verwundete und Tote.

Man hatte nun zwar das erste Fort von Puebla genommen, konnte sich aber bei Tage nur in den Gebäuden aufhalten, da das dieselben umgebende Terrain aus nächster Nähe bestrichen wurde. Aber auch in die Gebäude schlugen die Granaten und störten die Operationen der Ärzte, welche in denselben eine Ambulanz errichtet hatten. Auch die Leitung der Belagerung hatte ihre Bureaus in das Pénitencier verlegt. Es war dringend geboten, sobald als möglich festen Fufs in Puebla selbst zu fassen.

Zu dem Zweck sollte das Genie alle Vorbereitungen treffen, damit das gegenüberliegende Kloster Guadalupita von San Javier aus gestürmt werden könne. Die in dieser Richtung am 30. gemachten Versuche hatten kein günstiges Resultat, weshalb nun die Artillerie den Auftrag erhielt, die Umfassungsmauer des Klosters in Bresche zu legen, damit die Infanterie dann stürmen könne.

Es wurde ein Zwölfpfünder in die Sakristei von San Javier gebracht und für diesen eine Scharte durch die Mauer geschlagen. Ein Granitblock war die Ursache, dafs dieselbe zu hoch lag und nun erst eine erhöhte Bettung für das Geschütz gebaut werden mufste. In dem Kirchturm des nur 50 m entfernten Klosters befanden sich Schützen, welche durch die Fenster der Sakristei alles beobachteten, was in derselben vorging. Als nun der Zwölfpfünder bereit schien, das Feuer zu beginnen, richteten die mexikanischen Schützen von dem Turm gegenüber ihr Gewehrfeuer in die Sakristei und in die Kirche. In kurzer Zeit hatte die Geschützbedienung starke Verluste und war dem dort kommandierenden Kapitän Morel die Brust durchbohrt; er starb wenige Tage darauf.

Auch die Artillerie war nun zu der Überzeugung gekommen, den Sturmkolonnen den Weg nach Guadalupita nicht bahnen zu können.

Da um ½5 Uhr das Feuer nicht begann, welches die Mauer des Klosters Guadalupita in Bresche legen sollte, schickte mich Oberst Laffaille nach San Javier, um den Grund der Verzögerung zu erforschen. Ich fand dort vollständige Ruhe, der Major der Artillerie, welcher den Oberbefehl hatte, bat mich, zurückzukehren und zu berichten, dafs es unmöglich sei, die Bresche durch Geschützfeuer herzustellen, da das Gewehrfeuer aus dem Turm des Klosters es nicht zulasse und dieses nicht zum Schweigen gebracht werden könne. Der General Neigre, sehr unzufrieden, dafs sein 18. Chasseur-Bataillon nun nicht zum Sturm schreiten könne, war zugegen. Ich hielt es für geboten, auszusprechen, dafs jede

Verzögerung vermieden werden müsse und ich der Ansicht sei, dafs die Bresche gelegt werden könne, erklärte mich auch bereit, die Operation zu leiten. General Neigre und der Artilleriemajor gaben mir die nötige Vollmacht. Richtig war, dafs der Zwölfpfünder in der Sakristei nur tätig werden konnte, nachdem die Schützen aus dem Turm vertrieben waren. Um dies zu bewirken, liefs ich einen Berg-Vierpfünder in die obere Etage des Pénitencier bringen, um womöglich die Kuppel des Turmes, welche durch schwache Säulen getragen wurde, einzuschiefsen. Die Kuppel wölbte sich wie ein Tempel über der runden Galerie, hinter der die Mexikaner mit Hilfe von Sandsackscharten Deckung fanden. Ich liefs das kleine Geschütz hinter ein Fenster stellen, das dem Turm gegenüber lag und durch Sandsäcke geblendet war.

Die feindlichen Schützen feuerten, sobald sie eine Bewegung bemerkten, und schlug ich deshalb dem französischen Artillerieoffizier vor, wir wollten beide das Geschütz allein bedienen, er solle laden und abfeuern, ich würde richten.

Der Kamerad ging darauf bereitwilligst ein. Ohne Störung gelang das Laden, ich kniete nieder, um das kleine Geschütz zu richten. Da die Entfernung nicht hundert Meter betrug, mufste jeder Schufs treffen. Ich sah voraus, dafs die Mexikaner jede Öffnung im Fenster benutzen würden, um auf die Bedienung zu schiefsen, deshalb liefs ich einen Sandsack von beiden Seiten über dem Rohr halten und denselben nur so weit heben, als es zum Richten durchaus nötig war. Gleichzeitig wurden für einen kurzen Moment mehrere Sandsäcke aus dem Fenster entfernt, um die Granate passieren zu lassen. Was ich voraussah, trat ein: sobald eine Öffnung im Fenster entstand, schlugen die Kugeln ein, richteten aber keinen Schaden an, nur wurde ich mit Kalk und Sand bedeckt. Die erste Granate drang in die Decke der Kuppel, der Explosionszünder funktionierte richtig, und nun schlugen die Sprengstücke und Steinsplitter in die mexikanischen Schützen, von denen einige sofort davonkrochen. Die nächsten Schüsse hatten eine Säule getroffen, deren Steinsplitter nach allen Seiten flogen. Es war meine Absicht, durch das Fortschiefsen der Säulen die Kuppel zum Fall zu bringen und die Mexikaner darunter zu begraben. Diese warteten die Katastrophe nicht ab, sondern räumten eiligst das Feld. Ich ersuchte nun den französischen Offizier, das Feuer in dieser Weise fortzusetzen, während ich in der Sakristei der Kirche den Zwölfpfünder in Gang bringen würde. Da der dort kommandierende Offizier kurzsichtig war, übernahm ich auch bei diesem Geschütz die richtende Nummer. Das Feuer aus dem Turm war verstummt, und konnte ich in aller Ruhe einen Schufs nach dem anderen gegen die schwache Mauer in der Weise abgeben, dafs erst eine wagerechte Linie, dicht über dem Boden, und dann zwei senkrechte Linien vom Ende der ersteren nach oben innegehalten wurden. Nachdem ich die ersten Schüsse selbst ab-

gegeben, beschränkte ich mich darauf, die weiteren Mafsnahmen zu leiten, um schliefslich durch Granaten, welche mit schwacher Ladung abgefeuert wurden, die Mauer zu erschüttern. Nach zweistündiger Tätigkeit war eine gangbare Bresche fertig.

Die Artillerieoffiziere dankten mir aufrichtig, aber noch mehr erfreut waren die Chasseuroffiziere, welche dem ganzen Vorgang mit Interesse gefolgt waren und nun sicher waren, neuen Ruhm erwerben zu können. General Neigre dankte mir besonders herzlich mit den Worten: „Sie haben sich grofse Verdienste erworben, ich werde nun das Weitere tun.“ Der Sturm erfolgte des Abends, bei hellem Mondschein, die 18. Chasseurs drangen mit grofser Bravour über die Bresche, machten alles nieder, drangen in Guadalupita ein und nahmen noch das angrenzende Häuserviertel, in dem etwa hundert Mexikaner beim Füllen von Sandsäcken überrascht und gefangen wurden.

Um 8 Uhr war ich wieder im Lager und erstattete dem Oberst Laffaille meinen Bericht. Derselbe schüttelte mir die Hand und drückte mir seinen Dank für die Dienste aus, welche ich der Artillerie geleistet. Nun war man in Puebla. Es gab Leute, die glaubten, dafs dieser Umstand den Widerstand der Besatzung brechen würde. Diese irrten sich gründlich. Puebla war in ein zweites Saragossa umgewandelt und wurde wie dieses so hartnäckig und so lange verteidigt, als Munition und Lebensmittel vorhanden waren.

Die nach spanischem Muster erbauten Städte mit den vielen durch Steinmauern abgeschlossenen Klöstern eignen sich ungemein zum Strafsenkampf. Puebla besafs gegen hundert Kirchen, von denen Ortega siebzig schliefsen liefs. Seltsamerweise bot er dieselben den Einwohnern zur Miete, als Magazine etc. an. In seiner Ankündigung sagte der mexikanische General, er gebrauche Geld für die Truppen, die offenbleibenden Kirchen genügten, um das Bedürfnis der Gläubigen zu befriedigen.

General Forey war sehr erfreut über die Operationen des 31. März und sprach in einem Armeebefehl allen denen seine Anerkennung aus, welche sich nach den eingegangenen Berichten besonders verdient gemacht hatten.

Man las mir diesen Tagesbefehl vor; plötzlich wurde ich durch meinen Namen überrascht; der mich betreffende Passus lautete:

„Monsieur le capitaine von der Burg de l'artillerie de la Garde Prussienne, qui, après la blessure du capitaine Morel de l'artillerie de marine, pointa plusieurs fois la pièce de 12, destinée à faire brèche contre le couvent, et déploya en cette circonstance un courage très remarquable, mérite une mention toute particulière, en n'hésitant pas à saisir une occasion de mêler son sang à celui des enfants de la France.“

Am 3. April war ich vom Oberbefehlshaber zu Tisch geladen, ich safs neben demselben. Als ich die Serviette aufhob, lag unter derselben der

Ehrenlegion-Orden. Überrascht dankte ich dem General, welcher mir erwiderte: „Vous n'avez pas pu attraper une meilleure occasion pour vous distinguer."

Der Kampf in Puebla nahm täglich an Hartnäckigkeit zu, der Angreifer konnte nur sehr langsam und unter verhältnismäfsig grofsen Opfern vorschreiten. Ein Häuserviereck nach dem anderen mufste erstürmt werden. Um dies bewirken zu können, legte man entweder durch Geschütze oder durch Minen Bresche. Mit Schanzkörben wurden dann Deckungen quer über die Strafse gebaut, um die Stürmenden gegen das Flankenfeuer der Barrikaden zu schützen. Wo es angängig war, baute der Angreifer Batterien, welche die Strafsen der Länge nach bestrichen oder Barrikaden demolierten. Nicht immer war das Glück den Franzosen günstig, denn oft kam es vor, dafs die Stürmenden, nachdem sie die Bresche überschritten, in einen Hinterhalt fielen und nicht zurück konnten. Der Strafsen- und Häuserkampf ist perfide und geeignet, selbst brave Truppen zu demoralisieren. Während man sich Tag für Tag in der Stadt schlug, mufste die Kavallerie das Korps Comonforts scharf im Auge behalten, da derselbe die Absicht verriet, die Belagerer von rückwärts anzugreifen. Dagegen machten sich die Erfolge der Franzosen insofern fühlbar, als mehr Deserteure einkamen. Die in Puebla Gefangenen sagten aus, dafs die Einwohner wütend auf Ortega seien, der ihre Stadt zu Grunde richte, nur die fremden Offiziere seien schuld, dafs man dieselbe nicht übergebe. Die Indier wurden im Kampf den Franzosen zuerst gegenübergestellt. Hinter den Indiern kam eine zweite Linie, Mexikaner, welche auf erstere schossen, wenn diese Kehrt machen wollten. Schon in den ersten Tagen des April mifslangen mehrere Angriffe, so ein solcher auf San Augustin, der mehreremal vergeblich versucht wurde. Man hatte dabei mehrere hundert Tote und Verwundete, die in mexikanischen Händen blieben. Die Verteidiger zogen die Leichen aus und sich die Zuavenuniformen an. So sah man Mexikaner in den Strafsen einhergehen. Die Leichen der Gefallenen trugen sie auf einen grofsen Platz und führten ihre Truppen vorbei, um ihnen den Erfolg zu zeigen.

Am 6. April war der brave General de Laumière seiner Wunde erlegen. Knochensplitter waren in das Gehirn gedrungen. Den nächsten Tag versammelten sich die Leidtragenden um 6 Uhr früh in der Ambulanz des Hauptquartiers, woselbst zunächst eine Messe gelesen wurde. Alle dienstfreien Generale und Deputationen aller Truppen waren anwesend, die Eskorte stellte die Artillerie. General Forey kam zuletzt, er war in den Trancheen gewesen, um sich persönlich von der Lage der Dinge nach den letzten Mifserfolgen zu überzeugen. Sappeure der reitenden Garde-Artillerie und Pontoniere trugen den Sarg, welchen die Generale L'Hérillier und de Castagny kotoyierten. General Baron Neigre kommandierte die Leichenparade. Der General en chef und

zahlreiche Offiziere folgten. Ersterer sprach am Grabe, aber wenig gewandt, und zeigte eine solche Erregung, dafs es allgemein auffiel. Nachdem Forey nur weniges über den Toten gesagt, wandte er sich an die Lebenden, haranguierte die Soldaten und äufserte: „Man hat mir, nach den letzten Mifserfolgen, gesagt, dafs Ihr nicht mehr vorwärts geht, nicht mehr angreifen wollt. Ich glaube das nicht. Seid Ihr nicht mehr die Soldaten der Krim und Italiens? Ich sage Euch, wir müssen siegen, und wenn wir unterliegen, bleiben wir alle hier.“ Bei den letzten Worten wies der General auf das offene Grab. — „Nous resterons tous ici!“

General Neigre und viele Offiziere wiederholten: „Tous — tous!“

Darauf durfte der Chef des Stabes des Hingeschiedenen die eigentliche Grabrede halten. Kommandant de la Jaille tat dies in herzlicher, rührender Weise, in vielen Augen sah man Tränen.

Noch am 4., aus Puebla kommend, hatte ich den verwundeten General besucht, nun ruhte er im engen Sarge, von weifsen Brettern schnell gezimmert, ein Kreuz aus rohem Holz trägt die Aufschrift: „Le général Vernhet de Laumière tué devant Puebla.“

Wie das so zu gehen pflegt, verlieren viele im Unglück oder schon bei Nackenschlägen den Kopf. Die Schlappen der letzten Tage erregten die Gemüter sehr, man hielt Kriegsrat und ersann alle möglichen Mittel, um den Widerstand des Gegners zu brechen, die Stadt einzunehmen.

Mit der Zeit wurde man ruhiger und kam zu dem richtigen Entschlufs, mit gröfserer Vorsicht, aber mit Energie vorzugehen.

Zum Glück trafen Deserteure ein, welche ein ziemlich trostloses Bild der Besatzung entwarfen und angaben, dafs sich deren Verluste schon auf 3000 Mann beliefen. Auch ein mexikanischer Artilleriekapitän war aus Puebla entkommen. Derselbe riet zur Belagerung des Forts Totime huacan und dann des Forts Carmen, deren Besatzungen übergeben wollten. In Betreff der Lebensmittel sagte der Kapitän aus, dafs dieselben anfingen zu fehlen, während Munition noch genug vorhanden sei.

Das Schlimmste der Lage war, dafs man bereits den gröfsten Teil der Munition verbraucht hatte, für deren Ersatz Wochen, ja Monate notwendig waren. Grofse Wagenzüge wurden nach Vera Cruz gesandt, um Bomben, schwere Mörser und Munition aller Art heranzuschaffen. Das langsame Vorschreiten in Puebla liefs aufserdem befürchten, dafs man die Stadt vor Eintritt der Regenzeit nicht im Besitz haben werde. Da in dieser Zeit die Wege grundlos sind, drohte eine Katastrophe. Alle möglichen Entschlüsse wurden erwogen, selbst der, den Kampf in der Stadt aufzugeben, sich auf die Zernierung Pueblas zu beschränken und mit den disponiblen Kräften auf die Hauptstadt zu marschieren. Tatsächlich trat eine Pause im Strafsenkampf ein, während welcher man dem heftigen Feuer der Mexikaner ausgesetzt war, ohne dasselbe ernstlich erwidern zu können, um nicht später ohne Munition zu sein. Die Batte-

rien der Parallelen wurden weiter vorgelegt und neue in der Zernierungslinie gebaut, um etwaigen Ausfällen energisch entgegentreten zu können. Tatsächlich wurden die Verteidiger dreister, unternahmen Fouragierungen aufserhalb Pueblas und suchten Comonfort die Hand zu reichen. Bei diesen Gelegenheiten wurden sie stets, mit Verlust von Menschen und losen Pferden, zurückgeworfen. Marquez, welcher die Hilfstruppen befehligte, fing viele Pferde für seine Kavallerie ein.

Ein Guerillachef, welcher mehrere hundert Reiter kommandierte, unterwarf sich den Franzosen; so gab es denn auch Lichtpunkte. Als die Nachricht kam, dafs ein Munitionstransport binnen kurzem eintreffen werde, nahm man den Strafsenkampf im Innern wieder auf, den nun General Douay leiten sollte. Derselbe etablierte sein Hauptquartier im Pénitencier im Fort San Javier.

Täglich trafen gröfsere Trupps Deserteure ein; die am 13. April ankamen, sagten aus, Ortega wolle den Rest seiner Kavallerie fortschicken. Da die Deserteurnachrichten oft falsch waren, beachtete man dieselben wenig. Die Folge davon war, dafs in der nächsten Nacht tatsächlich 1500 Reiter durch dieselbe Schlucht entkamen, die Carbajal seinerzeit benutzt hatte. Eine gröfsere Unsicherheit der Strafsen machte sich sehr bald fühlbar, besonders in der Terra caliente, wo Convois überfallen wurden und eine Kompagnie der Fremdenlegion, bei Camaron, einen ruhmreichen Tod fand.

Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, pflegt man denselben zuzudecken. Die Franzosen fingen endlich an, die Zernierung dichter zu machen und durch passagere Werke und Batterien zu verstärken.

Bazaine blockierte Puebla gegen Osten und schlug am 15. einen Ausfall zurück, bei dem die Mexikaner bedeutende Verluste hatten, auch meldeten sich an diesem Tage 112 Deserteure, wie solche täglich ankamen. Tags darauf wurde der Convoi mit Lebensmitteln genommen, dem die Ausfallenden die Hand reichen wollten.

Am 16. war im Park ein Munitionstransport aus Vera Cruz eingetroffen mit 5000 Schufs für die Artillerie und reichlichen Patronen.

Man konnte nun das Feuer der Mexikaner energischer erwidern und am 18. zwei weitere Häuserviertel erobern. Der Verteidiger verlor bei dieser Gelegenheit mehrere hundert Tote und Verwundete, 3 Geschütze und 150 Gefangene. Der Verlust der Franzosen betrug 7 Tote und 40 Verwundete. Unter letzteren befand sich der Kapitän Marquis de Galifet, welcher Dienst in den Trancheen tat. Ein Granatsplitter hatte ihm den Unterleib aufgerissen, so dafs die inneren Teile heraustraten. Man hielt ihn für verloren, brachte ihn in eine Ambulanz und verband ihn, so gut es ging. Einige Tage darauf besuchte ich ihn; sein Kammerdiener empfing mich und geleitete mich zu dem Schwerverwundeten, der bei voller Besinnung war. In dem engen Raum waren auf dem Toiletten-

tisch all die kleinen und grofsen Gegenstände in Gold und Silber etabliert, deren ein eleganter Lebemann zu seiner Toilette bedarf. Unwillkürlich mufste ich lachen, als ich den Totgeglaubten in elender Hütte von solcher Eleganz umgeben sah und an unsere primitive Feldausrüstung unter dem Zelt dachte. Gallifet war munter und entschlossen, sobald als möglich das Lager zu verlassen, da der Arzt erklärt hatte, dafs die Luft für Heilung schwerer Wunden zu schlecht sei. Die Erschütterungen eines Wagens bei den schlechten Wegen hätten ein schnelles Ende herbeigeführt, Gallifet liefs deshalb eine Bahre konstruieren, engagierte zwölf Indier und liefs sich auf deren Schultern nach Vera Cruz tragen und an Bord bringen.

Die Seeluft tat ihm gut, sein Zustand, als er in Paris eintraf, war erträglich, der Kaiser ernannte ihn zum Chef d'escadrons, zum Major. Ein Jahr später war er schon wieder in Mexiko, safs flott im Sattel, eine silberne Platte stützte und schützte den Unterleib. Ehrgeizig und kühn, wie er war, führte er seine Eskadrons und zeichnete sich derartig aus, dafs er mit eroberten Fahnen und Standarten nach Frankreich geschickt wurde. Dort angekommen, telegraphierte der Major dem Kaiser, dafs er mit Trophäen eingetroffen sei, und bat um weitere Befehle. Das Telegramm des Kaisers war an den Lieutenant-Colonel de Gallifet gerichtet. Derselbe war also in zwei Jahren vom Kapitän zum Oberstleutnant avanciert; 1870/71 spielte er schon als General eine entscheidende Rolle. Da ich nun einmal den Personen wieder nähergetreten bin, will ich noch in Betreff des Generals de Laumière nachtragen, dafs sich sein Verlust sehr fühlbar machte, seine grofse Erfahrung fehlte. In der Krim hatte derselbe alle Belagerungs-Batterien gegen den Malakoff unter sich. Das grofse Panorama in Paris, die Belagerung Sebastopols, stellt ihn in ganzer Figur dar. Auch sein Tod ist verewigt worden. Im Schlofs zu Versailles hängt unter den Schlachtenbildern ein solches, die Erstürmung des Forts Javier darstellend. In der vierten Parallele sieht man den General mit seinem Stabe, über die Brustwehr weg beobachtend, in die Arme seiner Offiziere sinken. Ich habe das Bild im Jahre 1867 gesehen und mit Staunen die Uniform bewundert, die der Maler mir angedichtet hat.

Wie ich schon früher angeführt, hatte das Unwesen der Guerillas die Franzosen veranlafst, Konterguerillas zu organisieren. Eins dieser Korps befehligte ein früherer preufsischer Offizier, namens Milson, er hatte bei den 4. Husaren gestanden und wegen Schulden den Dienst verlassen. Mächtiger Fürsprache hatte er es zu danken, dafs er in der Fremdenlegion als Offizier angestellt wurde, was noch nie passiert war.

Mit der Legion kam er nach Mexiko und meldete sich, als alter Kavallerist, für die Konterguerilla, die er mit Auszeichnung führte. Durch Energie und persönliche Tapferkeit machte er sich bald bemerkbar und

erwarb das Kreuz der Ehrenlegion. Er war hauptsächlich in der Terra caliente tätig, durchstreifte das Land, sicherte die Strafsen und befreite durch kurzen Prozefs die Gegend von manchem Wegelagerer und Guerilla.

Die vielen Desertionen und die Bewegungen Comonforts liefsen darauf schliefsen, dafs es in Puebla böser aussah, als die bombastischen Siegestelegramme, die Juarez veröffentlichen liefs, glauben machen wollten.

Comonfort dehnte seine Expeditionen bis Cholula aus, um Vorräte zu beschaffen. Die Franzosen hatten dem Hilfsgeneral Marquez den Auftrag gegeben, Comonfort zu beobachten. Dieser erwies sich aber nicht einmal stark genug, den Gegner aufzuhalten, er requirierte Verstärkung, die in der Regel durch einige Eskadrons Chasseurs d'Afrique bewirkt wurde. Ab und zu mufste aber auch Infanterie und Feldartillerie dem General Marquez zu Hilfe gesandt werden, so nach Cholula, wo Comonfort schleunigst vor den Franzosen zurückging.

In der Stadt befürchteten die Mexikaner den Angriff auf das Kloster San Augustin. Um den Franzosen die Festsetzung in den davor liegenden Häuservierteln unmöglich zu machen, zündeten sie am 21. dieselben an. Die Bewohner, durch das Feuer überrascht, flüchteten zu den Franzosen. Unter den niedergebrannten Häusern befand sich auch das dreimal vergeblich angegriffene, das die Mexikaner El tombo de los Franceses getauft hatten. Die letzten Erfolge hatten die Stimmung in den französischen Reihen gehoben, und da die Nachrichten aus Puebla auf Mangel an Lebensmitteln schliefsen liefsen, hoffte man, in kurzer Zeit einen Kampf zu beenden, der niemandem gefiel.

Man entschlofs sich zum Angriff des sehr festen Klosters Santa Inez, dessen Westseite die Artillerie in Bresche legen sollte, während das Genie den Sturmkolonnen Deckung schaffte. Es wurden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, Batterien aller Art gebaut, selbst auf flachen Dächern, um Santa Inez von allen Seiten mit Feuer zu überschütten. Zwei Minen, eine jede zu 350 kg, sollten einen Teil der westlichen Mauer des anstofsenden Häuserkarrees in Bresche legen. Am Abend des 24. trat ein Gewitter ein, dessen wolkenbruchartiger Regen nach Ansicht der Genieoffiziere drohte, die Minenöfen zu zerstören. Man entschlofs sich daher, diese Minen gegen Cadre 51 des Nachts spielen zu lassen. Dies geschah mit gutem Erfolg, die Mauer fiel vollständig. Panischer Schrecken trieb die aus diesem Häuserviereck Fliehenden bis vor die Tore der Stadt.

Auf der nahe liegenden Seite des Forts Carmen verfeuerten die Zuaven der Division Bazaine sämtliche Patronen gegen Feinde, die nicht vorhanden waren. Die Minen und die Dunkelheit hatten die Leute nervös gemacht. Die Mexikaner benutzten die Nacht, um die gefallene Mauer durch andere Verteidigungsmittel zu ersetzen. Im übrigen konnte nun

dem Verteidiger kein Zweifel darüber bleiben, dafs der eigentliche Angriff Santa Inez, dem Cadre 52, galt.

Am Morgen des 25. früh 5½ Uhr warfen zwei schwächer geladene Minen einen Teil der westlichen Mauer dieses Klosters nieder, die Artillerie bestrich die Bresche und legte daneben eine andere.

Nach einer Stunde war der gröfste Teil der Mauer gefallen, der Moment des Sturmes gekommen. Der freie Blick in das Innere des Klosterhofes liefs einen Teil der dortigen Anlagen erkennen. Man sah mehrere Verteidigungslinien terrassenartig ansteigen, bis zu dem den Hintergrund bildenden Kloster, welches das Hauptreduit bildete.

Ein eisernes Gitter vor dem Graben sollte die Angreifer im wirksamsten Gewehrfeuer aufhalten. Dieses Gitter, das die Artillerie beseitigen sollte, und ein, wie man behauptete, zu hoher Mauerabsatz der Bresche, vor allem aber wohl der Eindruck, den diese formidablen Verteidigungsanlagen machten, waren der Grund, dafs man sich bis nach 9 Uhr mit dem Beschiefsen der Bresche und der hinter derselben befindlichen Anlagen befafste, wodurch der Verteidiger Zeit zu Gegenmafsregeln gewann.

Oberst Laffaille war mit seinem Stabe vor Tagesanbruch in Puebla, um den Artillerieangriff zu leiten. Da wir fortwährend Befehle an die exponiertesten Batterien zu bringen hatten, ist es ein Wunder, dafs wir nicht gröfsere Verluste zu beklagen hatten. Die Mexikaner schossen wie rasend, und da alles in nächster Nähe kämpfte, gab es natürlich viele Tote und Verwundete. Auf einem solchen Befehlsgang kam ich in eine Barrikade, welche mit einem Vierpfünder besetzt war, den die französischen Kanoniere mit Ruhe bedienten. Plötzlich rifs eine Kanonenkugel der richtenden Nummer den Kopf weg, während einschlagende Granaten den Rest der Bedienung verwundeten. Um nicht das Geschütz dem Demontieren auszusetzen, zog ich dasselbe mit Hilfe zweier französischer Artillerieoffiziere aus der Scharte hinter die Brustwehr. Während dieser Tätigkeit überschüttete die gegenüberliegende mexikanische Barrikade die unsere mit Geschossen aller Art. Mit Erde bedeckt, aber unverwundet verliefsen wir alle drei die Batteriebarrikade. Ich begab mich wieder zum Kommandeur der Artillerie, welcher hinter einem Torweg ein Geschütz hatte aufstellen lassen, um die Mauer von Santa Inez an einer Stelle zu öffnen, welche das Umgehen des Gitters gestatten sollte. Die Mexikaner hatten nach den ersten Schüssen dem Torweg gegenüber Schützen etabliert, welche eine Salve abgaben, sobald sich die Torflügel öffneten. Oberst Laffaille stand mit uns dicht am Geschütz. Dasselbe feuerte, in demselben Moment waren aber auch die Hälfte der Bedienung und ein Offizier von uns verwundet.

Dieser verwundete Offizier war Caïd Osman, der seit dreifsig Jahren der französischen Armee angehörte und in derselben alle Kriege in Europa mitgemacht, in Afrika wie in China gefochten hatte. Ich habe

seiner schon früher gedacht. Eine Gewehrkugel hatte demselben den Oberarm, dicht an der Schulter, zerschmettert. Die Ärzte erklärten, dafs der Arm amputiert werden müsse, wenn er leben bleiben wolle. Letzteres verneinte Jäger, da ihm das Leben, ohne jagen zu können, wertlos sei. Die Amputation unterblieb, der Brand kam in die Wunde, wenige Tage darauf begruben wir ihn. Die französische Trikolore deckte den schlichten Sarg, auf den ich drei Handvoll Erde als Abschiedsgrufs für den Braven warf, der zwar sein Vaterland verlassen, aber sein kerndeutsches Herz bewahrt hatte.

Nun zurück zu Santa Inez. Während der Geschützkampf fortdauerte, traf das Genie die erforderlichen Vorbereitungen, um das gedeckte Passieren der Strafse zu ermöglichen. Man hatte zu dem Zweck eine Traverse auf Räder gestellt, welche gegen Gewehrfeuer genügte und später durch Sandsäcke widerstandsfähiger gemacht werden sollte. Die Erfindung mag recht ingeniös gewesen sein, versagte aber leider, als sie zur Anwendung kommen sollte, und da das Genie für diesen Fall keine zweite Deckung vorbereitet hatte, trat das alte Übel wieder ein, dafs die Sturmkolonnen beim Passieren der Strafse keine Flankendeckung hatten und somit dem intensiven Geschütz- und Gewehrfeuer von allen Seiten ausgesetzt wurden. Zum Sturm waren fünf Bataillone bestimmt, nämlich vier der Zuaven und ein Chasseur-Bataillon.

Die Truppen hatten die Nacht vorher fast gar nicht geschlafen, zwischen 4 und 5 Uhr früh waren die Sturmkolonnen formiert worden.

Da der Angriff erst um ½10 Uhr erfolgte, standen die Leute fünf Stunden unter den Gewehren, bevor man das Signal zum Sturm gab. Die Zuaven sahen die zahlreichen verwundeten Artilleristen und Sappeure zurückbringen und hörten das feindliche Feuer nach 9 Uhr immer stärker werden. Um ½10 Uhr bliesen die Hornisten des 1. Zuaven-Regiments auf ein gegebenes Zeichen zum Sturm; zwei Kolonnen waren gebildet, die gesonderte Ausgänge und Ziele hatten.

200 Zuaven passierten unter dem heftigsten Feuer die Strafse und die Bresche, ein Offizier und einige Zuaven übersprangen das Gitter, befanden sich dann aber vor tiefen Gräben, die unpassierbar schienen. So war die Tete der rechten Sturmkolonne auf unüberwindliche Hindernisse gestofsen und blieb ohne Deckung dem von allen Seiten kommenden Feuer ausgesetzt. An der Tete der linken Sturmkolonne befand sich ein Kapitän Renaud, Sohn desjenigen, der bei Waterloo die letzte Charge kommandiert hat. Ihm war es gelungen, in einen Säulengang zu dringen und von dort in ein Haus, welches weiteres Vordringen zu gestatten schien. Die Hauptsache war, für Nachschub zur Unterstützung der Braven zu sorgen, welche in Santa Inez eingedrungen waren.

Das heftige Feuer jenseits der Breschen und die mit Toten und Verwundeten bedeckte Strafse machten einen so starken Eindruck auf die



Zuaven des III. Bataillons 1. Regiments, dafs bei den engen Ausgängen, welche für den Ablauf bestimmt waren, ein Stutzen entstand, wie am 6. April. Die Offiziere gaben die gröfsten Beweise ihrer Tapferkeit, suchten mit Gewalt die Zuaven vorwärts zu bringen und liefsen sich auf der Strafse töten. Alles vergebens. Der Mut der Leute war gesunken. Dasselbe Regiment, welches schon einmal dreifsig Kameraden jenseits der Bresche im Stich gelassen hatte, versagte am 25. seine Hilfe den 200 Braven, welche der Ehre und der Pflicht genügt hatten. Kapitän Renaud passierte dreimal vergeblich die Strafse, um Verstärkung zu holen. Panischer Schrecken hatte die Zuaven gelähmt. Dasselbe Bataillon, das seiner Exzesse wegen bekannt war, bewies an jenem Unglückstage, dafs ihm mit der Disziplin auch der Mut verloren gegangen war. Die in und hinter den Batterien den Angriff leitenden oder beobachtenden Generale mit ihren Stäben konnten kein Vertrauen zu den Stürmenden haben. Letztere waren so aufgeregt, dafs sie bereits, als die Sturmkolonnen aufgestellt wurden, mit gefälltem Bajonett vorwärts stürmten. Die dort anwesenden Generalstabs- und Artillerieoffiziere waren in beständiger Gefahr, ein Bajonett in den Leib zu bekommen.

Alle Mittel, die Zuaven vorwärts zu bringen, versagten; dieselben waren von einer Panik ergriffen, wie solche Kaiser Napoleon mit mir seinerzeit besprochen hatte. Der Versuch, andere Truppen stürmen zu lassen, wurde nicht gemacht.

Es entstand eine lange, peinliche Pause. Was aus den in Santa Inez Eingedrungenen geworden, wufste man nicht. Das stets heftiger werdende Feuer verursachte grofse Verluste. Die Ratlosigkeit endete mit dem verhängnisvollen Entschlufs, den Sturm abzubrechen. Man behauptete, derselbe könne bei der Stärke des mexikanischen Feuers nicht gelingen.

Wenngleich das letztere allerdings sehr stark war, der Verteidiger in Santa Inez allein 3000 Mann und einige Geschütze hatte, so war doch die Unmöglichkeit des Gelingens nicht erwiesen. Da 200 Mann eingedrungen waren, konnte und mufste man folgen. Die rücksichtslose Entschiedenheit, welche in schwierigen Lagen den Sieg ermöglicht, fehlte an mafsgebender Stelle. Der General, welcher das Signal zum Sturm zu spät gegeben hatte, gab das zum Abbruch desselben zu früh.

An Rückzug war für die Braven, welche die Breschen überschritten hatten, nicht zu denken. Beim Appell am Nachmittag fehlten 17 Offiziere und 335 Mann. Von diesen waren 2 Offiziere und 101 Zuaven tot, 5 Offiziere und 64 Zuaven, zum Teil verwundet, gefangen. Die Verluste der Mexikaner mufsten sehr bedeutend sein, da der Angreifer 2000 bis 3000 Granaten aus gezogenen Geschützen gegen Santa Inez verschossen hatte.

Der abgeschlagene Angriff stärkte die Moral des Verteidigers von Puebla.

Die in trüber Stimmung nach dem Lager zurückkehrenden Franzosen wurden durch die Glocken der Kathedrale De los Angelos verhöhnt.

Der Fall von Santa Inez würde die Übergabe des Platzes herbeigeführt haben, da die Mexikaner eingesehen hatten, dafs sie nicht mehr lange widerstehen könnten. Von später ausgewechselten Gefangenen erfuhr man, dafs der Angriff auf Santa Inez gelungen wäre, wenn die Verstärkung nicht ausblieb. Drei Fahnen und zwei Geschütze waren den Stürmenden in die Hände gefallen. Die Mexikaner wandten sich zur Flucht, kamen aber zurück, als sie die geringe Zahl der Franzosen bemerkten. Letztere widerstanden solange als möglich, die meisten waren tot oder verwundet, was übrig blieb, ergab sich, nachdem die Patronen verschossen waren.

Das Fehlschlagen des Angriffs machte einen sehr üblen Eindruck auf das Expeditionskorps. Nachher gab es sehr viele Kluge, die das Wort: „La critique est aisée, mais l'art est difficile“ für sich nicht gelten liefsen.

Über das 1. Zuaven-Regiment stimmten alle Urteile überein. Das Regiment, welches bei Melignano Wunder der Tapferkeit getan, 40 Offiziere und gegen 1000 Mann verloren hatte, war bei Solferino nicht vorwärts zu bringen, als sein Oberst verwundet worden war.

Die Mexikaner fafsten neuen Mut, obgleich vorher in einem Kriegsrat alle Generale, mit Ausnahme Negretes, für die Übergabe gestimmt hatten.

General Douay erklärte seinerseits, dafs er den Häuserkampf in Puebla nicht weiterführen wolle.

General Forey war zu der Überzeugung gekommen, dafs die vorhandenen Angriffsmittel der Artillerie nicht genügten, um den Häuserkrieg glücklich zu Ende zu führen. Er traf deshalb die nötigen Anordnungen, um schwere Marinegeschütze, Mörser und Munition von Vera Cruz heranschaffen zu lassen.

Grofse Convois leerer Wagen gingen unter starker Bedeckung nach der Küste, um Munition zu holen. Nach dieser Richtung wurde eine fieberhafte Tätigkeit entwickelt. In Puebla beschränkte man sich auf die Befestigung und Behauptung der eroberten Stadtteile, machte aber keine Vorbereitungen zu weiteren Angriffen. Das Feuer der Mexikaner wurde kaum erwidert, so dafs diese ungestört und oft ungedeckt arbeiteten. Dagegen war der Angreifer bemüht, die Einschliefsung immer mehr zu verdichten, was die Verteidiger durch wiederholte kleinere Ausfälle zu hindern suchten. Wegen der häufigen Desertionen sah man keine Vorposten mehr im Vorterrain. Obgleich bald Convois mit Artillerie- und Infanteriemunition eintrafen, feuerten die Angriffs-Batterien selten, während die Artillerie des Verteidigers stärker denn je tätig war.

Während nach dem verunglückten Angriff auf Santa Inez relative Ruhe eingetreten war, schlug General Ortega den Austausch der Ge-

fangenen vor, General Forey nahm diesen Vorschlag an, und erfolgte die Auswechselung im Süden Pueblas am 5. Mai.

Die Mexikaner glaubten wohl, durch den friedlichen Verkehr im Süden die Aufmerksamkeit vom Norden abzuziehen, und machten nach dieser Richtung einen Ausfall mit Truppen aller Waffen, um einem Convoi die Hand zu reichen, der Lebensmittel für Puebla brachte, die Comonfort sandte. Da die Franzosen aber hiervon durch Indier benachrichtigt waren, trafen sie rechtzeitig Gegenmafsregeln, schlugen den Ausfall ab und nahmen den Convoi. Aus aufgefangenen Briefen wufste man, dafs Ortega entschlossen war, sich durchzuschlagen, wenn nicht Comonfort bald die Franzosen energisch angriff. Dieser lehnte dies beständig ab, weil, wie er sagte, seine Truppen im freien Felde den französischen nicht gewachsen seien. Ortega wandte sich deshalb an Juarez; dieser hatte sich zu Comonfort begeben, um ihn zur Offensive zu bewegen. Die Entsatztruppen zeigten sich infolgedessen öfter im Rücken der Belagerer, es entstanden dann meist Kavalleriegefechte, in denen es stets zum Handgemenge kam. Bei solcher Gelegenheit trafen das 1. Regiment Chasseurs d'Afrique und das mexikanische Kavallerie-Regiment Durango zusammen, das im Handgemenge seine Standarte verlor. Es machte wiederholte Angriffe, um dieselbe wiederzunehmen, doch behaupteten die Chasseurs die eroberte Trophäe.

Kaiser Napoleon dekorierte für diese Tat die Standarte der 1. Chasseurs.

Der Druck des Präsidenten der Republik auf Comonfort machte sich immer fühlbarer. Derselbe näherte sich Puebla, den General Marquez, welcher 2000 bis 3000 Mann schwächer war, zurückdrängend, so dafs diesem eine Verstärkung französischer Truppen geschickt werden mufste, welche den Gegner abwiesen. Während dieses Gefechts am 6. Mai hatte die Besatzung wieder eine Aufstellung genommen, welche darauf schliefsen liefs, dafs sie Comonfort die Hand reichen wolle. Dieser blieb auch am 7. in seiner vorgeschobenen Position. Vom Cerro St. Juan sah man durch Fernrohre bei San Lorenzo Erdwerke bauen, was darauf schliefsen liefs, dafs Comonfort sich dort festsetzen wolle.

Man befürchtete, dafs dieser General nicht standhalten würde, und beschlofs deshalb General Forey, ihn überfallen zu lassen. General Bazaine wurde mit der Ausführung betraut. Oberstleutnant v. Stein und ich nahmen an der Expedition teil. Am 8. Mai, um 1 Uhr früh, setzte sich das etwa 4000 Mann starke Detachement in Marsch. Die Tete nahm 1 Eskadron Hilfsmexikaner unter Oberst Lopez, ihr folgten 1 Bataillon vom 3. Zuaven-Regiment, 1 Kompagnie Genie, 1 Zug Artillerie, 3 Eskadrons Chasseurs d'Afrique, 1 Bataillon Turkos, 1 Garde-Batterie, 1 Bataillon vom 51. Linien-Regiment, die Bagage und schliefslich 1 Bataillon vom 81. Regiment. Der Marsch wurde mit grofser Ordnung und

Ruhe anfangs auf der Strafse nach Mexiko ausgeführt, die man in der Höhe von Coronango verliefs, um sich auf die Westseite des Dorfes San Lorenzo zu begeben. Zwei ortskundige Indier führten die Tete.

Die Nacht war dunkel, die Wege schlecht, steile Schluchten mufsten überwunden werden, Rauchen und Sprechen war verboten. So schritt der schweigsame Zug mehrere Stunden vorwärts. Feindliche Patrouillen riefen uns an. Anfangs wurden dieselben durch die Reiter von Lopez getäuscht, welche spanisch antworteten. Später gelang dies nicht und mufsten die Belästigungen in der linken Flanke durch Schüsse abgewiesen werden. Vor Tagesanbruch stiefsen wir auf das Pikett der feindlichen Vorposten, das unsere Spitze anrief. Da es dunkel war, konnte die Eskadron Lopez dicht herankommen, aufmarschieren und, die Flügel vornehmend, das feindliche Pikett umschliefsen. Letzteres merkte die Absicht, und nun begann der Kampf. In kurzer Zeit waren die Gegner vom Pferde gehauen, tot oder gefangen. Bazaine, der mit uns zehn Schritt davon hielt, liefs seine Chasseurbedeckung mit einhauen.

Bei diesem Handgemenge waren Schüsse gefallen, welche das Lager Comonforts alarmierten. Bald sah man, da die Wachtfeuer die Stellung beleuchteten, die Mexikaner zu den Waffen eilen, und kurze Zeit darauf eröffneten schon ihre gezogenen Geschütze ein lebhaftes Feuer. General Bazaine liefs die Infanterie aufmarschieren, wobei er die Bewegungen so dirigierte, dafs man zum Teil die rechte Flanke der feindlichen Stellung gewann.

In der Dunkelheit hatte man dieselbe verfehlt, man war gerade auf die Front gestofsen.

Rechtzeitig trat die französische Artillerie in Wirkung. Mein Chef, der Kommandant de la Jaille, befehligte die Batterien, ich leistete demselben Adjutantendienste. Er liefs die Artillerie gleich nahe an den Feind herangehen, so dafs dieselbe sehr bald auf 400 m mit Kartätschen schiefsen konnte.

Im ersten Treffen der Infanterie befanden sich ein Bataillon Zuaven, eins vom Regiment 51 und ein Turko-Bataillon, das vom 81. Linien-Regiment blieb in Reserve. In Linie formiert, eine Schützenlinie vor der Front, erwartete man das Signal zum Sturm. Das Feuer der Mexikaner war sehr lebhaft, die Salven wurden schnell und glatt abgegeben; da es aber dunkel und der Boden mit Maisstummeln bedeckt war, hatten die Franzosen nur geringe Verluste. Bazaine ritt in die Schützenlinie, verbot das Schiefsen und liefs zum Sturm blasen. In einem Augenblick waren die Tornister abgeworfen, zuerst die der Zuaven, dann eilte die ganze Linie vorwärts. Die Mexikaner leisteten anfangs energischen Widerstand, besonders ein Bataillon Zapadores de Zacatecas; da aber die Redouten noch nicht sturmfrei, ihre Kehlen nicht geschlossen waren, erstiegen Zuaven und Turkos die Brustwehren, während die 51er von hinten

in die Werke eindrangen. In kurzer Zeit war die Stellung genommen. Was nicht getötet oder gefangen wurde, floh in wilder Flucht. Hier strafte sich der Fehler der Stellung, mit einem Flufs im Rücken, denn viele Fliehende stürzten die steilen Ufer des Rio Atojac hinab und fanden den Tod in den Wellen. Auf dem linken Flügel waren die Chasseurs unter General de Mirandol in Tätigkeit getreten und hatten die mexikanische Kavallerie geschlagen. Als der Tag anbrach, war das Gefecht entschieden. Die Dunkelheit wie die Schnelligkeit der Bewegungen hatten ein glänzendes Resultat mit wenigen Opfern erreichen lassen. Der Verlust der Franzosen betrug nicht über 100 Mann an Toten und Verwundeten.

Nachdem der Kampf beendet war, traf auch General Marquez mit einem Teil seiner Truppen ein. Er übernahm die weitere Verfolgung und machte noch viele Gefangene. Was von Comonforts Scharen übrig blieb, rettete sich in das unwegsame Gelände der Sierra Malinche, aber noch am nächsten Tage gelang es dem General Douay, der sich auf einer Rekognoszierung dorthin befand, mehrere hundert Versprengte zu sammeln.

Der Feind verlor seine Artillerie, 8 Geschütze und 8 Munitionswagen, 3 Fahnen, 11 Fanions, 800 Tote und Verwundete, 1000 Gefangene, darunter 70 Offiziere, einen Convoi mit Lebensmitteln, 50 beladene Wagen, 450 Maultiere, 3000 Kilogramm Pulver und, was nicht zu verachten war, eine Herde Ochsen und eine solche von Hammeln. Für mich war das Gefecht im freien Felde eine angenehme Abwechselung. Über sechs Wochen im Belagerungskriege wie im Strafsenkampfe tätig, war es für einen reitenden Artilleristen eine wahre Erholung, im Sattel zu fechten und die Batterien in ihre Stellungen begleiten zu können. Anfangs hatte ich mich ganz meinem Artilleriechef gewidmet; als aber der Generalstabsoffizier des Generals Bazaine gefallen war, der Adjutant verwundet vom Pferde sank, ordonnanzierte ich mit Oberstleutnant v. Stein beim Divisionskommandeur, der anerkannte, dafs er ohne die beiden preufsischen Offiziere in Verlegenheit geraten wäre. Bazaine dankte uns verbindlichst. Sein Adjutant war übrigens nur kontusioniert, die Kugel war durch ein Notizbuch aufgefangen, das der Herr in der Brusttasche trug. Herrn v. Stein war das Pferd unter dem Leibe erschossen oder verwundet; er wurde durch Forey in dem Tagesbefehl über San Lorenzo wegen seiner Tapferkeit rühmlich erwähnt.

Interessant war es bei diesem Gefecht, die drei verschiedenen Infanterie-Bataillone zu beobachten, als sie im Artilleriefeuer avancieren mufsten. Die Zuaven schritten, wenn auch etwas gebückt, immer vorwärts. Als ihnen der Kommandant de la Jaille zurief: „Mes amis, vous êtes bien polis!“, antwortete ein alter Zuave: „Commandant, vous avez parfaitement raison, mais vous allez nous voir à la bayonnette, nous n'aimons pas le gros canon.“

Das Linien-Bataillon stutzte anfangs, bis der Regimentskommandeur rief: „Kinder, ihr seid hier die einzigen Lignards, vorwärts!“

Die Turkos machten sich so klein, dafs man nicht begriff, wie sie trotzdem Terrain gewannen. Als sie nahe genug heran waren, sprangen und liefen sie unter wildem Geheul in die feindliche Stellung, alles niederstechend, was nicht floh. Sobald der Kampf vorüber war, sammelten sie ihre Toten und legten sie in ein Grab, mit dem Gesicht nach Osten. Im übrigen durfte man Turkos weder zur Verfolgung noch zur Bewachung von Gefangenen allein benutzen, da sie sich nicht mit der Ausplünderung der letzteren begnügten. Die Gefangenen wurden meist von Marquez enrolliert, dessen Scharen immer mehr wuchsen. So machen es die mexikanischen Generale immer, wenn sie sich untereinander oder die Regierung bekämpfen. Dafs solche Truppen höchst unzuverlässig sind, liegt auf der Hand, und kann man sich nicht wundern, dafs die Leute, die gezwungen eingestellt werden und selten Sold erhalten, desertieren, sobald sich eine günstige Gelegenheit bietet.

Am 9. Mai, also tags darauf, erschien General Bazaine mit den Trophäen von San Lorenzo auf dem Cerro St. Juan. Eine Infanteriemusik spielte die Marseillaise. Kannte man in Puebla den Ausgang des Gefechts vom vorigen Tage noch nicht, so mufsten die eroberten Fahnen und Geschütze wie der Jubel der französischen Soldaten den Mexikanern die unheilvolle Kunde bringen. Da man dem General Ortega noch Gefangene schuldete, sandte man ihm solche vom Comonfortschen Korps als wirksame Botschafter. Expeditionen, die man nach Ocatlan und San Martin entsandte, Ortschaften, welche an der Operationslinie des geschlagenen Entsatzkorps lagen, fanden die ganze Gegend frei. Die Verpflegungsbeamten konnten bedeutende Einkäufe machen und sandten bereits am 11. 400 Ochsen nach dem Lager. An demselben Tage traf auch General Mejia, ein Indier von Geburt, ein, um seine Dienste dem General Forey anzubieten. Bis dahin hatte er auf eigene Hand Krieg geführt.

Obgleich auch Transporte mit Munition aus Vera Cruz eingetroffen waren, nahm der Belagerer den Strafsenkampf nicht wieder auf, wohl überzeugt, dafs der Widerstand Pueblas bald aufhören werde, nachdem die Hoffnung auf Entsatz vernichtet war.

Um aber den Verteidiger nicht in Ruhe zu lassen, wurde die Belagerung des südlich gelegenen Forts Totimehuacan beschlossen. Die Aufmerksamkeit wurde von diesem Fort durch die Beschiefsung der Forts Carmen, Anita und Loreto abgezogen.

In der Nacht zum 13. wurde die erste Parallele erbaut, während der Verteidiger Schützengräben vorschob. Demselben war der Angriff vom Süden her sehr unbequem, da er, wie Deserteure aussagten, beabsichtigte, dort einen Durchbruch zu versuchen. Um 8 Uhr früh machten die

Mexikaner mit mehreren Bataillonen einen Ausfall gegen die Parallele, sie marschierten mit einer Entschlossenheit vorwärts, welche man bisher nie an ihnen bemerkt hatte. Ein Bataillon Zuaven, unterstützt von Turkos, schlug den Angriff ab. General Bazaine, welcher die Belagerung von Totimehuacan leitete, liefs im letzten Moment die Besatzung der Parallele auf die Brustwehr treten und ungedeckt das Feuer abgeben. Eine Verstärkung aller Waffen, welche zur Unterstützung aus dem Lager kam, konnte nicht mehr eingreifen, da die Mexikaner nach Puebla zurückgekehrt waren, einige hundert Tote und Verwundete auf dem Gefechtsfelde lassend. Rings um die Stadt wurde die Wachsamkeit gesteigert, die Einschliefsung durch lange Schützengräben verdichtet. Unterdes waren die Angriffs-Batterien gegen Totimehuacan erbaut und armiert worden. Ersteres hatte bei dem steinigen Gelände grofse Schwierigkeiten und verursachte Zeitverlust. Besonders hindernd wurde auch der täglich eintretende und mehrere Stunden anhaltende wolkenbruchartige Regen, welcher die Trancheen und die versenkten Batterien mit Wasser füllte. Da die Toten und Verwundeten vom Ausfall am 13. noch auf dem Felde lagen, wurde am 15. ein Waffenstillstand abgeschlossen, um die Toten zu beerdigen, die Verwundeten in die Stadt zu schaffen.

Die Verwundeten, welche zwei Tage ohne Verband im Freien gelegen, keine Nahrung hatten, einer Temperatur von über 40° R. und dem Wolkenbruch ausgesetzt waren, müssen furchtbar gelitten haben.

Am 16. Mai, 6 Uhr morgens, liefs Kolonel Laffaille aus allen Angriffs-Batterien, die mit 26 gezogenen Geschützen armiert waren, das Feuer auf Totimehuacan eröffnen.

Anfangs antwortete dasselbe, unterstützt durch die Nebenforts Carmen und Los Remedios, mit grofser Energie. Nach drei Viertelstunden war das Angriffsbastion zum Schweigen gebracht, während die Nebenbastione und Facen ihr Feuer zeitweise unterbrachen und wieder aufnahmen. Bald waren aber die Geschütze nicht mehr im stande, das Feuer durch Scharten fortzusetzen, weshalb die Mexikaner Haubitzen und Mörser aus gedeckten Stellungen feuern liefsen. Die Verluste des Angreifers waren verhältnismäfsig gering. Um 8 Uhr wurde der Geschützkampf eingestellt.

Schon beim Angriff auf San Javier hatte sich stillschweigend die Sache so gestaltet, dafs man von Tagesanbruch bis gegen 8 Uhr feuerte, dann die Geschütze schwiegen. Während der fast wahnsinnigen Hitze bis 4 Uhr trat eine Pause ein, abends begann dann wieder der Geschützkampf, bis die Dunkelheit denselben beendete. Am Nachmittage des 16. wurde das Feuer wieder begonnen und in ein bis zwei Stunden das Fort zum Schweigen gebracht. In der Nacht zum 17. wurde die zweite Parallele erbaut, und sollte mit Tagesanbruch der Geschützkampf fortgesetzt werden.

Da hörte man um 5 Uhr früh Explosionen in der Stadt und rings um Puebla, der Verteidiger sprengte seine Pulvermagazine in die Luft und bemühte sich, das Kriegsmaterial zu vernichten.

Man fand das Fort Totimehuacan verlassen. Der Zustand dieses Werkes bewies, dafs die Räumung desselben infolge der Flucht der Besatzung erfolgt war. Alle Geschütze auf den Wällen waren demontiert, nur die Berghaubitzen und Mörser erhalten und geladen.

Allerdings waren 2500 Schufs gegen das Fort verfeuert worden, das weder Traversen noch gedeckte Unterkunftsräume besafs. Wie man später erfuhr, war der Rest der Besatzung in den Graben nach der Stadtseite geflüchtet und hatte erklärt, das Werk nicht wieder betreten zu wollen.

Nachdem General Forey die Bedingungen abgewiesen, welche der General Ortega gestellt hatte, waren die Unterhandlungen abgebrochen worden. Die Mexikaner wollten die Verteidigung fortsetzen. Die Episode von Totimehuacan, die Demonstration der Besatzung dieses Forts und die Erklärungen der mexikanischen Generale bewiesen Ortega, dafs ein längerer, erfolgreicher Widerstand unmöglich sei. Auf Entsatz war seit dem 8. nicht mehr zu rechnen, die Aussicht, sich durchzuschlagen, sehr schwach, der Mangel an Lebensmitteln grofs und der Erfolg, den Franzosen zwei Monate widerstanden zu haben, ein unerwarteter Ruhm. Da Forey erklärt hatte, dafs er die Armee von Puebla nur als kriegsgefangen, ohne jede Bedingung, annehmen würde, kam Ortega auf den originellen Gedanken, die Armee aufzulösen. Die Soldaten legten die Tracht des Soldaten ab und die des Indiers an, das heifst, sie erschienen in ziemlich paradiesischem Zustand. Die Leute sollten suchen, einzeln zu entkommen. Da die Zernierung jetzt aber dicht war, wurden die entlassenen Soldaten zusammengetrieben und gefangen. Ortega hatte am 17. früh dem General Forey angezeigt, dafs die mexikanische Armee von Puebla aufgelöst sei, die Generale und Offiziere derselben auf dem Platz der Kathedrale die Befehle des Siegers erwarteten.

Die Zahl der Gefangenen betrug gegen 12000, von denen etwa 5000 in die Armee von Marquez gestellt wurden, wodurch dieselbe den Effektivstand von 9000 erhielt. 25 Generale, 1000 bis 1200 Offiziere waren den Franzosen in die Hände gefallen. 150 brauchbare Geschütze mit noch 17000 Schufs und bedeutende Quantitäten Infanteriemunition fand man in Puebla vor. Lebensmittel waren nicht vorhanden.

Die Stadt war auf ein Jahr verproviantiert worden. Unterschleife, der Verkauf von Lebensmitteln an die Einwohner während der Nacht, Veruntreuungen jeder Art hatten die Vorräte frühzeitig erschöpft.

Die Belagerung von Puebla, welche schliefslich zu einem glänzenden Resultat, zur Einnahme des Platzes und zur Gefangennahme einer Armee, geführt hat, erfuhr verschiedene Beurteilung. Am schärfsten war die

Kritik der französischen Offiziere, welche sich fast immer gegen den Oberbefehlshaber richtete.

Wer all den Schwierigkeiten Rechnung trägt, mit denen derselbe zu kämpfen hatte, urteilte milder. Die Franzosen konnten Gott danken, dafs das Ziel erreicht, Puebla genommen war. Vielleicht tut es der Leser dieser Aufzeichnungen, wenigstens der nicht militärische, auch.

Gern hätte ich die Beschreibung der Belagerung abgekürzt, noch mehr unerwähnt gelassen, als es bereits geschehen ist, doch war dies des Verständnisses wegen kaum möglich.

VII.

Am 19. Mai hielt General Forey seinen feierlichen Einzug in Puebla. Ein Tedeum wurde in der herrlichen Kathedrale De los Angelos gesungen. Der Klerus, welcher auf die Wiederherstellung des status quo ante, auf die Rückgabe der von der liberalen Regierung eingezogenen Kirchengüter, hoffte, beging die kirchliche Feier mit besonderem Pomp.

Die neu eingesetzten französischen Behörden fingen sogleich an, Ordnung in die inneren Zustände der Stadt zu bringen, die seit geraumer Zeit die Willkür der mexikanischen Armee als ausschliefsliches Gesetz zu erdulden hatte. Die Barrikaden, welche zum Teil seit Jahren die Strafsen sperrten, wurden beseitigt, die Tore geöffnet, die freie Kommunikation nach aufsen gestattet. Sämtliche Offiziere sollten als Gefangene nach Frankreich gehen. Mangelhafte Vorkehrungen, zu grofse Transporte und zu geringe Wachsamkeit erleichterten die Flucht mehrerer hundert Offiziere und fast aller Generale. Selbst Ortega entkam aus Orizaba, sein Generalstabschef war schon aus Puebla geflohen, Negrete und andere Chefs stiefsen bald zu Juarez, um von neuem die Waffen zu ergreifen. Manche brachen das Ehrenwort, was damals den Franzosen unfafslich schien, 1870 von einigen aber nachgeahmt wurde. Den Mexikaner darf man nicht nach europäischen Ansichten beurteilen, er steht auf einem anderen Standpunkt und hält den für sehr naiv, welcher glaubt, dafs er das Ehrenwort halten werde. Das ist auch der Grund, weshalb in Mexiko der Militärstand der am wenigsten geachtete ist, die höheren Klassen daselbst die soziale Stellung eines europäischen Offiziers gar nicht begreifen können.

Auch der Stab der Artillerie konnte endlich das Lager am Rio Atojac aufgeben und ein leeres Haus in Puebla beziehen. So romantisch gelegen das Lager war, so blieb es doch immer ein Biwak. Der Tropenregen war schon recht lästig geworden, das Wasser stand zuweilen so hoch, dafs man nirgends gehen konnte, ohne ein unfreiwilliges Fufsbad zu nehmen. In der Regel brach täglich solch Wolkenbruch los, der die ausgetrockneten Flüsse in reifsende Ströme verwandelte. Nach zwei Stunden sind die Wolken verschwunden, die Sonne brennt mit bekannter Intensität.



Das schnelle Verdampfen des Wassers macht die Luft entnervend und Fieber erzeugend. Unser Stab hatte den General de Laumière und den Leutnant Caïd Osman verloren, deren Effekten wir mitnahmen. Ich hatte Zelt und Feldbett des Generals geerbt. Beide leisteten mir vortreffliche Dienste, da die Sachen, welche ich in Paris erstanden, sich nicht bewährt hatten. Sehr zufrieden war mein Gefreiter Wernickel, wieder mit den Pferden unter Dach und Fach zu kommen. Die Franzosen waren ihm zuwider. Kam ich während der Belagerung ins Lager zurück, fragte er jedesmal, wie es gegangen; sagte ich „gut", so schwieg er. War es schlecht, dann strahlte sein treues Gesicht; er hatte den Hafs der Väter geerbt und sorgsam erhalten.

Da man auf einen, wenn auch geringen Widerstand der Hauptstadt rechnen mufste, war es geboten, dieselbe möglichst bald zu erreichen. Am 21. begann das Vorschieben der Division Bazaine und der Hilfstruppen unter Marquez. Alle Truppen sollten ein Lager bei Buena vista, eine Etappe vor Mexiko, beziehen und dort die Ankunft des Generals en chef wie das Eintreffen der Division Douay abwarten. Zahlreiche Convois von Geschützen, Munition und Lebensmitteln wurden von Puebla aus vorwärts dirigiert, um die Operationen gegen die Hauptstadt möglichst bald beginnen zu können.

Am 2. Juni trafen im Hauptquartier die Konsuln mehrerer europäischer Staaten ein. Dieselben teilten mit, dafs Juarez Mexiko verlassen habe und auf dem Wege nach San Luis Potosi sei, dem zukünftigen Sitz seiner Regierung. Gleichzeitig baten die Herren, im Auftrage der Bewohner, die Hauptstadt möglichst bald, und zwar durch französische Truppen, nicht durch solche von Marquez, besetzen zu lassen. Die Fremden hatten sich bewaffnet, um die Ordnung nach Abzug der Truppen des Juarez aufrecht zu erhalten, eine Mafsregel, welche bei der Anwesenheit von 20 000 bis 30 000 Leperos, Gesindel, geboten erschien.

Infolgedessen erhielt General Bazaine den Befehl, die Hauptstadt zu besetzen. Die Verlegung der Regierung nach San Luis Potosi soll einer Flucht sehr ähnlich gewesen sein. Die sogenannte liberale Armee zog in einzelnen Banden ab, so dafs es einem berüchtigten Wegelagerer, namens Butron, möglich wurde, mit seinen 200 bis 300 Banditen der liberalen Arrieregarde ein Gefecht zu liefern und dieselbe auszuplündern. Obgleich in diesem sonderbaren Lande das politische Interesse oft schwer von dem persönlichen, der General kaum von einem Bandenchef zu unterscheiden ist, sollte Butron, der auch behauptete, einer politischen Partei anzugehören, bald den Lohn seiner Taten finden. Ein Leben, dessen Geschichte sich aus Raub und Mord zusammensetzte, verdiente durch den Strick zu enden. Die Franzosen taten dem Mann die Ehre des Erschiefsens an.

Der Entschlufs, Mexiko nicht zu verteidigen, war das Resultat eines Kriegsrates, dem auch einige der entkommenen Generale beiwohnten.

Besonders Negrete hatte darauf hingewiesen, dafs die vorhandenen 8000 bis 10 000 Mann nicht hinreichen würden, um die ausgedehnten Befestigungen der Hauptstadt zu besetzen.

Die Verteidigung würde wie bei Puebla mit der Gefangennahme der Armee enden, das gesamte Artilleriematerial verloren gehen.

Dieses Raisonnement und die Demonstrationen der Bevölkerung, welche durchaus nicht geneigt war, den eigenen Besitz für eine Regierung zu gefährden, welche übermäfsige Steuern und Kontributionen eintrieb, bewogen Juarez zum schleunigen Abzug.

Für die Franzosen war es sehr günstig, Mexiko nicht belagern zu müssen. Das Wasser, das die Stadt fast überall umgibt, tritt beim ersten Spatenstich zu Tage, das Anlegen von Trancheen würde sehr schwierig gewesen sein und hätte zu Epidemien geführt.

Bis zum letzten Augenblick verbreitete die mexikanische Regierung falsche Nachrichten über die kriegerischen Ereignisse, indem sie fortwährend Niederlagen der Franzosen offiziell verkündete. Da sich diese telegraphischen Berichte ziemlich gleichen, lasse ich nur einen folgen.

„Nueva Derrota de las columnas francesas.

Viva el héróico ejercito de Oriente!

Viva la Repûblica.

Con el major júbilo nos apresuramos á publicar el parte siguiente que acaba de recibirse, felicitando á la nacion por los gloriosos triumfos que obtienen nuestras armas! Los valientes mexicanos que combaten con tanto heroismo merecen bien de la patria.

R. R. del Monitor Republicano.“

Während Bazaine die Hauptstadt am 6. Juni durch die Brigade Bertier besetzen liefs und am 7. selbst mit dem Rest seiner Division eintraf, blieb General Forey noch in Puebla, um, auf Anraten Almontes, der Fête-Dieu beizuwohnen, einem Fest, das zum erstenmal nach vielen Jahren wie früher durch eine grofse Prozession gefeiert werden sollte.

Die Garnison von Puebla wurde durch das 1. Zuaven-Regiment und Artillerie gebildet, alle übrigen Truppen und zahlreiche Convois marschierten ununterbrochen auf Mexiko. Die Etappen sind in der Regel folgende:

Rio piétro, ein trübes Wasser an einer verwüsteten Hazienda, 18 km; San Martin 18 km; Ponte de Tesmelucan 16 km, ein Defilee, das leicht verteidigt werden kann. Das dort von den Mexikanern angelegte verschanzte Lager wurde verlassen gefunden.

Von Tesmelucan bis Rio frio sind zwar nur 12 km, aber der Weg steigt ununterbrochen, weshalb dieser Marsch für die Zugtiere besonders anstrengend war.

Der Rio frio, der kalte Flufs, fliefst 3200 m über dem Meeresspiegel. Das Dorf gleichen Namens liegt in einem Kessel, von Bergen umgeben,

die nur mit Nadelholz bewachsen sind. Das Wasser des Flusses ist so kalt, dafs Pferde und Maultiere dasselbe nicht tranken. Bei Tage war die Hitze grofs, des Nachts fiel die Temperatur unter 0, das Wasser fror unter den Zelten. Die Luft ist in der Höhe dünn, bei beschleunigter Bewegung empfand man eine starke Pression der Lungen.

Von Rio frio nach Buena vista sind 24 km. Beim Eintritt in das Tal von Mexiko wird man durch ein zauberhaftes Panorama überrascht.

Die Seen von Chalco, Xochimilco und Texcoco machen am Horizont einen imposanten Eindruck. Dies Buena vista liegt ausnahmsweise in einem Tal, doch verdient es seinen Namen wegen des schönen Blicks auf die Seen wie auf den Popocatepetl und Ixtacihuatl. Von Buena vista nach El Peñon, einem Berge vulkanischen Ursprungs, sind 24 km.

Am 10. Juni hielt General Forey seinen feierlichen Einzug in Mexiko; unser Stab befand sich in seinem Gefolge. Die verschiedensten Momente hatten zur Herstellung eines feierlichen Empfanges beigetragen. Was das Zusammenwirken von wahrer Freude, freiem Willen, Parteigeist und Intrigue, unterstützt durch die leitende und nachhelfende Hand eines französischen Kommandanten, überhaupt leisten kann, wurde geleistet und führte zu einem scheinbar glänzenden Resultat.

Marquez, wegen seiner Grausamkeiten allgemein, auch von den Deutschen, gehafst, zog mit seinen 9000 in Steifleinen an der Spitze ein. Dieser General, welcher seinen Einzug aus nationalen Gründen durchgesetzt und in diesem Sinne tags zuvor Damendeputationen zum General Forey geschickt hatte, prangte in einer mit Gold und Sternen beladenen Uniform. Ebenso sah man andere Mexikaner, die sonst nur kurze Jacke und den Sombrero trugen, in herrlichen Kostümen mit Marschallshüten. Da die Soldaten meist barfufs waren, fehlten die Kontraste nicht. Auch einen guten Empfang hatte sich Marquez bereitet; er wurde mit Blumen und bunten Zetteln überschüttet mit der Devise „Viva Marquez!"; von den Dächern regnete es Flittergold.

An der Spitze der französischen Armee ritten zur Seite des Generals Forey der französische Gesandte de Saligny und Almonte. Letzterer kehrte mithin nicht an der Spitze mexikanischer Truppen, sondern unter dem Schutze fremder Bajonette in sein Vaterland zurück. Zunächst ging der Zug nach der prachtvollen Kathedrale, in welcher ein feierliches Tedeum mit Entfaltung grofsen Gepränges abgehalten wurde und Gold aus der Kuppel auf die Andächtigen herabschwebte.

Nach dem Gottesdienste defilierte die mexikanisch-konservative Armee und dann die französische vor dem General Forey. Festdiner, Konzert, Feuerwerk und Illumination füllten diesen Tag aus, welcher das Ende der grofsen Operationen der zweiten Expedition, der Campagne von 1862/63 bezeichnete.

Es handelte sich nun darum, die politischen Projekte des Kaisers Napoleon auszuführen, nachdem die militärischen Erfolge die Hauptstadt in den Besitz der Invasions-Armee gebracht hatten. Die Endzwecke mufsten nun klarer zu Tage treten. Der Suffrage universel wurde in bekannter Weise in Szene gesetzt, um dem im voraus festgesetzten Resultat die konstitutionelle Weihe zu geben.

Ich war Zeuge, wie man aus der Republik ein Kaiserreich machte, eine Politik verwirklichte, welche trotz aller Ableugnungen zwei Jahre festgehalten war. Der Gedanke, das Haus Habsburg für die im italienischen Kriege verlorenen Besitzungen durch einen Kaiserthron in der neuen Welt zu entschädigen, mag ja ganz edel gewesen sein. Tatsächlich spielten aber, aufser den Bankierspekulationen, die katholischen Interessen eine ausschlaggebende Rolle, und sollten deren Vertreter, die Bischöfe, später alles verderben. Die 200 sogenannten Notabeln stimmten nach Anweisung für ein Kaiserreich als Regierungsform und für den Erzherzog Maximilian als Kaiser. Gefällig, wie die Herren waren, machten sie den Zusatz: „Sollte der Erzherzog die Krone nicht annehmen, so legen wir das Schicksal Mexikos vertrauensvoll in die Hände des Kaisers Napoleon.“

Mehr konnte man von den armen Teufeln in der Tat nicht verlangen. Man fabrizierte nach mündlichen Angaben ein Bild, das den Kaiser Maximilian vorstellen sollte, kratzte am Schlofsportal das „nacional“ aus und schrieb dafür „imperial“, feuerte 101 Kanonenschüsse ab und belustigte das Volk abends durch ein grofses Feuerwerk und Illumination. Je unzivilisierter die Völker, desto mehr Pulver wird verbrannt.

General Forey hatte sich entschlossen, wegen der Regenperiode Juarez nicht gleich nach San Luis Potosi verfolgen zu lassen; er beschränkte sich auf kleinere Expeditionen gegen Banden, um die Strafsen zu sichern, Ordnung herzustellen und Lebensmittel zu beschaffen. Zu diesem Zweck durchstreiften Kolonnen verschiedener Stärke das Land und wurde eine Cour martiale zur Aburteilung eingefangener Guerillas und Wegelagerer eingesetzt.

Die höheren Stäbe konnten sich mehr oder minder der Ruhe oder dem Vergnügen hingeben.

Mexiko ist eine schöne Stadt, regelmäfsig gebaut, mit vielen Kirchen und Plätzen; eine Wasserleitung kommt aus den Bergen hinter Chapultepec, dem früheren Sitze der indischen Könige, später der Sommeraufenthalt der spanischen Vizekönige, dann von der Regierung zu verschiedenen Zwecken benutzt.

Dieses schöne Schlofs liegt eine halbe Stunde von Mexiko auf einer Anhöhe, von der man einen grofsartigen Blick auf das Tal mit seinen Seen, auf die Hauptstadt und auf Tacubaja hat. Zedern von unendlichem Alter, in deren Schatten einst die indischen Könige Montezuma und

Guatymozin wandelten, sind von Parasitpflanzen bedeckt, welche die Riesenstämme von zehn bis fünfzehn Fufs Durchmeser umschlingen.

Kleine Affen beleben den herrlichen Park. Die Häuser Mexikos haben flache Dächer, Assotëa genannt, und sind auf denselben nur durch eine niedrige Mauer getrennt. Die Fenster im Erdgeschofs gehen fast bis auf den Boden. Dieselben sind breit und vergittert. Hinter diesen Gittern sieht man des Abends die Schönen mit aufgelöstem Haar in einem Wippstuhl, den Dampf der Zigarette in die Luft blasend, dem dolce far niente hingegeben oder dem süfsen Flüstern ihres Novio lauschend. Der Novio ist nämlich ein junger Mann, der sich um die Hand einer Signorita bewirbt, und dessen Bewerbung von den Eltern gutgeheifsen ist. Er ist noch nicht Bräutigam, wird es aber, wenn er Erhörung findet. Novio ist also ein Bräutigamsaspirant. Manchmal haben die jungen Damen gleichzeitig mehrere Novios, unter denen dann ein Wettstreit der Galanterie entsteht, bis die Situation geklärt ist. Die Hauptpromenade Mexikos heifst Alameda, ein Bois de Boulogne im kleinen. Auf dieser Promenade gibt sich die Gesellschaft nach Sonnenuntergang Rendezvous, die Damen, hingegossen im Landauer, die Herren zu Pferde im Nationalkostüm. Natürlich fanden sich dort auch viele französische Offiziere ein, hatten aber wenig Erfolg, weil die Mexikanerinnen vorläufig den Verkehr mit den Franzosen mieden.

Der Versuch, die politischen Gegensätze durch gemeinschaftliche Vergnügungen auszugleichen, hatte nicht das gewünschte Resultat. An einem Ball im grofsen Theater, der wohl von 3000 bis 4000 Personen besucht wurde, und dem auch General Forey beiwohnte, beteiligten sich die Familien der liberalen Partei nicht. Ein Stierkampf zog das Publikum mehr an. Es ist eine Tierquälerei und ein degoutanter Anblick, den dieser Sport bietet. Den Pferden, welche in der Arena erscheinen, erspart man den Weg zur Abdeckerei. Es waren alte, elende Tiere, nicht im stande, dem Stier auszuweichen, und die nach kurzer Zeit mit aufgeschlitztem Leib die Eingeweide nach sich schleppten. Wie die sonst so feinfühlenden Damen an diesem blutigen Schauspiel Gefallen finden, ist unbegreiflich. Allerdings sind die Stierfechter meist sehr gut gewachsene, junge, elastische Männer, deren Körperformen in dem kleidsamen Kostüme der Toreadors vorteilhaft zur Geltung kommen.

Auf Zureden der Geistlichkeit hatte General Forey die Genehmigung zu einer Prozession gegeben und seine Beteiligung zugesagt. Dieser feierliche Aufzug fand nachträglich zu Ehren der Fête-Dieu, des Fronleichnamsfestes, statt, da die Anwesenheit der liberalen Regierung diesen bisher nicht gestattet hatte. Der Oberbefehlshaber begab sich mit dem französischen Minister in einem zurückgelassenen Präsidentschaftswagen nach der Kathedrale. Nach der Messe setzte sich die Prozession in Bewegung, französische Truppen bildeten Spalier. Die Geistlichkeit ent-

wickelte grofsen Pomp. Man sah schön gestickte Gewänder und kunstvolle Fahnen.

Das Allerheiligste befand sich auf einem besonderen Wagen, der von Gold und Silber strotzte. Sechs Schimmel zogen diesen Wagen, die, reich beschirrt, von vornehmen Mexikanern à la Daumont geleitet wurden. Dies ist eine grofse Ehre in den Augen der Gläubigen, um die sich die angesehensten Familien für ihre Söhne bewerben. An der Spitze des Zuges befanden sich meist arme Leute aus den unteren Volksklassen, in der Mitte desselben sah es schon besser aus, und nach dem Spruch: „Finis coronat opus“ schlofs eine grofse Zahl jugendlicher, schöner und eleganter Damen den Zug. Die schwarze Mantilla hob die Reize der Schönen oder verhüllte die der Häfslichen. Nach den Damen kam die Geistlichkeit, Bischöfe, Priester und Chorknaben, ein jeder mit einer nicht angezündeten Kerze in der Hand. Dem Allerheiligsten folgte zunächst General Forey zwischen Almonte und Herrn de Saligny, mit einem glänzenden Stabe von Generalen und Offizieren. Der Konsul der freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, ein überaus liebenswürdiger Herr, hatte mich eingeladen, die Prozession von seinem Balkon aus anzusehen. Nach der religiösen Feier gab die Stadt dem General Forey und den französischen Generalen und Stabsoffizieren ein glänzendes Diner. Solange es sich um Festlichkeiten handelte, wirkte man einig zusammen, bald traten aber Schwierigkeiten aller Art hervor, welche durch das rücksichtslose und unpolitische Vorgehen des Klerus verursacht wurden. Ist die Macht, welche der Katholizismus seiner Geistlichkeit verleiht, überall grofs, so kannte dieselbe in Mexiko keine Schranken.

In der Hauptstadt Mexiko befinden sich viele europäische Kaufleute, besonders deutsche, welche in treuer Anhänglichkeit an die Heimat zusammenhalten. Da die Herren so freundlich waren, mich in ihren Klub einzuladen, verbrachte ich mit ihnen angenehme Abende. Die Kameraden meines Stabes begleiteten mich öfters und wurden liebenswürdig aufgenommen.

Man spielte Karten oder hörte dem Gesang und anderen musikalischen Vorträgen zu.

Zu meiner Überraschung traf für mich ein Orden ein: Seine Majestät hatten die Gnade gehabt, mir den Roten Adler-Orden mit Schwertern zu verleihen. Leider liefs die Gesundheit des Oberstleutnants v. Stein viel zu wünschen übrig. Mit grofser Energie hatte derselbe sich bis jetzt gehalten, obgleich er seit sechs Monaten an der Dysenterie litt, die ewigen Blutverluste ihn sehr schwächten. Schon auf dem Nachtritt nach San Lorenzo klagte er mir sein Leid und hatte er alle Mühe, im Sattel zu bleiben. Die Ärzte wandten sich schliefslich an mich und forderten mich auf, dafür zu sorgen, dafs Herr v. Stein bald abreise, da er das Klima nicht vertragen könne und, wenn er länger bliebe, sicher sterben würde. Der

Oberstleutnant entschlofs sich endlich, nach Europa zurückzukehren, obgleich das Passieren der Terra caliente, in welcher das gelbe Fieber wieder wütete, nicht ungefährlich war. Die Anordnungen wurden aber so getroffen, dafs der Leidende, ohne Aufenthalt in der gefährlichen Zone, schnell an Bord des Paketbootes gehen konnte.

Da ich mich äufserst wohl fühlte, das Leben mir recht gut in Mexiko gefiel, es immerhin möglich war, noch einer kriegerischen Aktion beiwohnen zu können, und ich nichts zu versäumen hatte, konnte ich mich noch nicht zur Rückkehr entschliefsen. Als aber bis zum Herbst nichts Besonderes vorfiel und der Marschall Forey Ende Oktober nach Frankreich zurückberufen wurde, benutzte ich diese Gelegenheit zur Heimkehr. Der Oberbefehlshaber war so freundlich, mir auch die Überfahrt auf dem Schiff zu gestatten, das ihm zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt war. Nun mufste ich von den mir liebgewordenen Kriegskameraden scheiden, mit denen ich so manche Gefahr, Freud und Leid geteilt hatte. Mir war wirklich warm ums Herz, als ich meinem Chef, dem zum Oberstleutnant beförderten de la Jaille, den Dank für sein mir stets bewiesenes Wohlwollen aussprach. Ihn sollte ich erst nach dem Fall von Metz als meinen Gefangenen wiedersehen.

Meine speziellen Freunde, Baron Berge und Vicomte de Miribel, begleiteten mich noch einige Kilometer. Ersteren sah ich nach einigen Jahren häufig in Paris, zuletzt aber auch nach der Kapitulation von Metz. Während de la Jaille als Generalinspekteur der Artillerie seine militärische Laufbahn beschlossen hat, war Berge schon mehrere Jahre kommandierender General, als er die Altersgrenze erreichte. Miribel wurde als Chef des Generalstabes der Armee vom Schlag gerührt und fiel bei einem Manöver tot vom Pferde. Marschall Forey, von seinem persönlichen Adjutanten begleitet und von einem Bataillon Chasseurs eskortiert, trat den Rückmarsch auf Vera Cruz an, nachdem er den Oberbefehl an den General Bazaine abgegeben hatte, wie dies vom Kaiser Napoleon befohlen war. Da ich den Marsch von Vera Cruz nach Mexiko früher geschildert habe, brauche ich mich auf dem Rückmarsch nicht lange aufzuhalten. Unsere Etappen waren die bekannten, sie hatten sich nicht wesentlich verändert.

Die Herren, welche Forey begleiteten, waren froh, nach Frankreich zurückzukehren. Ich kann nicht leugnen, dafs ich Mexiko ungern verliefs, da ich auf seinem Boden im Verlauf eines Jahres viel gesehen und manches erlebt hatte. Als ich das Tal von Mexiko verliefs, konnte ich mich von dem grofsartigen Anblick der Natur kaum trennen. Es ist ja ein herrliches Land, nur schade, dafs seine Bewohner meist elende Gesellen sind. Wo wir die Nacht zubrachten, ging es meist recht lustig zu, die Chasseurs machten alle möglichen Scherze.

Eines Abends, als man zum Kochen die Feuer anmachte, entstand

ein grofses Hallo im Lager, eine etwa 2 bis 3 m lange Schlange war durch die Feuer aufgescheucht worden und suchte zu entkommen. Einige Chasseurs verfolgten mit aufgepflanztem Bajonette das Wild und brachten bald die erlegte Beute ein. Da gerade gekocht wurde, zog man der Schlange das Fell ab und briet das Tier. Die Chasseurs ruhten nicht eher, als bis auch ich den Braten gekostet hatte; sie behaupteten, „il faut avoir mangé du serpent".

Dafs es ein Genufs war, kann ich gerade nicht behaupten, die Schlange schmeckte wie ein grofser Aal. In Vera Cruz angekommen, besuchte ich unsern Konsul, machte demobil, verkaufte meine Pferde wie das Maultier und gab das Zelt des Generals de Laumière an die Verwaltung ab, das Feldbett behielt ich zum Andenken.

Bevor ich in diesen Aufzeichnungen das Land des Montezuma verlasse, drängen sich noch einige Betrachtungen auf. In meinen offiziellen Berichten wie in allen Briefen hatte ich meine Ansicht über die nächste Zukunft ausgesprochen und keinen Zweifel darüber gelassen, dafs der erwartete Kaiser sich nur so lange würde halten können, als eine französische Armee ihn stütze. Vertrauen zu der liberalen Hilfsarmee hatte ich nicht, noch weniger zu Generalen, die fast alle käuflich waren. Es kam nur auf den Preis an. Mein Kollege Stein glaubte mehr den Versicherungen der Umgebung Foreys und anderer, sah die Situation rosiger an und mag auch wohl in diesem Sinne berichtet haben, denn nach der schrecklichen Katastrophe von Queretaro sagte Majestät zu mir: „Burg contra Stein hat recht gehabt."

Es ist ja bekannt, dafs der Erzherzog Maximilian nach Mexiko ging und dort als Kaiser feierlich empfangen wurde. Wenn er auch mit dem französischen Oberbefehlshaber manche Schwierigkeiten hatte, so konnte er sich doch behaupten.

Als der Sezessionskrieg beendet war, die Südstaaten nicht mehr widerstanden, besann sich Nordamerika auf die Monroe-Doktrin und forderte den Kaiser Napoleon auf, seine Armee aus Mexiko zurückzuziehen.

Die Note war so gefafst, dafs ein Krieg in sicherer Aussicht stand, falls dem amerikanischen Ansuchen nicht Folge gegeben wurde.

Amerika verfügte über disponible kriegsgeübte Armeen, die mit Leichtigkeit das nur 35 000 Mann zählende französische Expeditionskorps aus dem Lande treiben konnten.

Dem Kaiser Napoleon blieb daher nichts übrig, als die Zurückziehung seiner Truppen anzuordnen. Bazaine mufste gehorchen. Ob sein Verhalten beim Abmarsch die schweren Vorwürfe verdient, die man ihm gemacht hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Nach Jahren sagte er mir, er bedaure, den Kaiser Maximilian nicht mit Gewalt als Gefangenen mit nach Europa gebracht zu haben. Dafs sich der unglückliche Kaiser ohne die Franzosen nicht halten konnte, war ihm vollständig klar,

denn die schwache Legion der Belgier und Österreicher genügte nicht, seine mexikanischen Truppen waren unzuverlässig.

Wie bekannt, reiste die Kaiserin Charlotte nach Paris, um den Kaiser umzustimmen. All ihr Bitten und Flehen war umsonst. Als der Kaiser im Grand Hotel der hohen Frau einen Besuch abstattete, kam es zu einer tragischen Szene; die Kaiserin lief an den Treppenrand und rief Napoleon vor vielen Leuten nach: „Soyez maudit!“ — Die Aufregungen der letzten Monate umnachteten den Geist der unglücklichen Kaiserin, welche im Wahnsinn fortlebt.

Sobald die französische Armee Mexiko verlassen hatte, begann der Umschwung der Verhältnisse. Juarez hatte durch zähe Hartnäckigkeit seine Sache gehalten, nach und nach eine starke Armee gesammelt, mit der er die des Kaisers schlug und diesen selbst gefangen nahm. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn wie die Generale Miramon und Mejia, welche ihm bis zuletzt treu geblieben waren, zum Tode. Das Urteil wurde in Queretaro vollstreckt. Prinzefs Salm hat das Nähere aus ihren Tagebüchern veröffentlicht. Der Versuch, den Kaiser zu retten, mifslang, dagegen konnte sie ihrem Manne das Leben erhalten, der später vor Metz fiel.

Kaiser Maximilian hatte mir nachträglich das Offizierkreuz seines Guadalupe-Ordens verliehen, dessen Diplom die Unterschrift des Kaisers trägt; auch von Miramon besitze ich einen Brief, den er mir schrieb, als er Gesandter in Berlin war.

Bevor ich meine Rückreise nach Europa schildere, möchte ich noch einmal betonen, wie freundlich ich von den französischen Kameraden aufgenommen und stets behandelt worden bin. Es ist ja natürlich, dafs gemeinschaftlich durchlebte Gefahren gleichgesinnte Männer aneinanderschliefsen, ohne Rücksicht auf die Nationalität. Ich hatte das besondere Glück, einem Stabe zugeteilt zu sein, der aus hochgebildeten Männern zusammengesetzt war, die in der Krim wie in Italien Beweise ihres Mutes erbracht hatten. Der État-major de l'artillerie du corps expéditionnaire du Mexique erfreute sich deshalb der allgemeinen Achtung und Sympathie. Die Folge davon war, dafs wir oft von Offizieren anderer Waffen besucht wurden, wenn diese durch die Operationen in unsere Nähe kamen. Zu diesen gehörten unter anderen Gallifet und du Barrail, welcher damals ein Regiment Chasseurs d'Afrique kommandierte. Dieser General hat mir ein freundliches Andenken bewahrt und meiner in seinen Memoiren Erwähnung getan.

Es heifst dort im zweiten Teil, Seite 372/373: „Il me faut citer encore particulièrement parmi les officiers allemands, qui suivaient nos opérations au Mexique, Mr. von der Burg, capitaine d'état-major breveté Prussien.

Un homme de la plus haute valeur professionnelle. Il était un peu taciturne, mais ne dédaignait pas cependant d'aborder les sujets de politique transcendante. C'est à lui que j'ai entendu dire, au Mexique, ces pa-

roles prophétiques: »Nous adoptons franchement les théories de l'empereur Napoléon sur les nationalités. Et en nous réclamant d'elles, nous revendiquons l'Alsace comme terre allemande.«

C'est un original, pensions-nous. Cet original fut, par la suite, attaché militaire à l'ambassade de Prusse à Paris. En 1870 devant Metz, il était colonel, chef d'état-major d'un des corps d'armée qui nous investissaient. A sa rentrée en Prusse il était en grande faveur du prince Fréderic-Charles. Il fut quelque temps général gouverneur de Strassbourg.

Il a pris sa retraite et s'est retiré à la campagne près de Berlin, où il vit encore, je crois."

Da die Franzosen fest davon überzeugt waren, dafs die natürliche Grenze der Rhein sei, und dies zuweilen aussprachen, ist es wohl möglich, dafs ich mich so geäufsert habe, wie du Barrail schreibt, obgleich alle Bemühungen, einen Franzosen auf dem Gebiete der Politik zu einem objektiven Urteil zu bringen, vergeblich sind.

Auf dem Wege von Mexiko nach Vera Cruz begegnete ich dem Baron Magnus, unserm neuen Gesandten für Mexiko, den ich den französischen Offizieren angelegentlich empfahl, und der sich später um die Erhaltung des Lebens des Kaisers Maximilian vergeblich bemühte.

VIII.

Ein kleiner Dampfer, „Panama", nahm den Marschall, sein Gefolge nebst Dienerschaft an Bord. Wie anders war das Leben auf der Heimfahrt als auf meiner Reise nach Amerika. Jeder Passagier hatte eine Kabine für sich und ein festes Bett. Nahrung und Trinkwasser waren gut, das Zittern einer Schraube konnte den Magen nicht belästigen, der „Panama" war ein Raddampfer, weder Landtruppen noch Pferde waren an Bord, so dafs man hinlänglich Platz zu freier Bewegung hatte. Ich hielt mich den ganzen Tag auf dem Verdeck auf, atmete des Abends spät die frische Nachtluft und bewunderte den prächtigen Sternhimmel. In einer Nacht vor Puebla sahen wir das Kreuz des Südens, so behaupteten die astronomisch Gebildeten. Ob sie recht hatten, weifs ich nicht, jedenfalls war es ein grofsartiges Sternbild, das wir bewunderten. Gegen die Seekrankheit war ich, wie es schien, gefeit, wenigstens wurde ich auf der ganzen Fahrt von diesem widerlichen Leiden nicht befallen. Auch mein Gefreiter empfand ein gewisses Wohlbehagen. Da er nur mich zu bedienen hatte, befand er sich eigentlich in der Lage eines Vergnügungsreisenden. Die Inseln, die wir auf der ersten Seefahrt angelaufen hatten, machten ihm oft Kopfzerbrechen. Die Namen derselben konnte er nicht behalten, er sprach deshalb stets von der ersten oder zweiten Insel, zu denen nun noch eine dritte kommen sollte. Der Marschall Forey benutzte die günstige

Gelegenheit, um Exkursionen zu machen, Eile, nach Frankreich zu kommen, schien er nicht zu haben.

Zunächst ging unser Kurs nach Kuba, der Perle der Antillen. Bei sehr günstigem Wetter kamen wir auf der Reede von Havana an.

Der Hafen hat eine enge Einfahrt, ist aber selbst sehr geräumig und vollständig gegen Stürme durch Berge geschützt. Die Kanonen der Forts wie der im Hafen liegenden Schiffe salutierten die französische Flagge und den Marschall Forey, dessen Ankunft signalisiert war.

Havana ist eine schöne, sehr reiche Stadt und Sitz des Gouverneurs der Insel, eines Vizekönigs, dem Forey seinen Besuch abstattete. Am nächsten Tage lud der spanische Gouverneur den französischen Marschall und sein Gefolge zu einem opulenten Diner ein. Eine Ehren-Kompagnie stand auf der Mole und präsentierte, als Forey seinem Kanoe entstieg. Grofse, schöne Leute, ganz weifs uniformiert, bildeten die Ehrenwache und machten einen sehr militärischen Eindruck. Mehrere Wagen fuhren uns nach dem Schlofs, das wahrhaft königlich ist. Auf der grofsen Marmortreppe standen zwei Reihen Diener in tadelloser Livree. Das Diner war opulent, die Weine aller Länder vortrefflich. Selbst die feinsten Rheinweine fehlten nicht.

Nach dem Essen erging man sich in dem schönen Park, welcher das Schlofs umgibt und ein Bild der gesegneten Tropenvegetation zeigt. Ein eigenartiges Aquarium befand sich in diesem Garten, das sich nicht jeder leisten kann. In einem Becken, das etwas vertieft und, der Vorsicht wegen, mit einem eisernen Gitter bedeckt war, führte ein 2 bis 3 m langer Alligator ein beschauliches Stilleben.

Ein spanischer Offizier, welcher auf Kuba grofse Besitzungen hat, war dem Marschall Forey beigegeben worden. Dieser liebenswürdige junge Mann, ein Graf Romero, lud uns alle zu einem Frühstück für den nächsten Tag ein. Sein Heim war ein in weifsem Marmor gebautes Palais, das wohl kleiner, aber nicht minder elegant als das Schlofs des Gouverneurs war.

Die Gräfin Romero, eine ganz junge, hübsche Frau, machte die Honneurs des Hauses in liebenswürdigster Weise, und der erste Sprofs dieser jungen Ehe, ein noch nicht zwei Jahre alter Stammhalter, benahm sich tadellos. Der Graf führte uns auch in seine Tabaksplantagen, schnitt aus einer Pflanze ein schönes Blatt, rollte dasselbe und zündete die so gefertigte Zigarre sofort an. In Europa hat man die Manie, nur abgelagerte Zigarren zu verlangen, der Havanese, der es doch verstehen mufs, raucht dieselben frisch. Allerdings mufs es guter Tabak sein. Wir besuchten dann auch eine Tabakfabrik, in der Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigt waren. Alle Achtung vor Bizets Phantasie, der solch ein Fabrikmädchen zu seiner Heldin — Carmen — machen konnte! Wir benutzten natürlich die Gelegenheit, um uns mit mehreren

Tausend echter Zigarren und Zigaretten zu versehen. Forey bestellte tausend Zigarren, welche er dem Kaiser mitbringen wollte, natürlich das beste, was es gibt. Infolgedessen wurden die bestgedrehten Zigarren aus den anerkannt besten Pflanzen gefertigt, ausgesucht und zusammengestellt. Das war Primaware, die nur tausend Franks, das Stück also einen Frank, kostete. Man sagte uns, dafs es nichts Besseres gebe, aber in Europa durch äufsere Ausstattung, Vergolden der Spitzen, viel Schwindel getrieben werde. Sehr interessant war der Besuch der Promenade. Eine spanische Stadt ohne Alameda ist ja kaum denkbar. Als die Sonne im Untergehen begriffen war, begaben wir uns dorthin. In Havana hat das Treiben einen mehr internationalen Charakter, da viele Fremde dort leben, doch hat es auch spezifische Eigentümlichkeiten. Auffallend waren die Wagen, in denen die Schönen sich bewundern liefsen. Solch ein Fahrzeug hat nur zwei Räder, die aber doppelt so hoch sind, als es sonst gebräuchlich ist. Ein Pferd geht in der Gabeldeichsel und wird von einem Reiter an der Hand geführt. Das Pferd des Reiters ist nicht mit angespannt, er selbst in elegantem Postillonskostüm. Der Wagen heifst Volante und ist reich mit massivem Silber beschlagen. Die unbedingt schönen Signoras und Signoritas lassen ihre seidenen Röcke weit über Bord hängen und machen einen leichten, duftigen Eindruck, als ob sie fortfliegen wollten. Ob daher der Name Volante kommt, weifs ich nicht. Eilig waren die Gefährte nicht; sie bewegten sich meist im Schritt, damit das Publikum die Insassen mit Mufse bewundern konnte. Zu unserm Vergnügen fuhren wir oft auf dem Hafen spazieren und benutzten dazu die kleinen Dampfer, welche den Verkehr vermitteln. Diese sind der Länge nach durch eine Wand in zwei getrennte Abteilungen zerlegt; die eine führt die Überschrift „Gente blanco“, die andere „Gente colorado“. Wir Offiziere machten uns den Spafs, in der Colorado-Hälfte fahren zu wollen, woran wir aber energisch verhindert wurden.

Leider habe ich, seitdem die Kriegsoperationen beendet waren, kein Tagebuch geführt, auch später nicht, schreibe daher lediglich nach dem Gedächtnis. Es ist mir deshalb jetzt, nach mehr denn dreifsig Jahren, nicht möglich, den Tag zu sagen, an welchem wir die Hauptstadt Kubas verliefsen, und anzugeben, wieviel Tage wir am Land waren.

Unser „Panama“ richtete seinen Kurs auf New York. Schon von weitem sah man die riesigen Forts, welche den Hafen schützen sollen. Unzählige Schiffe aller Nationen und jeder Gröfse und Farbe durchschnitten die Wellen, Passagierdampfer, auf deren Deck man Hunderte von Menschen in verschiedenen Etagen übereinander sah, sind wahre Kolosse. Wir verliefsen unser Schiff, nachdem der Lotse dasselbe hatte ankern lassen, und stiegen in einem der ersten Hotels ab. Jedem Fremden mufs New York imponieren; die Stadt ist schön und regelmäfsig gebaut, die Strafsen sind gerade, schneiden sich senkrecht und tragen oft statt der

Namen Nummern. Man sieht wahre Paläste und dann wieder Strafsen, in denen die Häuser kleinen Villen gleichen und nur für eine Familie bestimmt zu sein scheinen. Die Hauptverkehrsader ist eine breite Strafse, welche vom Hafen mitten durch die Stadt führt, Brodway genannt. Die Frequenz auf derselben ist unbeschreiblich, mehrere Reihen Wagen, dicht hinter- und nebeneinander, kommen in der Richtung vom Hafen und begegnen einer gleichen Zahl. Die Strafse quer zu überschreiten, ist nicht ohne Gefahr. Trotz des Treibens und Hastens, das überall bemerkbar ist, herrscht grofse Ordnung, die Polizei ist gut, und man gehorcht derselben.

Die sehr gut angezogenen Konstabler bringen durch ein Zeichen ab und zu alle Wagen zum Halten, damit die Fufsgänger über die Strafse gehen können. Ich sah solche Beamten, Damen am Arm hinüber geleiten. Ein Wink mit dem weifsen Stabe genügt, um alle Fahrzeuge zum Halten zu veranlassen. Der Marschall machte dem General Scott einen Besuch, welcher 1847 die Amerikaner im Kriege gegen Mexiko geführt hatte. Wir Offiziere des Stabes durchkreuzten New York nach allen Richtungen. Bei diesen Promenaden begegnete ich oft preufsischen Soldaten in Uniform. Es waren entlassene Reservisten, welche nach Amerika gegangen waren, um bei den Nordstaaten Kriegsdienste zu nehmen. Werbebureaus waren in allen Stadtvierteln tätig. Ein grofses Schild an irgend einem Hause kündigte an, für welches Regiment dort geworben wurde. Wir blieben aus Neugier vor einem solchen Schild stehen; sofort trat ein Mann auf uns zu und bemühte sich, uns anzuwerben. Einem Hauptmann, der der Gröfste von uns war, bot er eine Oberstenstelle an, dem Kleinsten eine Leutnantsstelle.

Nach einem Diner, das uns sehr gut geschmeckt hatte, besuchten wir die Oper. Was gegeben wurde, ist mir entfallen. Das rote Bändchen im Knopfloch, beziehungsweise die Rosette, liefs dem Publikum keinen Zweifel darüber, dafs die fünf zu spät Eintretenden Franzosen waren. Sehr freundlich sah man uns nicht an. Der mexikanische Krieg verstimmte die Amerikaner, dagegen schien die Freundschaft mit Rufsland grofs zu sein, wofür die lebensgrofsen Porträts des russischen Kaiserpaares sprachen, welche die Wände des Foyers schmückten. Die Damen waren in grofsem Staat und lauschten sehr andächtig der Musik. Dafs sich Amerika seit Jahren in einem Bürgerkriege befand, machte sich nicht fühlbar.

Ich benutzte den Aufenthalt in dieser grofsen Stadt, um meine Zivilgarderobe zu vervollständigen. Ein grofser Bazar lieferte alles, was man zur Bekleidung gebraucht; solch Laden geht durch mehrere Etagen, die durch eiserne Treppen und Galerien verbunden sind. Jetzt hat man in den Hauptstädten Europas ja auch Riesenbazare, die den amerikanischen nicht nachstehen. Unserm Generalkonsul machte ich meinen Besuch; ich fand, an einem Pult stehend, einen Herrn, der das Zimmer bald verliefs, hatte aber bereits einen früheren preufsischen Offizier erkannt, der das grofse

Wasser zwischen sich und seine Gläubiger gelegt hatte. Viele Offiziere dienten sowohl bei den Nord- wie bei den Südstaaten und haben sich als tapfere Soldaten und intelligente Führer bewährt. Ihr Los wurde nach Beendigung des Krieges meist traurig. Nach Auflösung der Armeen mufsten sie irgend etwas tun, um das Leben zu fristen. Nachdem wir uns gehörig orientiert, auch einen Stadtteil besucht hatten, in dem alle Affichen deutsch waren, Brooklyn, fuhren wir mit dem Marschall auf der Hudson-River-Bahn nach dem Niagara. Die Fahrt, besonders in der Nacht, war nicht schön, der Schlafwagen sehr primitiv. Es war schon recht frisch, so dafs man auf den Stationen das mögliche tat, um sich zu erwärmen. Als recht probates Mittel erkannte ich die vortrefflichen Austernsuppen, obgleich dieselben sehr scharf waren.

Mehrere Meilen vor den Fällen hört man das Rauschen des Wassers und sieht eine grofse Dampfwolke, welche die spritzenden Wasseratome bilden. Welche Wassermassen in der Sekunde mehrere hundert Fufs tief fallen, vermag ich nicht zu sagen. Früher bildete der Fall eine gerade Linie, nachdem aber in der Mitte desselben eine grofse Felsenpartie verschwunden ist, bildet er jetzt einen einspringenden Winkel. Wenn schon das Schauspiel, von oben gesehen, grofsartig ist, wird man noch mehr überrascht, wenn man hinuntersteigt und sich hinter die Fälle begibt. Der Seilkünstler Blondin hat es möglich gemacht, auf dem gespannten Seil den Niagara zu überschreiten. Übrigens sind die Fälle nicht ungefährlich, sie wirken faszinierend und haben schon verschiedene Opfer hinabgezogen. Aufserdem sollen unglücklich Liebende mit Vorliebe dort ihren wirklichen oder eingebildeten Leiden ein Ende bereiten. Grofsartig ist die Hängebrücke, für jeden Verkehr, in zwei Etagen, welche die Vereinigten Staaten mit Kanada auf dem anderen Ufer verbindet. Wenn Eisenbahnzüge die Brücke passieren, schien mir doch eine pendelnde Bewegung einzutreten. Die Hotels an den Fällen sind sehr gut, die Austern riesengrofs, aber schmackhaft. An einem Tisch neben uns safsen mehrere Kellner, die deutsch, das heifst österreichisch, sprachen, sehr gebildete, studierte Leute, die nach 1848 ausgewandert waren.

Nachdem wir etwa acht Tage in New York gewesen waren, ging es weiter. Vorher hatte der Schatzmeister des Marschalls, dessen Gäste wir waren, die Rechnung verlangt. Der Marineoffizier, welcher die Kasse führte, kam mit dem Dokument zu uns, ihm standen die Haare zu Berge über die Unverschämtheit der Yankees. Dafs diese Biedermänner die Gelegenheit, einen französischen Marschall zu rupfen, nicht vorübergehen lassen würden, konnte man sich vorher denken. Ich machte den Vorschlag, dafs wir alle, je nach dem Grade, den wir bekleideten, unsere Quote bezahlen und dem Marschall nichts davon sagen wollten. Dies fand Beifall und wurde ausgeführt. Anderseits erfordert die Gerechtigkeit, anzuerkennen, dafs man in dem Hotel vortrefflich aufgehoben war und mit

dem Essen wie mit den Weinen sehr zufrieden sein mufste. Selbst die Austern haben in Nordamerika Riesendimensionen, man kann höchstens sechs Stück zu sich nehmen, um noch dinieren zu können. Mit New York liegt Lissabon auf demselben Breitengrade. Ob dies der Grund war, weshalb der Marschall dorthin steuerte, weifs ich nicht. Wenn es auch der kürzeste Weg nach Europa sein mag, so ist er immerhin lang genug, wenn man sich nicht auf einem Schnelldampfer der Hamburger Gesellschaft befindet. Aber auch diese längere Tour verlief ohne unangenehme Zwischenfälle, wir unterhielten uns an Bord ganz gut, spielten Karten, lasen Romane und besprachen die verschiedenen Episoden des Krieges wie den Empfang, der unser in Europa harrte.

Eines Morgens sahen wir die portugiesische Küste und fuhren bald darauf in die Mündung des Tajo, an welchem Lissabon liegt. Der Flufs ist breit und schön, seine Ufer erheben sich terrassenförmig, schöne Villen mit herrlichen Gärten erfreuen das Auge. Ich suchte unseren Gesandten Werthern, den späteren Grafen v. Werthern-Beichlingen, auf, einen äufserst liebenswürdigen Herrn, der sich gleich dem Marschall und seinem Gefolge zur Verfügung stellte. Seiner Hilfe verdankten wir Plätze im Theater, das wir abends besuchten, und in dem wir Gelegenheit hatten, den König zu sehen. Die Logen sind ganz abgeschlossen und mit grofsen Nummern versehen, so dafs man vom Parkett aus gleich die Nummer der Loge feststellen kann, wenn man in derselben Bekannte sieht. Bemerkenswert ist ein königliches Schlofs auf der Höhe an der Mündung des Tajo, Zintra, mit grofsem, schönem Park, den wir besuchten. Im Hotel waren wir gut aufgehoben, französische Küche und guter Portwein liefsen nichts zu wünschen übrig. Leider konnten wir uns mit den Portugiesen nicht leicht verständigen, französisch und spanisch verstanden sie nicht, und keiner von uns sprach portugiesisch. Das Volk scheint ein Gemisch aller möglichen Rassen, besonders der maurischen, zu sein. Das Land ist arm und bietet wenig, obgleich die Natur viel für dasselbe getan hat. Wie an allen schönen Punkten der Erde, waren auch hier viele Engländer ansässig und bildeten eine ganze Gemeinde, in der das englische Geld kursierte. Der Marschall telegraphierte von Lissabon nach Paris, dafs er wieder in Europa sei. Der Kaiser, welcher sich wohl über die lange Rückreise Foreys wunderte, telegraphierte dem Marschall zurück, er möge sich nur Zeit lassen.

Dieser hielt es doch für angezeigt, seinen Aufenthalt in Lissabon abzukürzen, und so dampften wir denn einem französischen Hafen zu. Forey wollte in St. Nazaire landen und dann per Bahn über Rennes, wenn ich nicht irre, nach Paris fahren. Aber unsere braven Mariniers sollten noch einen traurigen Beweis liefern, wie wenig sie die eigene Küste kannten. Statt vor dem Hafen anzukommen, befanden wir uns plötzlich in der Nähe der Sables d'Olonne und waren im besten Begriff, aufzufahren,

als Fischer von ihren Booten warnende Zeichen gaben. Dieselben klärten den Irrtum auf, und wir waren froh, nicht noch Schiffbruch gelitten zu haben. Schliefslich kamen wir doch endlich in St. Nazaire an und liefsen unser Gepäck ausladen. Die Douane benahm sich sehr anständig und meinte, sie wolle nicht die Sachen von Offizieren revidieren, welche aus einem Kriege kämen. Bei dem Zigarrenvorrat, den wir aus der Havana mitbrachten, war uns das ganz recht. Im nächsten Jahre aus Jütland zurückkehrend, fiel mir das schöne Benehmen der französischen Zollbeamten wieder ein. Als ich in Berlin verwundet ankam, mufste ich auf dem Hamburger Bahnhof meine Koffer öffnen, in denen sich natürlich nichts befand, was steuerpflichtig war. Ende Dezember traf der Marschall Forey mit uns in Paris ein.

Nachdem ich in Paris die Kameraden begrüfst und mich auf der Botschaft gezeigt, unternahm ich den schweren Gang zum Bruder des gefallenen Generals de Laumière, welcher um meinen Besuch gebeten hatte. Ich mufste alle Einzelheiten erzählen, welche das traurige Ende des braven Generals betrafen, der später in der Kathedrale von Puebla beigesetzt worden ist. Von der französischen Garde-Artillerie erhielt ich eine Einladung nach Versailles. Das Offizierkorps war in seiner Messe versammelt, der Oberst empfing mich und schritt mit mir, nachdem er mich seinen Herren vorgestellt, durch ein Spalier von Sappeuren, welche die Axt auf der Schulter trugen, nach dem Speisesaal. Wir waren alle in bürgerlicher Kleidung, trotzdem salutierten die Sappeure militärisch. Die Offizierkorps der Garde waren damals die einzigen, welche gemeinschaftlich afsen, während bei den Linien-Regimentern die Grade getrennt waren, die Stabsoffiziere, Kapitäns und Leutnants in verschiedenen Lokalen das Dejeuner und das Diner einnahmen. Bei den sehr gemischten Elementen, aus denen sich der gröfste Teil der Regimenter zusammensetzte, fürchtete man Taktlosigkeiten und Reibungen, welche zu Exzessen führen konnten.

Den Herren von der Garde-Artillerie brachte ich Grüfse von ihren Kameraden in Mexiko; wir verbrachten einen gemütlichen Abend zusammen, und fühlte ich mich im Kreise dieser Eliteoffiziere sehr wohl.

Das Jahr 1864 hatte begonnen, und da mein Kommando nach Paris noch bis zum April dauerte, konnte ich nicht so lange warten, um mich bei Seiner Majestät dem Könige zu melden. Deshalb begab ich mich Anfang Januar nach Berlin.

IX.

Vor meiner Abreise von Paris hatte ich meine Ordonnanz nach Berlin instradiert. Da der Mann kein Wort französisch sprach, setzte ich ihn abends in einen Exprefszug, worüber die Mitreisenden im Coupé erster Klasse nicht sehr erfreut schienen. Mit der Feldzugsmedaille für Mexiko auf der Brust dampfte er der Heimat zu.

Ich suchte in Berlin zunächst den Obersten der Garde-Artillerie, Freiherrn v. Lyncker, auf, welcher dem Prinzen von Baden im Kommando gefolgt war, und liefs mich dann auf der Kommandantur für die Meldung bei Seiner Majestät notieren.

Im Palais des Königs kam mir schon der Flügeladjutant, Prinz Kraft Hohenlohe, ein alter Regimentskamerad, entgegen und umarmte mich herzlich. Eine gröfsere Anzahl von Offizieren aller Grade waren zur Meldung versammelt. Bald öffneten sich die Flügeltüren, der König erschien und nahm die Meldung eines jeden einzelnen entgegen. Als Höchstderselbe zu mir kam, schüttelte er mir wiederholt die Hand und, mein Verhalten in Mexiko sehr gnädig beurteilend, endete der König seine Rede mit den Worten: „Wo Ich auch den preufsischen Offizier hinstelle, er mufs überall seine Pflicht tun.“

Der Chef des Militärkabinetts, General v. Manteuffel, forderte mich auf, den Abend zu ihm zu kommen. Ich leistete dem Befehl Folge und kam so, das erstemal, mit dem Herrn in Berührung, dem ich später nähertreten sollte. Manteuffel interessierte sich besonders für alles, was die französischen Generale und die Truppen betraf. Da ich ja so viele Kämpfe mit diesen durchgefochten, gab ich unbefangen mein Urteil ab, hob die grofse Bravour hervor, deren Zeuge ich gewesen, verschwieg aber auch nicht die Fälle, in denen selbst die Zuaven versagt hatten. Der General hörte gespannt zu und sagte dann: „Ja, die Franzosen sind gute Soldaten und tapfer; sie haben die Russen, die Österreicher und die Mexikaner besiegt — aber wir schlagen sie doch!“ — Da General v. Manteuffel sehr liebenswürdig und freundlich war, empfahl ich seinem Wohlwollen meinen Gefreiten der 3. reitenden Garde-Batterie. Derselbe, zum Unteroffizier befördert, erhielt wenige Tage darauf das Allgemeine Ehrenzeichen und hatte nun zwei Medaillen. Nachdem ich meine Geschäfte in Berlin abgemacht hatte, wollte ich nach Paris zurückkehren, erhielt aber die Aufforderung, noch zu bleiben. Der Grund davon war meine Versetzung in den Generalstab, die den alten Röhl gewifs sehr überrascht hat. Ich wurde zum Generalstabsoffizier der 1. Division ernannt. Unter diesen Umständen hörte mein Kommando nach Paris auf, und hielt ich es deshalb für richtig, dorthin gar nicht mehr zurückzukehren. Allerdings wurde es mir nun nicht möglich, mich beim Kaiser Napoleon zu melden und die Gelegenheit zu ergreifen, ihm die Wahrheit über Mexiko zu sagen, um die mich die alten Kriegskameraden gebeten hatten.

Seit Monaten verhandelte der Deutsche Bund mit Dänemark, um die Rechte der Herzogtümer Schleswig und Holstein zu wahren. Ermutigt durch die Erfolge seiner Politik nach 1848, schenkte Dänemark den diplomatischen Vorstellungen kein williges Ohr. Die Situation verwickelte sich immer mehr, als der Tod des Königs Friedrich VII. am 15. No-

vember 1863 unerwartet eintrat. Da sich bald herausstellte, dafs sein Nachfolger Christian IX. die Politik des Vorgängers fortsetzte, kam der Bund zu der Überzeugung, dafs man auf dem Wege platonischer Verhandlungen nichts erreichen würde. Man bereitete deshalb eine Bundesexekution vor, deren Ausführung zunächst Sachsen und Hannover übertragen wurde. Um diesen Staaten den gehörigen Nachdruck zu geben, sollten österreichische und preufsische Truppen folgen. Bald nahmen die beiden Grofsmächte die Sache allein in die Hand, da der Deutsche Bund Dänemark nicht imponierte.

Als ich Ende Januar 1864 Berlin verliefs, hatte ich das Gefühl, dafs ein Krieg in Sicht sei.

Ich dampfte gen Ost, der Wiege des preufsischen Königtums zu, und kam bei sibirischer Kälte in Königsberg an, wo Kant seinerzeit über die Philosophie der reinen Vernunft las. Die alte Stadt am Pregel macht auf den Ankommenden keinen sehr freundlichen Eindruck, noch weniger erwärmt der Dialekt des Ostpreufsen. Die Menschen sind rauh wie das Klima, gewinnen aber bei näherer Bekanntschaft, ihr Verstand ist hell, wie die Sachsen von sich sagen, der Charakter fest, und das Herz sitzt ihnen an der rechten Stelle.

Es ist eine alte Erfahrung, dafs diejenigen, die von Westen nach Königsberg kommen, meist unzufrieden sind, haben sie einige Monate dort gelebt, ungern wieder gehen. Die Geselligkeit ist grofs, der ostpreufsische Maitrank, ein steifer Grogk, zuzeiten nicht zu verachten. 40° Wärme hatte ich in Mexiko verlassen, nun galt es, 25° Kälte zu ertragen. Der Temperaturunterschied war grofs, schadete aber meiner Gesundheit nicht. Die dienstlichen Verhältnisse waren angenehm, mein spezieller Vorgesetzter, Generalleutnant v. Griesheim, ein charmanter, liebenswürdiger Herr, und leicht war es mir, mich in die neue Lage zu schicken. Mit Interesse folgten wir den Vorgängen in den Elb-Herzogtümern, besonders mein Kommandeur, welcher einen Sohn bei der 6. Division hatte, die unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl im Felde stand. Aus Berlin erhielt ich die Aufforderung, in der Militärischen Gesellschaft Vorträge über die zweite Expedition der Franzosen nach Mexiko zu halten. Ich erklärte mich dazu bereit und arbeitete zu dem Zweck sehr fleifsig. Das Thema war so umfassend, dafs ich zwei Abende beanspruchen mufste. Man war damit einverstanden und setzte die Abende des 30. März und 6. April für mich fest. Rechtzeitig fand ich mich in Berlin ein, wohl ausgerüstet mit Karten, Plänen und Photographien. Seine Majestät der König, alle in Berlin zurzeit anwesenden Prinzen, zahlreiche Generale und Offiziere waren meine Zuhörer. Ich las meine Relation und fügte Erläuterungen hinzu, wo dies geboten erschien. Mein Eingreifen vor Puebla überliefs ich einem Offizier des Stabes des Generals de Laumière. Seine Majestät lächelte und fragte: „Wie hiefs denn der Offizier?“

Nach meinem ersten Vortrage hatte ich Mufse, mich auch im grofsen Generalstab umzusehen und mich über die Kriegslage zu orientieren. Die Geschichte des Krieges 1864 ist vom Generalstabe später bearbeitet worden und gibt jetzt jedem etwa gewünschte Auskunft. Die Dinge hatten sich in Betreff des Teils der Operationen, der für mich später von Bedeutung wurde, im grofsen und ganzen, wie folgt, gestaltet. Seit dem 12. Februar befand sich Prinz Friedrich Karl mit seinen Truppen im Sundewitt und hatte dieselben am 18. gegen Düppel vorgeschoben. Rekognoszierungen ergaben die Stärke der Stellung und die Unmöglichkeit, den Widerstand der Dänen mit den vorhandenen Mitteln zu brechen. Um dies bewirken zu können, brauchte man schwere gezogene Belagerungsgeschütze, welche die fortartigen Schanzen in der Front und zum Teil in der Flanke von Gammelmark her beschiefsen sollten, und schwere Mörser, um die Reduits einzuschlagen.

Am 3. März wurde in Berlin der Befehl gegeben, einen entsprechenden Belagerungspark zusammenzustellen und nach dem Kriegsschauplatz abgehen zu lassen. Vor Düppel arbeitete Oberst Colomier einen Belagerungsentwurf aus. Sobald die schweren Geschütze eingetroffen, die Batterien erbaut und armiert waren, wurde das Feuer eröffnet, das sich bald dem der Dänen überlegen zeigte.

In der Nacht zum 30. März wurde die erste Parallele erbaut, in einer Entfernung von 900 m von der feindlichen Stellung. Diese ungewöhnlich grofse Entfernung findet darin ihre Erklärung, dafs Prinz Friedrich Karl das Hauptgewicht seiner Operationen auf einen Übergang nach der Insel Alsen, von Bellegarde aus, legte. Gelang dies kühne Unternehmen, so mufsten die Dänen die Düppelstellung räumen, der Angriff derselben war unnütz. Die Witterung war aber für derartige Unternehmungen, wie der Übergang über den Alsensund, nicht günstig, Stürme traten ein, die Fahrten mit einzelnen oder zu Maschinen gekoppelten Pontons ganz unmöglich machten. Man hoffte auf Änderung des Wetters; als aber bis zum 3. April die Stürme nicht nachgelassen hatten, eine Überraschung des Gegners auch ausgeschlossen war, wurde der Versuch eines Überganges nach Alsen für jetzt aufgegeben.

Es blieb nun nichts anderes übrig, als an eine ernste Belagerung von Düppel zu denken. Deshalb wurden weitere schwere Geschütze verlangt und von Berlin für den 9. oder 10. in Aussicht gestellt. Da nun eine Belagerung im gröfseren Stil bevorstand, man auch wohl ungeduldig wurde, befahl Seine Majestät der König, dafs der ganze Angriff der Artillerie und der Ingenieure in eine Hand zu legen sei.

Eines Tages wohnte ich einer Frühjahrsparade Unter den Linden bei und erfuhr, dafs Generalleutnant Hindersin soeben vom Könige den Befehl erhalten habe, nach dem Kriegsschauplatz abzugehen, um den Angriff der Artillerie und der Pioniere gegen Düppel zu leiten.

Die Gelegenheit war zu günstig, um sie nicht beim Schopf zu ergreifen. Ich wandte mich sofort an den General Hindersin, stellte demselben vor, dafs ich ja vor einem Jahr eine zweimonatige Belagerung mitgemacht habe und vielleicht vor Düppel Dienste leisten könne; ich würde ihm dankbar sein, wenn er mich in seinen Stab nähme. Der General war gleich dazu bereit und tat bei den anwesenden mafsgebenden Persönlichkeiten die erforderlichen Schritte. Das Resultat derselben war mir günstig, und gab auch Seine Majestät der König seine Erlaubnis, knüpfte nur die Bedingung daran, ich möchte erst noch meinen zweiten Vortrag in der Militärischen Gesellschaft halten. Dies tat ich wenige Tage darauf. Der König war wieder anwesend und dankte mir, als ich geendet hatte. Auf die Frage, wann ich nach dem Kriegsschauplatze abgehe, erwiderte ich: „In einer Stunde; ich fahre die Nacht durch, und von hier direkt nach dem Bahnhof." Dies schien Seiner Majestät sehr zu gefallen.

Am 8. April traf ich vor Düppel ein. Nach Königsberg hatte ich Weisung geschickt, meine Pferde und Sachen zu instradieren.

Jetzt begann eine ähnliche Tätigkeit wie vor Puebla.

General Hindersin hatte sich bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl gemeldet. Dafs dieser sehr entzückt von der Mission des Generals gewesen sei, möchte ich nicht behaupten. Da Hindersin ein gerader, offener Charakter mit etwas derben Formen war und vom Hofmann nichts besafs, war es kein Wunder, dafs die Pillen, welche er verabreichte, nicht in Honig schwammen. Besonders mifsfiel es ihm, dafs die zahlreichen unnötigen Offiziere und hohen Personen, welche das Hauptquartier überfüllten, Zeugen wichtiger Besprechungen waren. Nachdem es dem General nicht gelungen war, diese ihm mifsliebigen Kriegsamateure bei einem Vortrage zu entfernen, machte er in seiner Rede eine Pause und sagte darauf: „Was ich weiter vorzutragen habe, ist nur für das Ohr Eurer Königlichen Hoheit bestimmt."

Das wirkte. Die Gelegenheit, bei welcher der General diesen Ausspruch tat, wird der Leser bald erraten.

Schnell hatte sich Hindersin orientiert, er liefs den Obersten Colomier und Mertens grofse Freiheit und beschränkte sich darauf, einzugreifen, wenn es nötig war. Dann hatte er stets den Chef des Generalstabes, den Obersten v. Blumenthal, für sich.

Dafs und weshalb die erste Parallele viel zu weit von dem Angriffsziel angelegt war, ist bereits gesagt worden. Man schritt zur Anlage einer sogenannten Halbparallele, 250 m vorwärts. Da deren Flügel noch über 700 m entfernt waren, lag dieselbe selbst als erste Parallele noch zu weit ab. Hinter derselben erbaute man in der Nacht vom 8. zum 9. zwei Mörser-Batterien. Die schweren Bomben sollten die Decken der Reduits in den Schanzen einschlagen. Bei der grofsen Entfernung konnte man kein günstiges Resultat erwarten. Sobald schwere Geschütze eintrafen, eröff-

neten dieselben ihr Feuer, was immer mifslich ist. Es empfiehlt sich, bei Belagerungen das Feuer mit allen Batterien zu gleicher Zeit zu eröffnen. Doch hängt der Angreifer von so viel Nebenumständen ab, dafs er meist gezwungen ist, die eine oder andere Regel des Belagerungskrieges zu vernachlässigen. Bei der Schilderung der Schwierigkeiten, welche sich bei der Belagerung von Puebla geltend machten, habe ich das näher ausgeführt. In der Nacht zum 11. April wurde die zweite Parallele wieder 250 m vorwärts ausgehoben. Diese war mithin noch 400 m von der ersten feindlichen Befestigungslinie entfernt. Die Parallelen und Approchen standen bald voll Wasser; Regen und nasser Untergrund waren die Ursachen dieses Übelstandes. Da der Boden lehmig war, blieben nicht selten die Stiefel stecken. Der General war mit seinem Stabe bei wichtigen Arbeiten in der Nacht in der Regel anwesend. Eines Morgens kehrte ich mit ihm zurück, und da es eine Qual war, in dem Sumpf des Zickzacks zu waten, verliefsen wir dieselben und gingen querfeldein. Es war nebliges Wetter, und der Morgen war noch ziemlich dunkel. Ich erzählte dem General die Episode, das Anrufen des französischen Generals Douay, vor einem Jahre, denn auch bei unserer Morgenpromenade fehlte es an Feuer nicht. Hindersin hatte den Vorteil, dafs er das Zischen der Gewehrkugeln nicht hörte.

Plötzlich rief ein Offizier aus einer Tranchee: „He, was machen Sie denn im freien Felde? Wundern Sie sich nicht, wenn Sie abgeschossen werden!“ Da unsere Paletots die breiten Streifen verdeckten, wufste der Kamerad nicht, mit wem er es zu tun hatte, und wiederholte seine Bemerkungen, da wir dieselben unbeachtet liefsen. Als wir in seine Nähe kamen, bemerkte ich, dafs Brandenburger in der Tranchee waren, unter denen sich sicher auch Berliner befanden, deren einer gerufen hatte, natürlich im echten Berliner Jargon: „Gehen Sie nur ruhig weiter, es ist nicht so schlimm, Sie haben ja ganz recht.“ Wir taten so, als hörten wir nichts, was um so ratsamer erschien, als der Mann noch weitere kritische Bemerkungen machte.

Obgleich man den Bau der Parallelen und Batterien fortsetzte, kam Prinz Friedrich Karl immer wieder auf seinen Lieblingsgedanken zurück, den Übergang nach Alsen vorzubereiten. Dies absorbierte Kräfte der Artillerie und Pioniere, mag auch wohl ab und zu störend für die Angriffsarbeiten gewesen sein.

Am 11. April hielt der Prinz einen Kriegsrat ab, in welchem er mitteilte, dafs er das Feuer aller Batterien während dreier Tage unterhalten und dann stürmen lassen wolle. Fast alle Anwesenden stimmten dem zu, nur General Hindersin und der Chef des Generalstabes ganz entschieden dagegen.

Diese beiden erfahrenen Offiziere wiesen darauf hin, dafs die Entfernung von 450 m, bei Schanze IV von 550 m, viel zu grofs für einen Sturm

sei, besonders da es bergauf gehe, man auch nicht behaupten könne, dafs der Widerstand der Dänen gebrochen sei. Wenn man die Wichtigkeit der Stellung dieser beiden Autoritäten bedenkt, so würde es ganz unbegreiflich sein, dafs der Prinz trotzdem auf seinem Beschlufs beharrte, sein artilleristischer und Geniestab ihm zustimmten.

Der Prinz motivierte später diesen Entschlufs durch politische Rücksichten. Es wurde also alles für den Sturm, welcher am 14. früh stattfinden sollte, vorbereitet. Die Angriffs-Batterien verstärkten ihr Feuer, was die Dänen nicht abhielt, des Nachts die Schanzen auszubessern, zwischen ihnen und rückwärts Verstärkungen zu bauen. Alles dies liefs keinen Zweifel darüber, dafs die Dänen sich energisch wehren würden. Am 13. früh standen 118 Geschütze der Angriffs-Batterien im Feuer, die Sturmkolonnen wurden geübt, der Batteriebau fortgesetzt.

In der Nacht zum 13. war aber der Flügeladjutant, Oberstleutnant v. Strubberg mit einem Schreiben Seiner Majestät in Gravenstein eingetroffen. In demselben wiederholte der König all die Gründe gegen den Sturm aus der zweiten Parallele, welche Hindersin und Blumenthal ohne Erfolg ausgesprochen hatten. Besonders betonte der König, dafs, während die Sturmkolonnen zu lange dem feindlichen Feuer ausgesetzt würden, der Verteidiger mehr Zeit habe, seine Reserven heranzuziehen. Er empfehle, die Sturmkolonnen möglichst stark zu machen, die Reserven bald nachrücken zu lassen, und bemerkte, dafs der Aufschub des Sturmes um wenige Tage politisch keine Nachteile bringen könne. Bedenkt man, dafs am 11. abends der Kriegsrat stattgefunden hatte und umgehend die Willensäufserung Seiner Majestät erfolgte, so wird man in der Annahme nicht fehlgehen, dafs der Telegraph von Gravenstein nach Berlin rechtzeitig tätig gewesen ist. Grofses Unheil wurde voraussichtlich verhütet, viele Menschenleben erhalten.

Am 13. befahl der Prinz die Anlage einer dritten Parallele, welche in der Nacht zum 15. erbaut werden sollte.

Am 14. früh begab ich mich in die Trancheen, um womöglich das Terrain vor der Schanze IV zu rekognoszieren. In dem vordersten Schützengraben angekommen, teilte ich dem dort kommandierenden Offizier meine Absicht mit. Der Herr machte mir bemerklich, dafs das unmöglich sei, da die dänischen Vorposten sehr wachsam seien, die seeländischen Schützen beständig feuerten. Da mir diese Mitteilung laut, vor den Leuten, gemacht wurde und ich nicht den Glauben aufkommen lassen wollte, dafs auch ich, wie Fallstaff, die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit halte, überschritt ich ohne Zögern die Brustwehr in der Richtung auf Schanze IV. Sofort begannen die dänischen Schützen ein lebhaftes Feuer. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich plötzlich auf dem Boden safs und im rechten Unterschenkel lebhaften Schmerz empfand.

Als mich die Schützen nicht mehr sahen, hörte das Feuer auf. Bald überzeugte ich mich davon, dafs kein Knochen verletzt war; eine Kugel, welche wahrscheinlich durch einen Aufschlag abgeschwächt war, hatte die rechte Wade getroffen und gewissermafsen den Stiefelschaft hineingeschossen. Die braven Füsiliere im Schützengraben machten sich ans Werk, um einen Schlag bis zu der Stelle zu graben, wo ich lag, weil ich nach ihrer Ansicht anders nicht zurückzuschaffen war.

Da mich die Dänen sitzend nicht sahen, beschlofs ich, bis an unseren Schützengraben zurückzukriechen. Dies gelang sehr gut. Alle Energie zusammennehmend, raffte ich mich dann auf und überkletterte auch die Brustwehr.

Die Dänen, welche mich wahrscheinlich für tot gehalten hatten, eröffneten sofort wieder das Feuer, kamen aber zu spät. Die Aussicht, bis zur Dunkelheit im Schützengraben bleiben zu müssen, besonders mit den Schmerzen im Bein, war nicht angenehm. Ein Arzt schnitt Beinkleid und Stiefel auf. Blut sah man wenig, aber das Bein schwoll stark. Ich wollte die Sache ignorieren, wurde aber belehrt, dafs derartige Prellschüsse oft viel langwieriger seien als eine glatte Fleischwunde. Leider sollte ich dies später erfahren. Jedenfalls war ich entschlossen, den Sturm mitzumachen, und wenn ich hätte auf Krücken gehen müssen. Die Zeit bis zum Dunkelwerden war noch lang, sie verging aber, dank der Heiterkeit der Berliner im Schützengraben. Alle möglichen Scherze trieben die Leute. Ab und zu stellten sie einen Helm auf die Brustwehr, nach dem dann die Dänen sofort schossen. Dann sprang ein Mann auf das Bankett und winkte, wie auf dem Scheibenstande, vorbei. Die Kugeln, die dem Übermütigen zugedacht waren, pfiffen immer erst, wenn derselbe wieder gedeckt war.

Andere hatten Figuren aus Kartoffeln gebildet, die den dänischen Minister de Meza und Bismarck vorstellten; wie im Kasperle-Theater entstand dann ein Kampf zwischen diesen hohen Herren, der stets damit endete, dafs Bismarck dem Dänen den Kopf abschlug.

Das ganze Treiben dieser Füsiliere erinnerte mich an den Humor der Zuaven. Abends fuhr ich in unser Kantonnement zurück und liefs mich verbinden nach gehöriger Kühlung.

Die dritte Parallele wurde, wie angeordnet war, erbaut, ebenso die Approchen zur zweiten.

Auf dem rechten Flügel betrug die Entfernung bis Schanze II noch 300 m, auf dem linken bis Schanze V 220 m. An sechs Stellen wurden breite Ausfallstufen zum Ablauf der Kolonnen erbaut. Das Feuer wurde jetzt täglich heftiger. General Hindersin ordnete an, dafs hinter der zweiten Parallele gegen die Werke V und VI zwei neue Haubitz-Batterien angelegt wurden, ebenso eine Strand-Batterie zur Bestreichung des Wenningbundes.

Am 18. April fand der allgemeine Sturm statt. Ich hatte mein Bein wickeln lassen und bewegte mich mit Hilfe eines Stockes. Wieder stand ich, wie vor einem Jahre, mit dem Artilleriegeneral auf dem Bankett der dritten Parallele, um von dort aus weiter tätig zu werden. Da das Generalstabswerk den Sturm anschaulich schildert, beschränke ich mich hier auf eine Wiedergabe in grofsen Zügen.

Sechs Sturmkolonnen waren vor Tagesanbruch in der dritten Parallele aufgestellt, deren Stärke verschieden war. Im ganzen waren es 46 Kompagnien Infanterie, 5 Pionier- und Artilleriedetachements, 7 Offiziere, 144 Fufsartilleristen. Die Reserve bildeten die Brigaden Canstein und Raven.

Den Sturm befehligte der General v. Manstein, bei dem sich General Hindersin mit seinem Stabe aufhielt.

Das Generalkommando stand auf dem Spitzberg, wo auch der Oberbefehlshaber, Wrangel, der Kronprinz und zahlreiche Stäbe Stellung nahmen.

Der Spitzberg entsprach dem Cerro St. Juan vor Puebla.

Die Brigade Goeben hatte den Auftrag, am Alsensunde zu demonstrieren und einen Scheinversuch zum Übergang zu machen.

Des Morgens 4 Uhr begannen alle Angriffs-Batterien ihr Feuer und setzten dasselbe energisch in der Front bis 10 Uhr fort, während die Flanken-Batterien noch länger feuerten. General Manstein hatte den Truppen seinen kurzen, militärischen Befehl vorlesen lassen, der die Möglichkeit des Zurückweichens anschlofs. Meldungen sollten ihn, bis die erste Schanzenlinie genommen, in der dritten Parallele bei Ausfall 5, dann in der Schanze IV treffen. Punkt 10 Uhr brachen die Sturmkolonnen aus der dritten Parallele vor. Der zu durchlaufende Raum betrug 250 bis 300 m.

Mit unübertrefflicher Tapferkeit stürzten die Braven vorwärts, das heftige Gewehr- und Kartätschfeuer nicht achtend. Nach sechs Minuten wehte die erste schwarz-weifse Flagge auf einer eroberten Schanze, um 10½ Uhr auf allen der ersten Linie. Besatzungen wurden in den eroberten Werken zurückgelassen, der Sturm weiter fortgesetzt. Die Generale Manstein und Hindersin begaben sich in die Schanze IV. Auf dem Wege dorthin befahl letzterer dem Hauptmann v. Lewinski der Garde-Artillerie, die Schanze IV mit gezogenen Zwölfpfündern zu armieren. Wenn das heftige Feuer des Verteidigers schon bewiesen hatte, dafs die Dänen sich hartnäckig wehren würden, sollten die Angreifer dies bei Erstürmung der Schanzen noch mehr erfahren. Die Besatzungen widerstanden noch im Innern der Werke und mufsten mit Bajonett und Kolben bezwungen werden. Was nicht niedergemacht oder gefangen wurde, floh rückwärts und rifs zum Teil die Reserven mit fort. Die Stürmenden schritten zum Angriff der zweiten Linie.

Auf dem rechten Flügel erhielten sie Flankenfeuer vom „Rolf Krake“, einem Monitor, der seinerseits von den Strand-Batterien bei Gammelmark beschossen wurde. Dieses Schiff hatte während der ganzen Belagerung die Arbeiten öfter gestört. Man hatte deshalb Netze gelegt, in der Hoffnung, die Schraube desselben würde in dieselben geraten. Dieser Fall trat am 18. April ein, und dampfte der Monitor, welcher 20 Tote und Verwundete hatte, ab, nachdem es ihm gelungen war, die Schraube wieder frei zu machen.

Behufs Fortnahme der Zwischenwerke wie des Barackenlagers wirkten zwei Feld-Batterien mit, die Garde-Batterie Ribbentrop und eine der 3. Brigade. Die dänischen Reserven hatten das Gewehrfeuer nicht gehört; zu spät benachrichtigt, trafen sie erst ein, als die Hauptaktion schon entschieden war. General du Plat eilte zwar mit Verstärkungen vom Brückenkopf herbei, fand aber mit dem Chef und dem Souschef seines Stabes bald den Heldentod, nachdem er einen Vorstofs angeordnet hatte, welcher den Rückzug des dänischen rechten Flügels nach Alsen ermöglichen sollte. Dieser Vorstofs der dänischen 8. Brigade brachte das Vordringen des Gegners zum Stehen. Aber General v. Manstein hatte bereits gleich nach 10 Uhr der Brigade Canstein den Befehl geschickt, den Stürmenden zu folgen und die zweite befestigte Linie zu nehmen. Dieser Brigade gelang es, die dänische Infanterielinie zu durchbrechen, den Offensivstofs derselben unschädlich zu machen.

Die Schanzen VIII, IX und X waren noch im Besitz der Dänen; mit Fortnahme derselben wurde um 11 Uhr die Brigade Raven beauftragt. Um 12 Uhr waren dieselben genommen, die Besatzungen gefangen. Dem General v. Raven hatte eine Kartätschkugel einen Oberschenkel zerschmettert. Trotzdem traf er noch die nächsten Anordnungen, bevor er das Kommando abgab. Wenige Tage später erlag der Brave der schweren Wunde. Die Zahl der vorgezogenen Feld-Batterien hatte sich nach und nach vermehrt, so dafs einige vierzig Geschütze mitwirken und das feindliche Feuer vom Brückenkopf und von der Insel Alsen bekämpfen konnten. Um 2 Uhr fiel auch der Brückenkopf in preufsische Hände und war der Däne vom festen Lande verdrängt; die Brücke brach er hinter sich ab. Am nächsten Tage wurde die Leiche des Generals du Plat am Alsensund den Dänen übergeben, welche dieselbe in einem Ponton nach Sonderburg brachten. Ich war Zeuge des Vorganges und sah bei dieser Gelegenheit Leute der dänischen Garde, die einen sehr guten Eindruck machten. Der Sieger richtete sich in der eroberten Stellung ein und wendete die Werke, wo dies möglich war, gegen Alsen. Der Verlust der Dänen am 18. April betrug 108 Offiziere, 2 Ärzte, 4706 Mann; darunter befanden sich unverwundet gefangen: 56 Offiziere, 3549 Mann, mithin war der Verlust an Toten und Verwundeten: 52 Offiziere, 1157 Mann.

Der preufsische Verlust betrug 71 Offiziere, 1130 Mann an Toten und

Verwundeten. Bei diesen bedeutenden Verlusten des Angreifers beim Sturm aus der dritten Parallele drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie sich dieselben gestaltet haben würden, wenn der unselige Gedanke zur Ausführung gekommen wäre, schon aus der zweiten Parallele zu stürmen.

Da dann voraussichtlich die dänischen Reserven rechtzeitig eingetroffen wären, würde es schwerlich gelungen sein, auch die zweite Linie und den Brückenkopf zu nehmen.

Die Herren, welche entschieden gegen die Absicht des Prinzen Einspruch erhoben, haben sich ein grofses Verdienst erworben, denn sie waren vermutlich die Veranlassung, dafs die Weisheit unseres Allergnädigsten Herrn eingriff.

Am 21. April erschien derselbe bei seinen siegreichen Truppen und dankte denselben in seiner bekannten, herzgewinnenden Weise. Den kommandierenden General, Prinz Friedrich Karl, zeichnete der König besonders aus, sein hoher Sinn wollte den Prinzen als den Sieger feiern. Vielleicht vermied es deshalb der Monarch, dem General Hindersin mündlich zu danken. Letzterer erhielt aber nach der Abfahrt des Königs ein Telegramm, das ihm den königlichen Dank wie die Mitteilung brachte, ihm sei der höchste Kriegsorden, pour le mérite, verliehen und er zum zweiten Generalinspekteur der Artillerie ernannt worden. So hatte denn dieser brave, ausgezeichnete Mann die verdiente Anerkennung gefunden und konnte frohen Mutes nach Berlin zurückkehren.

Da ich zum Feldmarschall Wrangel kommandiert wurde, verabschiedete ich mich von meinem General und ging als Berichterstatter für den Chef des Generalstabes der Armee ins grofse Hauptquartier. Damit der litauische Dragoner, meine Ordonnanz, doch auch einen Begriff vom Kriege bekam, nahm ich ihn am 19. mit auf das Schlachtfeld, wo es allerdings noch schlimm aussah, die Toten, viele mit abgerissenen Gliedern, den Boden deckten. Mein Litauer war starr und sagte: „Ach, Herr Hauptmann, wenn wir nur erst wieder heil in Königsberg wären!“

Während meiner Anwesenheit in dem Hauptquartier des Feldmarschalls Wrangel hatte ich keine Gelegenheit, kriegerischen Aktionen beizuwohnen. Der Feldmarschall führte den Oberbefehl über alle Truppen, auch über die österreichischen, wie dies vor dem Kriege zwischen den beiden Grofsmächten vereinbart war. An einem Kriegsrat nahm ich teil. Derselbe sollte die Grundzüge der Belagerung von Fridericia festlegen. Auch hier sollte die erste Parallele nach Vorschlag der österreichischen Herren auf viel zu grofser Entfernung angelegt werden. Ich erhob Einspruch und bewies, gestützt auf meine Erfahrungen vom vorigen Jahre, dafs es auch heute noch möglich sei, die erste Parallele wie in früheren Zeiten näher heranzulegen. Die Meinungsverschiedenheit brauchte nicht ausgeglichen zu werden. Fridericia war schon einmal, am 20. und 21. März, vergeblich beschossen worden, sein Kommandant hatte die Aufforderung zur Über-

gabe des Platzes in drastischer Weise abgelehnt. Die Niederlage bei Düppel hatte die Dänen darüber belehrt, dafs ein Widerstand auf dem Festlande nur unnütze Verluste herbeiführe. Deshalb war Fridericia geräumt worden. Es wurde am 29. April von den Österreichern besetzt.

Tags darauf trafen sich in dieser Festung der Feldmarschall und General Gablenz, der Befehlshaber der österreichischen Truppen, ein braver Soldat, der aber die theatralischen Effekte liebte. Beide Herren umarmten sich vor Freude, wobei der alte Wrangel der Hauptakteur war. In seiner ihm eigenen Sprechweise, gestützt auf seine deutsche Grammatik, sagte er zu Gablenz: „Den tapferen Landsoldaten bekommst du, mein Sohn, den mufst du in Wien in der Burg aufstellen.“ Es handelte sich um das Denkmal, das die Dänen nach dem ersten Schleswigschen Kriege errichtet hatten.

Gablenz, in den Armen des alten Herrn, machte uns über die Schulter desselben hinweg Zeichen, welche wohl sagen wollten, Papa Wrangel ist doch zu spafshaft.

Es wurde ein gemeinschaftliches Frühstück mit den Bundesbrüdern eingenommen, worauf man sich sehr vergnügt trennte.

Auch unser Kronprinz begab sich in die Festung, um dieselbe zu besichtigen. Die Österreicher hatten in derselben über 200, meist vernagelte Geschütze vorgefunden, welche ihnen zufielen. Der Kronprinz war vor längerer Zeit nach dem Kriegsschauplatz entsandt, wohl um in der Nähe des Feldmarschalls zu bleiben. Seine Anwesenheit war von grofsem Nutzen, da nicht nur die hohe Stellung als Thronfolger, sondern auch sein liebenswürdiges und doch bestimmtes Wesen ihn besonders befähigten, Friktionen zu beseitigen und den alten Herrn von Entschlüssen abzuhalten, die nicht in die Situation pafsten.

Das Hauptquartier war längere Zeit in Veile, einer hübschen Stadt an der Bucht gleichen Namens. Ich hatte die Ehre, dort mit dem Kronprinzen fast täglich in Berührung zu kommen. Leider wurde meine, anfangs von mir nicht beachtete Kontusion immer schlimmer. Unter der Stelle, welche die Kugel getroffen hatte, waren die Muskeln abgestorben, ein tiefer Eiterkanal hatte sich gebildet, das Bein war so entzündet, dafs ich oft Wundfieber hatte. In diesem Zustande lag ich dann auf dem Feldbett, das ich vom General de Laumière geerbt hatte. Eines Abends hörte ich zwei Herren die Treppe, die nicht erleuchtet war, heraufpoltern, auch in meinem Zimmer brannte kein Licht. Ich hatte die Stimme des Kronprinzen erkannt, in dessen Begleitung sich Prinz Karl von Hohenzollern, der spätere König von Rumänien, mein alter Batteriekamerad, befand. Beim Eintreten erkundigte sich der Kronprinz nach meinem Befinden; ich antwortete: „Seitdem Eure Königliche Hoheit hier sind, geht es gut.“ Darauf schallendes Gelächter und die Bemerkung zum Prinzen von Hohenzollern: „Burg mufste angeschossen werden, um sich

als Hofmann zu zeigen.“ Die Herren blieben längere Zeit bei mir, ich verliefs mein Feldbett und forderte wiederholt zum Sitzen auf, selbst stehen bleibend, was mir nicht leicht wurde. Der Kronprinz nötigte mich auf einen Sessel mit der Motivierung, dafs ich der Älteste sei, daher zuerst Platz nehmen müsse; ich war nämlich sechs Monate älter als der hohe Herr, der, wo sich eine Gelegenheit bot, in seiner leutseligen, liebenswürdigen Art half, wo er helfen konnte. Kein Wunder, dafs er der Liebling des Volkes, und später als „Unser Fritz“ in allen Gauen Deutschlands verehrt wurde.

Seit einiger Zeit wurde behufs Abschlusses eines Waffenstillstandes verhandelt, der auch bald begann. Der Kronprinz kehrte nach Berlin zurück, der Feldmarschall verabschiedete sich von demselben am Wagen mit den Worten: „Adieu, Königliche Hoheit!“ — und als der Wagen einige Schritte entfernt war, fügte er hinzu: „Leben Sie wohl und kommen Sie nicht wieder.“

Wir Mitglieder des Stabes amüsierten uns über den alten Herrn, der, schlau genug, die Mission des Kronprinzen wohl begriffen, aber doch nicht bemerkt hatte, wie gewandt derselbe immer das vorgesteckte Ziel erreicht. Auch Papa Wrangel wurde, mit Rücksicht auf sein hohes Alter, abberufen, Prinz Friedrich Karl trat an seine Stelle als Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte.

Eines Tages eröffnete mir der Arzt, wenn ich nun nicht in ein Hospital gehe, könnte die Amputation des Unterschenkels notwendig werden, falls der Brand in die Wunde trete.

Es war Waffenstillstand. Wer konnte wissen, dafs derselbe noch nicht zum Frieden führen würde? Überdies blieb mir keine Wahl. Ich lehnte ab, in ein Hospital zu gehen, fuhr nach Berlin und begab mich in die Kur meines alten Freundes, des Geheimen Sanitätsrats Pancritius. Dieser fand, dafs es in dem Hotel zu geräuschvoll war, nahm mich in seine Wohnung und brachte mich in drei bis vier Wochen so weit, dafs ich, allerdings mit Hilfe von Krücke und Stock, einige Schritte gehen konnte. Da aber das Aufsetzen des ganzen Fufses mir nicht möglich war, mufste ich nach Teplitz, um durch Moorbäder die Sehnen zu strecken und das Bein zu stärken. Vor meiner Abreise war für mich der Kronen-Orden 3. Klasse mit Schwertern eingetroffen.

Einige Wochen Kur hatten den erwarteten Erfolg. Während derselben erhielt ich die Benachrichtigung, dafs ich unter dem 18. Juni in den Generalstab des II. Armeekorps versetzt sei, das der Kronprinz als kommandierender General seit einiger Zeit befehligte. Gleichzeitig traf der Befehl des hohen Herrn ein, mich erst nach vollständiger Genesung in Berlin zu melden, wohin der Sitz des Generalkommandos von Stettin verlegt worden war.

X.

Chef des Generalstabes des II. Armeekorps war Oberst Petersen, ein kluger, genialer Mann, unter dem zu arbeiten eine Freude war.

Während des Sommers bis in den Spätherbst wohnte der Kronprinz mit seiner Familie im Neuen Palais bei Potsdam, im Winter in Berlin. Das Generalkommando hatte seine Bureaus in der Niederlagstrafse, ganz in der Nähe des kronprinzlichen Palais, das einst Friedrich Wilhelm III. bewohnt hatte, ein Haus, das durch Erhöhung und Anbau räumlicher geworden ist. Die Vorträge fanden entweder im Palais oder im Bureau statt. Kam der hohe Herr zu uns, dann pflegte er an meinem Pult die Vorträge entgegenzunehmen. Hier konnte derselbe ungeniert rauchen und hatte zu diesem Zweck die erforderlichen Utensilien deponiert. Es war überraschend, wie schnell der Kronprinz alles erfafste; man hatte nur nötig, eine Sache mit wenigen Worten anzudeuten, um sofort verstanden zu werden. Ich hatte den Ersatz zu bearbeiten. Da der Kronprinz wünschte, denselben genau kennen zu lernen, befahl er mich zu Vorträgen, die meist im Neuen Palais stattfanden. Eine königliche Equipage holte mich vom Bahnhof ab und brachte mich wieder dahin. Anfangs waren diese Vorträge ziemlich regelmäfsig. Da aber der Kronprinz vielfach in Anspruch genommen war, wurden dieselben zuweilen unterbrochen.

Wie innig das Familienleben war, ist ja allbekannt, ebenso, wie sehr der Kronprinz seine Gemahlin liebte und verehrte. Es dürfte nur wenig Frauen geben, die so viel Klugheit, umfassendes Wissen und Talente mit Wirtschaftlichkeit verbinden. Ab und zu kamen meine Vorträge der hohen Frau nicht gelegen, da dieselbe mit ihrem Gemahl ausfahren wollte. Sie schickte dann ihren Kammerdiener, welcher meldete, es sei Zeit zum Aufbrechen. Der Kronprinz erwiderte sehr energisch, er sei beschäftigt.

Darauf ein zweiter Bote, der ankündigte, der Wagen stehe vor der Tür, und der eine ähnliche — aber gemilderte — Antwort erhielt wie der erste Sendling. Dann aber kam die Kronprinzefs selbst mit den Worten: „Aber Fritz, du läfst mich ja zu lange warten."

Jetzt war die Situation schwierig geworden, der Kronprinz sah mich fragend an.

Da meine Vorträge weder eilig noch wichtig waren, bemerkte ich: „Königliche Hoheit könnten ja den Vortrag auf einen anderen Tag verschieben." Dieser Vorschlag wurde dann von beiden Gatten mit Genugtuung aufgenommen, die ich bald vergnügt im offenen Wagen davonfahren sah. Da ich an diesen Vortragstagen zum Diner bleiben mufste, leistete ich bis zu demselben der Umgebung des Kronprinzlichen Paares Gesellschaft.

Bei diesen Diners waren meist nur die zum Hofstaat gehörigen Personen, wie die Lehrer und Gouvernanten, aufser den Mitgliedern der Kron-

prinzlichen Familie zugegen. So hatte ich Gelegenheit, das innige Familienleben wie die vortrefflichen Eigenschaften der Frau Kronprinzefs zu bewundern. Alles, was ich sah und hörte, war so einfach, so natürlich, nichts gemacht oder mit dem majestätischen Schleier umhüllt; es war das schöne Lebensbild einer vornehmen Familie, in der die Kinder innig an den Eltern hängen und diese verehren.

Am 1. August waren die Friedenspräliminarien mit Dänemark abgeschlossen, welche später zum Frieden von Wien führten. Den General v. Gablenz sah ich in Potsdam bei Gelegenheit der Taufe des Prinzen Sigismund wieder, dessen Pate der Kaiser von Österreich war, den Gablenz vertrat. Als ich meinem Obersten Petersen den in weifsem Mantel drapierten österreichischen Ulanengeneral zeigte, sagte er in seiner Weise nur das eine Wort: „Komödiant!"

Häufig fuhr der Kronprinz zu Besichtigungen nach Pommern und den zum II. Korps gehörigen anderweitigen Bezirken. Da im Jahre 1864 in Russisch-Polen der grofse Aufstand noch nicht erloschen war, herrschte auch in den preufsischen Grenzdistrikten eine gewisse Erregung. Der Vorsicht wegen mufsten Ulanen die Extrapostwagen eskortieren, in welchen der kommandierende General mit seinem Stabe nach den Grenzgarnisonen fuhr. Ab und zu wurde ein längerer Aufenthalt in Stettin genommen, die Kronprinzefs begleitete dann ihren Gemahl und nahm das erstemal den kleinen Prinzen Sigismund mit. Das Unterkommen in dem baufälligen Gebäude des Generalkommandos war schwierig und eigentlich für so hohe Gäste unwürdig. Ich habe selten ein unpraktischeres Haus gesehen, das jeder reiche Bürger unserer Zeit verschmähen würde. Es war im vorigen Jahrhundert erbaut, ein wohlhabender Zuckerbäcker hatte mit dieser Sünde sein Gewissen belastet. Da diese Baracke fast ein Vierteljahrhundert später mein Hauptquartier wurde, werde ich an anderer Stelle auf dieselbe zurückkommen.

Trotz dieser bescheidenen Unterkunft empfingen die Herrschaften viele Gäste und gaben sogar einen Ball. Sie waren gern in Stettin, wo es ihnen möglich war, ganz ohne Zwang zu leben. Des Morgens früh, wenn viele noch in den Betten lagen, kam das Kronprinzliche Paar schon von einem Spaziergang zurück, hatte Neubauten besichtigt und sich mit manchem Biedermann und Arbeiter unterhalten.

Auch das Theater wurde zuweilen besucht. In demselben befindet sich eine sogenannte königliche Loge, für welche das Hofmarschallamt jährlich eine bestimmte Miete zahlt.

Dafs grofse Künstler sich selten nach Stettin verirren, ist begreiflich. Ab und zu kam ein Zugvogel auf der Tour nach Petersburg nach der Hauptstadt Pommerns. Aber man mufs die Dinge nehmen, wie sie sind, und mit den Franzosen sagen: „Faute de grives on mange des merles". Nach solchen Exkursionen war ich immer froh, wieder in Berlin zu sein, weil

ich dort durch meine Stellung viele Annehmlichkeiten hatte. Alle die Herren, welche dem Generalkommando eines Königlichen Prinzen angehörten, hatten freien Zutritt zu den Hoflogen im Opern- und Schauspielhause. In jener Zeit standen Oper und Schauspiel auf der Höhe ihrer Mission. Berühmte Sänger und Sängerinnen sorgten für ein stets volles Haus; es war ein Genufs, die Mozartschen Opern zu hören, das feine Spiel der Künstler zu sehen. Auch das Schauspiel verfügte über talentvolle Kräfte; klassische Stücke, die Dramen Shakespeares, Lustspiele, alles wurde vortrefflich gegeben, wenn auch nicht in der Vollendung wie in der Comédie française zu Paris.

Genufsreiche Abende verbrachte ich so, traf Bekannte im Theater und hatte zuweilen die Ehre, von Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzefs Karl in ihre Loge befohlen zu werden. Die hohe Frau war, um die Leistungen der Artillerie, deren Chef ihr Gemahl war, anzuerkennen, zum Chef eines Artillerie-Regiments ernannt worden, dem sie ihre ganze Fürsorge widmete und viel Gutes tat, ihm auch später testamentarisch die Mittel zu einer wohltätigen Stiftung zuwandte. Dem alten Artilleristen war die Prinzefs sehr gnädig, befahl mich öfter zum Diner nach Potsdam und unterhielt sich dann stets mit mir französisch. Sie interessierte sich für Frankreich und beherrschte die Sprache dieses Landes in der Vollendung. Auch zu den Hoffesten im Königlichen Schlofs wurde das Gefolge des Kronprinzen befohlen. Ich kann nicht behaupten, dafs ich denselben Geschmack abgewonnen hätte. Die Kronprinzlichen Herrschaften waren immer froh, wenn diese Feste beendet waren; leider war dies meist sehr spät, da der König in seiner grofsen Liebenswürdigkeit stets sehr lange unter seinen Gästen weilte.

Ich glaube, es war im Frühjahr 1865, dafs der König von Belgien starb. Der Kronprinz wohnte der Begräbnisfeier in Brüssel bei und nahm mich dorthin mit. Der Verewigte war evangelisch gewesen, die Feier verlief in dem katholischen Lande nicht ohne Reibungen, welche den Protestanten verletzen mufsten. Da es der erste König war, den Belgien bestattete, fehlte naturgemäfs die Routine, was recht unliebsam hervortrat. Unser Gesandter in Brüssel war Balan, ein geistreicher, liebenswürdiger Mann.

Neben den Geschäften für das II. Korps wohnten die Mitglieder des Generalkommandos den Paraden und Übungen des Gardekorps bei, soweit dies möglich war.

Leider brachte die Politik Verstimmungen hervor, welche den Kronprinzen mehr und mehr dem leitenden Staatsmanne entfremdeten und ersteren veranlafsten, sich zu isolieren. Es war ja auch für den hohen Herrn peinlich, in der ernsten Konfliktszeit nicht mit raten und taten zu können, man hatte aber an entscheidender Stelle die Ansicht gewonnen, dafs der englische Einflufs im Kronprinzlichen Hause zu bedeutend sei.

Oft sprach der Kronprinz mit mir in der offensten Weise über seine Lage. Es kam dann wohl vor, dafs es für mich schwierig war, meine Ansicht auszusprechen, ohne nach irgend einer Richtung zu verletzen. Bei einer solchen Gelegenheit sagte ich einmal dem Kronprinzen: „Fragen Sie mich lieber nicht, Königliche Hoheit, denn es ist mein Grundsatz, unumwunden meine Meinung zu sagen.“ Auf die Erwiderung: „Ich will die Wahrheit wissen, darum frage ich gerade Sie!“ begann ich dann die Gründe darzulegen, welche all die Mifsverständnisse verursachten. Der Kronprinz nahm alles ruhig hin, schwieg und drückte mir die Hand. Ich glaube, dem hohen Herrn, den ich hoch verehrte, manchen Dienst erwiesen zu haben.

Je höher ein Fürst steht, desto schwerer ist es für ihn, klar zu sehen und unbefangen zu urteilen. Ein Monarch, der, die Weihrauchspender verachtend, die Nebel fortbläst, mit welchen ihn Höflinge, Schmeichler und Parasiten aller Art umgeben, beweist, dafs er ein grofser Geist ist.

„Détestables flatteurs, présent le plus funeste,
Que puisse faire aux rois la colère céleste!“
(Phèdre, Acte II, Scène VI.)

Zu den interessanten Episoden des Jahres 1865 gehört die Anwesenheit des französischen Divisionsgenerals Bourbaki in Berlin. Der Herr beobachtete scharf, um sich ein Urteil über unsere Truppen zu bilden. Aus Dankbarkeit für die Freundlichkeit, welche ich in Frankreich genossen, stellte ich mich dem General zur Verfügung. Das Zündnadelgewehr imponierte ihm gewaltig, ebenso die Ruhe, Ordnung und Disziplin, die er überall fand. Auch die gezogenen Geschütze, von hinten zu laden, erregten seine Aufmerksamkeit. Mir gegenüber äufserte sich der General voll des Lobes und der Bewunderung. In demselben Sinne war der Bericht an den Kaiser abgefafst, was man in Paris dem General Bourbaki sehr übelnahm. Die Folge davon war, dafs derselbe die Garde-Division, welche ihm zugedacht war, nicht erhielt. Das waren dieselben Leute bei Hofe, welche die Wahrheit über Mexiko nicht bis zum Kaiser gelangen liefsen. Mag es auch Monarchen geben, welche die Wahrheit nicht hören wollen, dieselbe nicht vertragen können, sicher gibt es auch solche, bis zu denen die Wahrheit nicht dringt.

Im Anschlufs an Besichtigungen im Bereich der 4. Division begleitete der Kronprinz seine Gemahlin nach Posen, um das Regiment zu sehen, dessen Chef die hohe Frau ist. Das Husarenkostüm, die Pelzmütze mit dem Totenkopf standen ihr vortrefflich, und da die Prinzefs stets eine sichere Reiterin war, konnte man sich ein graziöseres Husarenbild nicht denken.

Der Kronprinz besuchte mit uns die Kathedrale. Der Bischof empfing den hohen Herrn am Eingang des Doms. Im Innern waren die Geistlichen, Spalier bildend, aufgestellt. Auf den Emporen safsen die vor-

nehmen Polinnen in tiefer Trauer um das Vaterland. Der Bischof hielt mit erhobener Stimme eine Ansprache an den Kronprinzen, voller politischer Anspielungen, die mit der Bitte endete, das Königliche Haus möge seine Gnade der Kirche und den Polen zuwenden. Es war uns allen klar, dafs es sich um eine lang vorbereitete Demonstration handelte, und freuten wir uns über die laut abgegebene, ebenso kurze wie bündige Antwort des Kronprinzen: „Beten Sie für das Haus Ihres Königs, dann wird Ihnen dessen Gnade nicht fehlen!"

Da das II. Korps im Jahre 1866 Königsmanöver haben sollte, benutzte Oberst Petersen die Generalstabsreise, um das Gelände zu besichtigen. Bei einem Ritte auf der Chaussee, unweit Greifswald, stürzte im Trabe das Pferd des Obersten und er selbst mit dem Kopf gegen einen Chausseestein. Anfangs bewufstlos, wollte derselbe doch die Reise fortsetzen. Der kurz darauf zum General beförderte Chef des Stabes starb aber nach einigen Monaten infolge eines Schlages. Bei der Sektion fand man auch verhärtetes Blut im Gehirn, das jedenfalls von dem Sturze herrührte. Man hatte mich bei Eintritt des Todes gleich in die Wohnung des Generals geholt, welche in der Behrenstrafse, dem alten Generalstabsgebäude gegenüber, lag, jetzt Militärkabinett. Ich ging gleich zum Chef des Generalstabes der Armee, Moltke, und brachte ihm die traurige Kunde. Dieser war sehr ergriffen und äufserte: „Es ist ein grofser Verlust für den Generalstab wie für die Armee." General v. Kameke wurde nun Chef des Generalstabes des II. Korps, ein kluger, liebenswürdiger Mann, der besonders im Kriege gegen Frankreich und später als Kriegsminister bekannt wurde.

Prinz Friedrich Karl hatte schon als junger Offizier im badischen Feldzuge Proben seiner Tapferkeit abgelegt, indem er ein Bataillon Infanterie attackierte und dabei schwer verwundet wurde. Sein Adjutant fiel, ebenso auch manch braver Reiter, welcher den kühnen Prinzen zu decken suchte, der wohl nur dem Impulse des Herzens gefolgt war.

Die Erfolge gegen die Dänen hatten dem Prinzen reiche Lorbeeren gebracht, der, weil er mit Vorliebe die Uniform der Zieten-Husaren trug, im Volksmunde „der rote Prinz" hiefs. Sein ganzes Denken war auf das Soldatische gerichtet. Vorahnend, dafs Frankreich unser gefährlichster Feind sei, studierte er die Armee dieses Landes, deren Fechtweise, und schrieb eine Broschüre darüber, die viel Aufsehen machte. Die gröfsten Verdienste erwarb sich der Prinz als kommandierender General, indem die kriegsmäfsige Ausbildung seines Korps mustergültig für die ganze Armee wurde.

Der hohe Herr liebte die Feste nicht; er zog es vor, im eigenen Heim, das heifst in der dritten Etage des Königlichen Schlosses, die Abende mit einigen Auserwählten zu verbringen. Er lud Offiziere des Generalstabes, des Kriegsministeriums und besonders solche ein, welche Kriegs-

erfahrungen hatten. Aber auch Schriftsteller und andere Persönlichkeiten, welche ihn interessierten, fanden ihren Platz an der gastlichen Tafelrunde. Der Prinz hatte seine Stallungen in der Nähe meiner Wohnung; wir begegneten uns deshalb oft. Eines Tages richtete derselbe die Frage an mich: „Würde der Hauptmann v. d. Burg wohl einer Einladung von mir Folge leisten?“ Ich erwiderte darauf: „Der Hauptmann v. d. Burg wird sich durch eine Einladung Eurer Königlichen Hoheit sehr geehrt fühlen.“

Zum Verständnis des Vorstehenden mufs ich bemerken, dafs es in jener Zeit viele Verehrer des Prinzen gab, welche seinen Ruhm zu laut predigten, und dies nicht selten auf Kosten seines Vetters, des Kronprinzen. Diesem Treiben war ich wiederholt energisch entgegengetreten, auf die Verdienste des Kronprinzen im dänischen Kriege hinweisend. Es ist wahrscheinlich, dafs dies dem Prinzen Friedrich Karl mitgeteilt worden war.

Es vergingen nur wenige Tage, bis ich eine Einladung erhielt; dieser folgten dann andere, so dafs ich im Winter oft zweimal in der Woche die Ehre hatte, Gast im Schlofs zu sein.

Diese Abende waren hochinteressant, man besprach die Vergangenheit, hauptsächlich aber die Zukunft, besonders mit Rücksicht auf die schon beginnenden Verwickelungen mit Österreich. Der Prinz gab sich ganz als Kamerad; wir alle rauchten und tranken ab und zu ein Glas Wein. Das Souper war immer einfach, aber die Unterhaltung stets anregend und heiter. Da wurde ganz unbefangen aus vollem Halse gelacht, und wenn es Mitternacht schlug, trennte sich die Gesellschaft nach einem vergnügt verbrachten Abend. Um 10 Uhr pflegte die Prinzefs aus der Oper zu kommen, ihr Gemahl begab sich dann zu ihr, um sie zu begrüfsen und ihr gute Nacht zu wünschen, kam aber stets bald zurück. Als der Prinz Friedrich Leopold geboren wurde, war die Freude grofs, aber der Prinz Friedrich Karl teilte uns mit, dafs es in Zukunft keinen Champagner mehr gebe, da er für seinen Sohn sparen müsse. In der Tat tranken wir von da ab nur leichten Weifswein, der uns gut bekam. Wenn die Äufserung des Prinzen auf Mangel an Mitteln schliefsen liefs, so war dies ganz richtig. Königliche Prinzen, welche ausschliefslich auf die knappe Apanage angewiesen sind und dabei einen Hofstaat unterhalten müssen, stehen sich schlechter als einigermafsen wohlhabende Privatleute. Wie glücklich war der Prinz, als er sich ein kleines Jagdschlofs bauen konnte, über dessen Tür er schrieb: „Klein, aber mein!“

In dieser Periode war ich mit Mitgliedern der französischen Botschaft näher bekannt geworden. Seit meiner Expedition nach Mexiko stand ich mit den alten Kriegskameraden in Korrespondenz. Baron Berge hatte seinen Neffen, der die diplomatische Karriere ergriff, der Botschaft in Berlin attachieren lassen und mich gebeten, dem Vicomte de St.

Guilhem eine Stütze zu sein. Ich nahm mich gern des jungen Mannes an.

Auch verkehrte ich mit den Militärattachés, besonders mit dem Grafen Clermont-Tonnerre, einem liebenswürdigen Mann, welcher der Erstürmung Düppels beiwohnte und dem Prinzen Friedrich Karl seine Glückwünsche mit den Worten ausgedrückt hatte: „Wir haben einen Malakoff erstürmt, Eure Königliche Hoheit deren zehn.“ Auch bat der Graf um Erlaubnis, seinem Kaiser vom Schlachtfelde aus den Sieg zu telegraphieren, was ihm bereitwilligst gestattet wurde.

Im Anfange des Jahres 1866 wurde ich zum Major befördert. Die Verwickelungen mit Österreich mehrten sich, die Verhandlungen am Bunde liefsen erkennen, dafs Preufsen auf diplomatischem Wege niemals die Stellung in Deutschland erringen könne, auf welche dasselbe gerechten Anspruch hatte. Wenn auch die Herzogtümerfrage vor der Welt der Anlafs der Verwickelungen zu sein schien, so handelte es sich doch im Grunde um die deutsche Frage. Ich bin nicht imstande, nähere Auskunft über den Gang der Politik zu geben, und beschränke mich darauf, zu erwähnen, dafs Bismarck nicht nur die Diplomatie Österreichs und des Deutschen Bundes, sondern noch mehr die Gegner im eigenen Lande zu bekämpfen hatte. Aus seinem Munde weifs ich, welche Schwierigkeiten ihm bereitet wurden, und wie hohe Persönlichkeiten auf den König einstürmten, um Bismarck zu stürzen. Aber auch bei dieser Gelegenheit scheiterten alle Intriguen an dem hohen Sinn des Monarchen, auf den Einflüsterungen von unberufener Seite keinen Eindruck machten, der die Männer zu finden wufste, welche er für fähig und würdig hielt, mit ihm für das Wohl des Landes zu wirken, und denen er das einmal geschenkte Vertrauen nie entzog. So konnte der König mit seinen treuen Paladinen, Bismarck, Roon und Moltke, Grofses leisten, in der Konfliktszeit der aus Theoretikern, Liberalen und Ultramontanen gebildeten Mehrheit der Kammer die Stirn bieten und gegen den Willen der sogenannten öffentlichen Meinung Preufsen von Sieg zu Sieg und schliefslich an die Spitze Deutschlands führen. Während die Politik ihren Gang ging, ein wahrer Rattenkönig von diplomatischen Noten das Licht der Welt erblickte, fühlte ich mich in meiner Tätigkeit wohl und besuchte nach wie vor fleifsig die Oper. Am 26. März 1866 wohnte ich, wie fast täglich, einer Vorstellung bei, als ich um 9 Uhr abends abgerufen wurde. Ein Bote überreichte mir ein Dienstschreiben, das den königlichen Befehl enthielt, am nächsten Tage nach Italien abzureisen behufs Berichterstattung über die dortige Armee an Seine Majestät. Gleichzeitig wurde mir aufgetragen, vorher nähere Instruktionen im Ministerium des Äufsern einzuholen. Da mir nicht 24 Stunden bis zur befohlenen Abreise blieben, begab ich mich sofort zum Kronprinzen, um mich abzumelden. Der hohe Herr bedauerte, mich zu verlieren, besonders wenn es zum Kriege kommen sollte. Darauf meldete

ich mich beim Chef des Generalstabes der Armee, welcher mich orientierte und mir mitteilte, der Kronprinz werde in dem unvermeidlichen Kriege eine grofse Armee kommandieren. Ich fuhr sofort zu demselben zurück und teilte ihm dies mit. Der Kronprinz wurde durch diese Nachricht hoch beglückt, warf alle Politik über Bord und dachte nur an die hohe Aufgabe, welche an ihn herantrat. Er fragte mich, ob ich vermitteln könne, dafs Moltke ihm meine Mitteilungen bestätige. Ich bejahte dies, fuhr wieder zum Chef des Generalstabes, der, da es bereits Nacht war, zur Ruhe gegangen war, mich aber trotzdem nach wenigen Minuten sprach und sich bereit erklärte, den Kronprinzen am nächsten Morgen bei sich zu empfangen, wo alles Material bereitlag. Diese Nachricht brachte ich darauf zurück.

Im Ministerium des Auswärtigen traf ich den Ministerpräsidenten beschäftigt, einen Taschenrevolver auszusuchen. Ein Büchsenmacher erklärte die verschiedenen Modelle. Leider hatte ein Hirnverbrannter ein Attentat versucht, das aber glücklicherweise nur dazu führte, dafs Bismarck den Schurken selbst festnahm; die Kugeln hatten ihn nicht ernstlich getroffen. Ich war dem Minister von Paris aus bekannt und zu Dank verpflichtet. In seiner drastischen Weise gab derselbe mir ein Bild der Situation, aus dem ich entnahm, dafs der Krieg sicher sei, und instruierte mich, was ich den Grafen Goltz und Usedom zu sagen und wie ich mich in Italien zu verhalten habe. Nachdem der Dienst erledigt war, kam das Gespräch auf sein Verhältnis zum Kronprinzen. Ich konnte leicht feststellen, dafs die obwaltenden beiderseitigen Verstimmungen lediglich aus Mifsverständnissen entstanden waren. Es war mir daher möglich, den Kronprinzen aufzuklären und zur Herstellung guter Beziehungen beizutragen, die später herzlich und der grofsen Sache nützlich wurden. Am 27. meldete ich mich bei Majestät wie beim General v. Tresckow, Chef des Militärkabinetts. Den Kronprinzen sah ich nach der Konferenz bei Moltke; er war wie umgewandelt und voller Vertrauen in Betreff der Zukunft.

XI.

Da ich die ganze Nacht und den darauffolgenden Vormittag dienstlich tätig war, konnte ich mich um meine eigenen Angelegenheiten nicht kümmern, obgleich ich annahm, dafs ich erst nach Beendigung des Krieges nach Berlin zurückkommen würde. Es blieb mir daher nichts übrig, als einen Kameraden zu bitten, meine Pferde zu verkaufen, meine Wohnung zu kündigen und meine Sachen irgendwo unterzubringen. Mein Freund Lewinski von der Garde-Artillerie war so gütig, dies zu übernehmen. Ich hatte ihm nur geschrieben, dafs ich eine Mission erhalten habe, verschwieg aber das Ziel meiner Reise, das vorläufig geheim bleiben sollte. Nachmittags suchte mich der Vicomte de St. Guilhem auf, teilte mir mit, dafs auf der Botschaft ein Pafs für mich visiert sei, und bat mich,

einige Aufträge an seine Familie in Paris zu besorgen. Daraus wurde mir klar, dafs meine Abreise auch in Berlin bald bekannt werden würde, was wohl kein Unglück war. Abends, kurz vor 8 Uhr, reiste ich ab, traf am nächsten Abend in Paris ein und begab mich sofort auf die Botschaft. Leider traf ich den Grafen Goltz nicht zu Hause und gab deshalb die Depeschen des Grafen Bismarck in der Kanzlei ab. Am 29. früh 9 Uhr erschien ich wieder auf der Botschaft; der Kammerdiener des Grafen weigerte sich, denselben zu wecken; da ich aber im Dienst Rücksicht auf den Schlaf nicht kenne, bestand ich darauf, den Botschafter sofort zu sprechen. Die ziemlich laute Auseinandersetzung hatte den günstigen Erfolg, dafs Graf Goltz erwachte und sich erkundigte, was vorgehe.

Der Botschafter nahm dann bald meinen Vortrag entgegen. Nachdem ich ihm die Lage auseinandergesetzt, war auch ihm der letzte Zweifel geschwunden, was auf seine Stimmung günstig wirkte. Im allgemeinen waren die Herren der Botschaft, wie es mir schien, nicht sehr für einen Krieg mit Österreich begeistert. Sie waren alle in regem geselligen Verkehr mit dem Metternichschen Hause. Die geistreiche Prinzefs war damals sehr gefeiert und spielte bei Hofe eine grofse, wenn auch nicht schöne Rolle, trotz ihrer Häfslichkeit. Man behauptete, sie nenne sich selbst „le singe le mieux habillé de Paris“.

Wie mir Graf Goltz sagte, war man in Frankreich gegen diesen Krieg, der Kaiser aber für Italien, und würde dieser deshalb keine Schwierigkeiten machen. Ich suchte sofort noch einige Kameraden aus Mexiko auf, welche sich in einflufsreichen Stellungen im Kriegsministerium befanden. So erfuhr ich, dafs wieder 10000 Mann vor der Zeit entlassen würden, weil das Budget nicht reiche, Mexiko alles verschlinge, die Arsenale erschöpfe. Mir schien diese Nachricht unter den obwaltenden Umständen wichtig, weshalb ich dieselbe chiffriert nach Berlin sandte.

Am 29., abends 8 Uhr, reiste ich weiter über Macon, Bourg nach St. Michel, dem Endpunkt der Eisenbahn. Von dort fuhr ich mit der Post über den Mont Cénis, einen grofsen Teil im Schlitten, und kam am 31. März früh 1 Uhr in Susa, dem Anfangspunkt der italienischen Eisenbahn, an. Von dort fuhr ich um ½4 Uhr ab und traf selbigen Tages, abends 7 Uhr, in Florenz ein. Von Turin hatte ich meine bevorstehende Ankunft telegraphiert. Ich begab mich sogleich auf die Gesandtschaft. Der Gesandte war nicht dort. Man wollte mir die Depeschen abnehmen, da ich aber den betreffenden Herrn nicht kannte, sagte ich, man möge dem Grafen Usedom mitteilen, dafs ich im Hotel de France wohne und dort die weiteren Bestimmungen erwarten würde; die Depeschen behielt ich. Mir war der österreichische Dialekt des Beamten aufgefallen, welcher sich denn auch als Österreicher entpuppte und mir mitteilte, dafs die Bureaus auch seiner Gesandtschaft in demselben Hause seien, die Herren sich gegenseitig unterstützten und er gern bereit sei, die Abgabe der Depeschen zu besorgen.

Daraus wurde diesmal nichts; aber diese Harmlosigkeit kurz vor einem Kriege übertraf doch alles, was ich bisher an Naivität kennen gelernt hatte. Da ich nun gerade bei diesem Wunderhause bin, will ich vorgreifend einen hochkomischen Zwischenfall mitteilen, der später passierte.

Als der Abschlufs des Bündnisses mit Preufsen bekannt wurde, bewegte sich ein Fackelzug nach den Bureaus der Gesandtschaft, das Volk schrie „viva la Prussia!“ und beruhigte sich erst, als ein Herr am Fenster oder auf einem Balkon erschien, um im Namen Preufsens zu danken.

Der Zufall wollte, dafs wieder niemand von unserem Personal anwesend war, und so war der österreichische Kollege so freundlich, Preufsens Dank zu vermitteln.

Um 11 Uhr abends erschien Graf Usedom bei mir, dem ich die Depeschen aushändigte und diejenigen Mitteilungen machte, die für ihn bestimmt waren. Der alte, geistreiche, hochgebildete Herr hörte meinen Vortrag mit grofsem Interesse. Er hatte geglaubt, die Verhandlungen seien schon weiter, man würde schneller losschlagen. Ich konnte ihm die Gründe angeben, weshalb er sich schon noch etwa zwei Monate gedulden müsse. Während ich in Paris die Notwendigkeit des Krieges darlegen mufste, hatte ich in Florenz den Eifer zu dämpfen. Es war ein charmanter, liebenswürdiger Herr, der Graf Usedom, die Gräfin, Engländerin von Geburt, ein exzentrisches Original.

Da ich einmal an Bureaustunden gewöhnt war, erschien ich vom folgenden Tage, dem 1. April, ab täglich vormittags im Bureau, liefs dort ein Arbeitspult für mich etablieren und orientierte mich über die italienischen Verhältnisse so schnell wie möglich. Der Gesandte stellte mich dem Ministerpräsidenten, Grafen La Marmora, dem Kriegsminister und verschiedenen Offizieren des Generalstabes vor, mit denen ich geschäftlich zu tun hatte. Es war meine Absicht, nicht als Militärattaché aufzutreten, doch konnte ich dies nicht durchsetzen und wurde von der italienischen Regierung sofort als offizieller Militärattaché angekündigt. Der Hof kam erst später nach Florenz. Der König von Italien, Victor Emanuel, empfing mich sehr gnädig. Bald hatte er den Ehrenlegion-Orden wie die mexikanische Feldzugsmedaille auf meiner Brust entdeckt und war sehr erfreut darüber, dafs ich in der französischen Armee gedient hatte. Bekanntlich hat die Tapferkeit im Kriege von 1859 dem Könige den Titel „Ehrenkorporal der Zuaven“ eingetragen.

Das Porträt Victor Emanuels ist ja bekannt; schön war der hohe Herr nicht, seine grofsen Augen rollten beständig, seine Worte waren wie aus der Kanone geschossen.

Besonders lästig war es dem Könige, einem Diner zu präsidieren; er rührte dann keine Speise an und entschädigte sich dafür später durch italienische Gerichte, welche nach seiner Art bereitet waren und, mit allen möglichen Ingredienzien gewürzt, stark nach Zwiebeln und Knoblauch rochen.

Auf einem Ball im Palazzo Pitti stand der König stundenlang an einer Tür, ohne mit jemandem zu sprechen. Die vornehmen Damen schienen ihm eine heilige Scheu einzuflöfsen, obgleich sehr schöne darunter waren, mit denen ich flott tanzte.

Die Verhandlungen in Betreff des Bündnisses wurden in Berlin geführt, wohin der italienische General Govone entsandt war. Sobald der Moment gekommen war, traten die Rüstungen immer mehr hervor. Garibaldi warb für sein Freikorps. Ihm strömten die Söhne der ersten Familien zu, die vorzogen, in gemischter Gesellschaft unter dem alten Condottiere zu fechten. Über 40 000 Freiwillige liefsen sich in die Listen desselben eintragen. Die Begeisterung stieg von Tag zu Tag. Dafs man die Österreicher schlagen, Venetien befreien würde, unterlag keinem Zweifel. Mitten in diesem Trubel erschien ein Adjutant des Kaisers Napoleon, ein Oberst Schmidts, welcher in ähnlicher Mission, wie die meine, ankam. Er brachte mir einen Brief vom Grafen Clermont-Tonnerre, der mich bat, dem Obersten behilflich zu sein. Da ich so Gelegenheit fand, zu erfahren, was in den Tuilerien vorging, verkehrte ich viel mit dem Obersten Schmidts, der ein gebildeter, liebenswürdiger Mann war. Ich konnte ihm über die Organisation der Armee Auskunft geben; einige Wochen hatten genügt, um mich zu orientieren.

Die Verhandlungen zwischen Preufsen und Italien wurden zwar in Berlin geführt, da aber Italien nichts ohne Genehmigung des Kaisers Napoleon tat, gingen alle Fäden durch dessen Hand. Dies erklärt die Schwierigkeiten, welche der Graf Bismarck zu überwinden hatte, und die grofse Vorsicht desselben, da die Entschliefsungen des Tuilerienkabinetts weder stetig noch kontrollierbar waren. Es machten sich derartige Schwankungen bemerkbar, dafs einzelne Pessimisten es sogar für möglich hielten, Österreich werde Venetien an Italien abtreten und sich mit diesem gegen Preufsen verbinden. Derartige Gerüchte regten unseren Gesandten sehr auf, noch mehr aber seine chauvinistische Gemahlin, deren Eifer für Italien kaum zu zügeln war und die Ursache unliebsamer Vorfälle wurde. Von dem Satz „mulier taceat in ecclesia“ wollte sie durchaus nichts wissen und bereitete dadurch ihrem Gemahl manche Unannehmlichkeit.

Auch Prinz Napoleon, der Schwiegersohn Victor Emanuels, hatte seine Hände im Spiel. Er war gegen den Krieg und wurde durch die Klerikalen in seinen Intriguen unterstützt. Abgesehen davon, dafs es diesen widerstrebte, das katholische Österreich, die beste Stütze des Papsttums, zu schwächen, sahen dieselben wohl voraus, dafs das geeinigte grofse Italien sich nicht lange mit Florenz als Hauptstadt begnügen könne. Selbst der Ministerpräsident La Marmora galt für klerikal, sein Eifer, loszuschlagen, war nicht grofs, vielleicht ahnte er, dafs er keine Lorbeeren ernten würde. Tatsächlich zeigte er sich ja auch bei Custozza nicht als glücklicher Feldherr. Als treibende Kraft wirkten die

Revolutionäre, welche, auch ohne Preufsen, ihren Feldzugsplan fertig hatten, der sich hauptsächlich auf die beabsichtigte Insurgierung Ungarns stützte.

Meine dienstlichen Geschäfte liefsen mir Zeit genug, die vielen Kunstschätze zu besichtigen, an denen Firenze la bella reich ist. Des Morgens besuchte ich die Galerien des Palazzo Pitti oder die Uffizien, wanderte in den Strafsen herum, wenn die Hitze nicht zu grofs war, um die Statuen auf den öffentlichen Plätzen, die Prachtbauten, Kirchen, das Battistero etc. zu bewundern. Gegen Abend begab man sich in die Cascine, Anlagen, welche dem Bois de Boulogne von Paris, der Alameda von Mexiko entsprechen. Dort hielten zahlreiche Equipagen, in denen die Damen der Militärmusik lauschten und von den Herren begrüfst wurden. Nach Untergang der Sonne atmet die Bevölkerung von Florenz erst auf, steht in den Strafsen, vor den Cafés, Eis essend, oder ergeht sich an den Ufern des Arno. Diese Stadt der Kunst ist ja so bekannt, dafs es Eulen nach Athen tragen hiefse, wollte ich dieselbe hier beschreiben und den verschiedenen Führern durch Italien ins Handwerk pfuschen.

Wie überall an den schönsten Punkten der Erde, gibt es auch in Florenz eine recht zahlreiche englische Kolonie. Mir ist es rätselhaft, wo all die Engländer herkommen. Ich glaube, man mufs nach England gehen, um keine zu sehen. Letzteres ist mir noch nicht gelungen. Auch in der Pergola, dem Riesentheater, das, wenn ich nicht irre, 2000 Zuschauer fafst, safsen in meiner nächsten Nähe Söhne und Töchter Albions.

Bei unserer Gesandtschaft waren damals als Legationsräte, Sekretäre oder Attachés die Herren v. Bunsen, v. Brincken, Graf Dönhoff und Graf Radolinski. Mit den Unverheirateten afs ich im Diplomatenklub, der sehr gut war, und in dem man die Kollegen der anderen Missionen traf.

Da Prinz Adalbert von Preufsen, begleitet von seinem Adjutanten St. Paul, am 10. April den Hafen von La Spezzia besuchen wollte, begab ich mich tags vorher dorthin. Der Admiral Scrugli führte den Prinzen und erklärte die grofsartigen Anlagen, welche erst im Entstehen waren. Verschiedene Panzerschiffe befanden sich im Bau, ein Teil der italienischen Flotte lag im Hafen; wir besuchten einige Panzer.

Bei den Rüstungen wurde die Theorie befolgt, Österreich den Vortritt zu lassen, um der Welt zu beweisen, dafs dieses den Krieg wolle. Gegen Ende April rüstete Österreich ganz offen in Venedig wie im Norden. Italien hatte nun den gewünschten Vorwand gefunden, erklärte sich bedroht und liefs seine Mobilisierungen in schnellerem Tempo vorwärtsgehen. Anfang Mai war die Mobilmachung der ganzen Armee in vollem Gange, die Kugel war ins Rollen gekommen, die Geister waren losgelassen, ein Zurück gab es nicht mehr. Der Krieg war nunmehr unausbleiblich, und

fragte ich deshalb in Berlin an, ob ich denselben bei der italienischen Armee mitmachen solle. Die Antwort lautete verneinend, da ich eine andere Bestimmung habe; ich solle mich nach Paris begeben und dort weitere Befehle abwarten. Mir war es natürlich angenehmer, in der eigenen Armee zu fechten. Da schon als Nachfolger für mich Major v. Lucadou ernannt worden war, der denn auch im italienischen Hauptquartier den Krieg mitmachte, verletzte mein Scheiden nicht. Nachdem ich mich allseitig empfohlen, dampfte ich am 8. Mai von Florenz ab.

Bevor ich mit Florenz definitiv abschliefse, möchte ich noch über die Situation sprechen, die ich 1866 in Italien vorfand. Der Ministerpräsident La Marmora war im Grunde seines Herzens klerikal und trat nur mit Widerstreben in einen Kampf, dessen Ende die Verminderung der päpstlichen Macht sein mufste. Da dies von den italienischen Patrioten erkannt war, suchten diese auf Nebenwegen das erstrebte Ziel zu erreichen. Italien sah als wesentlichen Faktor bei dem eventuellen Kriege gegen Österreich die Insurgierung von Illyrien, Dalmatien, Tirol, Ungarn, Kroatien etc. an.

Die Bestrebungen in dieser Beziehung wurden von dem König Victor Emanuel begünstigt, der mit der Aktionspartei stets Fühlung hatte. Im Ministerium des Auswärtigen war es der Unterstaatssekretär Cerutti, welcher das Vertrauen des Königs besafs und sein Hauptaugenmerk auf Ungarn richtete. Nach Ansicht dieses Herrn waren die Verhältnisse in Ungarn reif für eine Revolution, sobald die Feindseligkeiten beginnen würden. Emissäre sollten sich mit den ungarischen Komitees in Verbindung setzen, diesen Geld und Waffen liefern; dies sollte durch Preufsen besorgt werden, während Italien für die Insurgierung der angrenzenden österreichischen Gebiete sorgen würde. Wie Herr Cerutti, war auch General Türr, Adjutant des Königs, in diesem Sinne tätig. Letzterer teilte mir mit, dafs der Krieg gegen Österreich seit Jahren bearbeitet werde, auf Preufsen habe man dabei nicht gerechnet, als Alliierten nur das insurgierte Ungarn, gestützt durch Serbien, in Rechnung gestellt. Der Operationsplan der Italiener sollte, nach Türr, folgender sein: Die Hauptarmee, 150 000 Mann, konzentriert sich auf dem rechten Po-Ufer, überschreitet diesen Flufs, stöfst nordöstlich vor, das Festungsviereck links liegen lassend, und zwingt so die Österreicher, aus ihren Stellungen herauszutreten. Belagerungen werden möglichst vermieden. Gleichzeitig soll die überlegene italienische Flotte die österreichische zwingen, in den Häfen des Adriatischen Meeres Schutz zu suchen.

Ein Korps von 40 000 bis 50 000 Mann wird dann unter dem Schutze der Flotte auf 50 Transportdampfern, etwa bei Segna, an der illyrisch-kroatischen Küste gelandet. Dieses insurgiert die unzufriedenen Grenzdistrikte und operiert möglichst schnell auf Agram und Graz etc.

Die Hauptarmee, so stark wie möglich, operiert ebenfalls auf Wien. Aus der Lombardei werden fliegende Korps nach Tirol geworfen.

Von dem alliierten Preufsen erwartete man, abgesehen von der grofsen Operation auf Wien, einen Einfall von Oberschlesien über Jablunka nach dem nördlichen Ungarn, um dort der Insurrektion die Hand zu bieten. Den Fürsten in Belgrad glaubte man leicht zum Losschlagen bewegen zu können, ohne die orientalische Frage zu berühren.

Auch Montenegro war in Betracht genommen. — Da ich keine Vollmacht zu derartigen Verhandlungen hatte, hörte ich zwar alles an, verharrte aber im Schweigen. Die Zukunft zeigte, dafs alles anders kam, als die italienischen Amateurstrategen erwarteten.

Die Benutzung der Eisenbahnen, welche kaum die Militärtransporte bewältigen konnten, hatte ihre Schwierigkeiten, und verlor ich von Florenz bis Paris 20 Stunden. Meine Aufträge hielten mich nicht lange in Frankreich fest; Mitte des Monats traf ich in Berlin ein.

Zunächst meldete ich mich beim Chef des Generalstabes der Armee, dann beim Grafen Bismarck. Die preufsische Armee war nach und nach von der Kriegsbereitschaft einzelner Teile zu einer vollständigen Mobilmachung übergegangen, die bald beendet war. Der König empfing mich sehr gnädig, und mufste ich meine eingesandten Berichte noch mündlich ergänzen. Er verschwieg nicht, dafs ihm dieser Krieg sehr unangenehm sei, er habe ihn nicht gewollt, könne ihm aber nicht ausweichen. Die Umgebung Seiner Majestät war dagegen recht kriegslustig und wollte von mir natürlich alle mögliche Auskunft über die neuen Bundesbrüder haben. Nachträglich will ich noch bemerken, dafs der italienische Kriegsminister, als ich mich bei ihm abmeldete, mich vor eine grofse Karte führte, die in seinem Arbeitszimmer auf einer Staffelei stand. Auf dieser Karte waren Preufsen und Italien in gleicher Farbe dargestellt, die Länder Österreichs und seiner Verbündeten ebenso, letztere braun. Wehmütig wendete der Kriegsminister seine Blicke von der Karte, auf der das kleine Preufsen ganz von braun umgeben war, zu mir und sagte: „Wie Preufsen da widerstehen will, weifs ich nicht; glücklicherweise sieht es auf unserer Front besser aus, wir werden die Sache machen!" — Wie doch der Schein trügen kann!

In Preufsen fand die Bildung der höheren Stäbe nach und nach statt. Den Oberbefehl über die zu bildende Zweite oder Schlesische Armee erhielt der Kronprinz; Chef seines Stabes wurde General v. Blumenthal, Oberquartiermeister Oberst v. Stosch; die Generalstabsoffiziere waren Major v. Verdy, Major v. d. Burg, Hauptmann v. Hahnke und v. der Hude. Letzterer ist als Generalleutnant gestorben, alle anderen Offiziere erreichten später die höchsten Stellungen.

Die Zweite Armee sammelte sich in Schlesien; sie bestand aus vier Armeekorps und einer Kavallerie-Division. Preufsen stellte vier Armeen

auf. Die Erste kommandierte Prinz Friedrich Karl, die Elb-Armee General v. Herwarth, die Main-Armee General Vogel v. Falckenstein, später v. Manteuffel. Natürlich kann ich hier nur von der Armee sprechen, der ich angehörte, und wiederhole, dafs es nicht meine Absicht ist, die Geschichte des Krieges zu geben, sondern Episoden, deren Zeuge ich meist selbst war. Nachdem die Truppen nach Schlesien instradiert waren, begab sich auch der Kronprinz mit seinem Stabe dorthin. Zunächst sollte die Zweite Armee so an der Neifse disloziert werden, dafs ein schnelles Zusammenziehen stattfinden könne, falls die Österreicher nach einer Sommation einen Offensivstofs plötzlich vornehmen sollten. Das Oberkommando hatte sich in der Stadt Neifse etabliert. Leider traf dort die Trauerkunde vom Tode des Prinzen Sigismund ein, welche den Vater, den Kronprinzen, tief erschütterte. Um seinen Schmerz nicht zu zeigen, schlofs sich der hohe Herr ein und war für niemanden sichtbar. Da dieser Zustand bedenklich wurde, ging General v. Blumenthal persönlich an die Tür, und gelang es ihm, den Kronprinzen durch Hinweis auf die Pflicht dem Schmerz zu entreifsen. Ihre Majestät die Königin, den Eindruck vorhersehend, welchen dieser Todesfall machen würde, war, begleitet von der Prinzefs Radziwill, nach Schlesien geeilt, um den Sohn zu trösten. Die Königin benutzte diese Gelegenheit, um den Stab zu begrüfsen, uns ihren Sohn zu empfehlen und zu ersuchen, ihn, besonders jetzt im Schmerz, nie allein zu lassen.

Bei unserem Abgange von Berlin hatte auch der König das Oberkommando der Zweiten Armee empfangen und uns seinen Sohn, den Kronprinzen, empfohlen. Auch an diesem Tage sagte Majestät in seiner Ansprache, wie schwer es ihm werde, den Krieg gegen Österreich zu führen.

Für diese Aufzeichnungen kommen nur die Operationen gegen Österreich in Betracht. Der Einbruch in Böhmen von Norden mit einer grofsen Armee würde ja am natürlichsten erscheinen, wenn derselbe nicht grofsen Zeitverlust und bedeutende Schwierigkeiten wegen der Verpflegung mehrerer hunderttausend Mann böte. Eine Teilung in mehrere Armeen gestattete die Benutzung aller Eisenbahnlinien und dadurch die Beschleunigung der Konzentration der einzelnen Armeen, wie die Heranführung der Verpflegung auf verschiedenen Linien. Die Schwierigkeit der Vereinigung dieser Armeen erst auf feindlichem Gebiet war dem grofsen Hauptquartier wohl bekannt; es wufste, dafs es so dem Gegner möglich sein würde, mit überlegenen Kräften eine der Invasions-Armeen anzugreifen, wenn dieselbe auf Unterstützung der anderen nicht rechnen könne. Hierzu war aber kühner Entschlufs und eine frühzeitige Konzentration der österreichischen Nord-Armee in Böhmen notwendig.

Nach den eingegangenen Nachrichten befanden sich die österreichischen Armeekorps aber noch zum gröfsten Teil in Mähren.

Die Zweite Armee sammelte sich, wie schon gesagt, in Schlesien,

die Erste in der Lausitz, die Elb-Armee sollte sich auf den rechten Flügel der Ersten setzen, nachdem sie Sachsen durchschritten.

Prinz Friedrich Karl hatte sein Hauptquartier in Görlitz. In Betreff der Operationen der Zweiten Armee fand ein lebhafter Depeschenwechsel mit der Oberleitung statt, nachdem die Versammlung der Armee beendet, deren vorläufig defensive Aufgabe an der Neifse gelöst war.

General Blumenthal drängte zur Offensive. Diese konnte aber erst beginnen, nachdem die Erste und Elb-Armee vereinigt und zum Einbruch in Böhmen bereit waren.

Der Zweiten Armee fiel die schwerere Aufgabe zu, über das Riesengebirge vorzudringen. Dies war nur unter Benutzung der wenigen Pässe möglich, welche die einzelnen Korps, räumlich getrennt, passieren mufsten; eine gegenseitige Unterstützung war ausgeschlossen.

Bewachten die Österreicher diese Pässe mit hinreichenden Kräften, so konnten sie die Teten des Gegners beim Debouchieren aus dem Gebirge anfallen und in die Defileen mit grofsen Verlusten zurückwerfen. Im Hauptquartier bestand darüber kein Zweifel, man vertraute aber der Zuverlässigkeit der Truppen. Auch vom grofsen Hauptquartier wurde auf das Gefährliche dieser Operation hingewiesen. General Blumenthal telegraphierte zurück: „Wer Grofses will, mufs Grofses wagen!“ Um diese Operation auszuführen, mufste die Zweite Armee zunächst teilweise eine Rechtsschiebung vornehmen.

Der Kronprinz schickte mich nach Görlitz, dem Hauptquartier der Ersten Armee, um mich über die dort beabsichtigten Operationen zu orientieren und die der Zweiten Armee mitzuteilen.

Als ich dem Prinzen Friedrich Karl meinen Vortrag gehalten, sagte derselbe: „Friedrich dem Grofsen ist diese Operation nicht gelungen, und trotzdem wollt Ihr dieselbe ausführen?“ Ich erwiderte: „Jawohl, Königliche Hoheit, vielleicht haben wir mehr Glück.“ Der Prinz behielt mich zum Diner bei sich, war liebenswürdig wie immer und entliefs mich nachmittags mit den gewünschten Mitteilungen in Betreff seiner Operationen.

Die Bewegungen der Zweiten Armee führten zu einer anderweitigen Aufstellung der einzelnen Korps. Am Abend des 26. Juni stand der rechte Flügel der Armee, das I. Korps, bei Liebau, die Kavallerie-Division bei Waldenburg, das Gardekorps südöstlich von Braunau, das V. bei Reinerz, das VI. bei Glatz.

Durch die Gefechte von Hühnerwasser und Podol hatten sich die Elb-Armee und die Erste genähert, letztere stand am 26. mit ihren Teten an der Iser, von Podol bis Turnau, die Elb-Armee schlofs bei Hühnerwasser auf.

Das Hauptquartier des Kronprinzen hatte Neifse verlassen und war zeitweise in Camenz und Fürstenstein. Ein französischer Zeitungskor-



respondent für den „Siècle“ hatte die Erlaubnis erhalten, den Operationen zu folgen. Monsieur Vilbort war ein verständiger, gebildeter Mann, imstande, objektiv zu denken und zu urteilen, eine Eigenschaft, die nur wenige Franzosen besitzen. Ich hatte den Auftrag, den Herrn, der selbstverständlich kein Deutsch verstand, so weit zu informieren, als es für ihn nötig und für die Operationen unschädlich war. Seine Veröffentlichungen im „Siècle“ waren militärisch immer richtig; das Blatt machte damals Aufsehen, aber Herr Vilbort wurde natürlich von seinen Rivalen beneidet und als Preufse verschrien, so dafs er später nicht wagte, einen Orden anzunehmen.

Wegen der beschwerlichen Märsche hatte man ein Infanterie-Bataillon von Camenz abmarschieren lassen, das bis dahin die Bedeckung des Hauptquartiers war. Letzteres wollte am nächsten Tage gleich zwei Etappen zurücklegen und befand sich momentan dicht an der Grenze ohne Bedeckung aufser der schwachen Stabswache.

Bei Tisch schickte mir Herr Vilbort einen Zettel. Auf demselben stand: „Friedrich der Grofse ist in Camenz nur durch einen glücklichen Zufall nicht gefangen worden. Haben Sie die Gefahr bedacht, in welcher sich der Kronprinz befindet?“ Ich steckte den Zettel unbemerkt in die Tasche, um das Essen nicht zu stören. Nach demselben machte ich dem Chef des Generalstabes Mitteilung von dem Vorgang. Dieser ordnete an, dafs die Pferde des Nachts gesattelt sein sollten und Patrouillen ins Vorterrain geschickt wurden.

Der Überfall fand, wie bekannt, nicht statt, und blieb der Schlaf der nicht Erregten ungestört.

Das Schlofs Camenz gehört dem Prinzen Albrecht; es ist ein Riesenbau, der Millionen gekostet hat, mit schönem Park. Obgleich dieser wahrhaft königliche Sitz kaum vollendet war, fand in seinen weiten Räumen das Hauptquartier doch bequeme Unterkunft. In der hohen Festhalle schlugen wir das Bureau auf und arbeiteten an langen Tischen. Auch das schöne Schlofs Fürstenstein lernte ich kennen. Sein Besitzer, der Fürst Plefs, welcher als Leiter der freiwilligen Krankenpflege des Johanniter-Ordens dem Oberkommando der Zweiten Armee beigegeben war, nahm den Kronprinzen mit seinem Stabe auf. Die Natur hat so vieles für jene Gegend getan, dafs das Schlofs mit Park eine wahre Perle ist. Der Fürst und seine Gemahlin waren die liebenswürdigsten Wirte, die man nur finden kann. Der Oberbefehlshaber hatte die kommandierenden Generale zu einer Besprechung nach Fürstenstein entboten. Kurz vorher war befohlen worden, dafs die höheren Stäbe während des Feldzuges die Mütze statt des Helmes tragen sollten, was uns alle sehr erfreute, besonders mich, der ich das Unglück hatte, nie einen nicht drückenden Helm zu besitzen. In der Sonne, besonders nach einem Regen, kann der Helm recht lästig werden, so schön er auch aussehen mag. Es gab

aber auch Verehrer desselben. Zu diesen gehörte der General Steinmetz. Der Kronprinz stand auf dem Balkon des Schlosses, als der alte General anfuhr. Derselbe hatte zum Ersatz des Helmes sich eine eigene Kopfbedeckung konstruiert. Er hatte seine Mütze mit einem Überzug von schwarzer Wachsleinwand versehen lassen und dem Vorderschirm noch einen für den Nacken hinzugefügt.

Der General sah mit dieser Pechkappe so komisch aus, dafs alle auf dem Balkon befindlichen Herren sich vergeblich bemühten, ernst zu bleiben, während der Kronprinz ungeniert lachte.

Da kam derselbe aber gut an, denn Steinmetz sagte ihm in ziemlich derber Weise: „Werden Sie mal ordentlich nafs, Königliche Hoheit, dann werden Sie erfahren, wozu der Helm gut ist.“

Der Kronprinz wandte sich zu mir mit den Worten: „Kommen Sie weg, der Mann ist zu grob!“, nahm es aber dem General weiter nicht übel.

Am 27. Juni begannen die Operationen der Zweiten Armee. Auf dem linken Flügel überschritt General v. Steinmetz mit seinem V. Korps, gefolgt von Teilen des VI., die österreichische Grenze. Der Kronprinz begab sich mit seinem Stabe dorthin, während derselbe mich beauftragte, zu sehen, wie das I. Korps operieren werde. Wie es vorherzusehen war, widersetzten sich die Österreicher energisch dem Debouchieren der preufsischen Kolonnen. Auf dem linken Flügel kam es zum Gefecht von Nachod. Den Ort selbst hatte man besetzen können, ohne auf den Feind zu stofsen; bald aber schritt das österreichische 6. Korps unter Feldmarschall-Leutnant Ramming zum Angriff des V. Korps. Es entspann sich ein langer, heftiger Kampf, in dem auch die Kavallerie Gelegenheit zu Attacken fand, die Brigade des Generals v. Wnuck grofse Erfolge hatte, Oberstleutnant v. Wichmann mit seinen 8. Dragonern im Handgemenge die beiden Standarten des Regiments Kaiser Ferdinand eroberte.

Der preufsische Verlust betrug an Toten und Verwundeten 62 Offiziere, 1060 Mann, der Verlust der Österreicher 227 Offiziere, 7145 Mann.

Der linke Flügel der Zweiten Armee hatte durch diesen Sieg seine Aufgabe glänzend gelöst.

Das I. Armeekorps war früh 4 Uhr aufgebrochen, um in zwei Hauptkolonnen mit einem rechten Seitendetachement das Gebirge zu überschreiten und auf Trautenau zu marschieren.

Der Marsch der 1. Garde-Division war so gelegt worden, dafs dieselbe das I. Korps verstärken konnte, wenn dies notwendig erschien. Die linke Kolonne des I. Korps traf um 8 Uhr bei Parschnitz ein, wo die Wiedervereinigung mit der rechten stattfinden sollte. Letztere traf aber erst um 10 Uhr ein. Dies war der Grund, weshalb das I. Korps zwei Stunden verlor, welche dem Feinde zu gute kamen.

Derselbe hatte die Aupa-Brücke verbarrikadiert und verteidigte dieselbe durch abgesessene Dragoner, welche aber abzogen, als preufsische Infanterie erschien.

Die litauischen Dragoner liefsen zwei Schwadronen durch Trautenau gehen. Diese hatten beim Debouchieren aus der Stadt Gelegenheit, österreichische Kavallerie mit Erfolg zu attackieren.

Die Aupa fliefst in einem tiefen Tale mit äufserst steilen Rändern und ist für Kavallerie und Artillerie nur über Brücken passierbar, wodurch Trautenau zu einem schwierigen Defilee wird. Südöstlich der Stadt liegen zwei Berge, welche schroff nach Trautenau zu abfallen, der Kapellen- und der Galgenberg. Diese günstige Position schnell zu besetzen, war einer österreichischen Brigade gelungen. Die preufsische Avantgarde vermochte nicht, die starke Position in der Front zu nehmen, und schickte deshalb deren Kommandeur wiederholt Offiziere, welche Verstärkungen heranführen sollten. Ich war bereits geraume Zeit bei Trautenau und begab mich auf das Gefechtsfeld jenseits der Aupa, ritt dann zurück und stellte dem kommandierenden General vor, dafs die Avantgarde sich kaum halten, sicher keine Fortschritte machen könne. Der General entgegnete, er habe den Divisionskommandeur auffordern lassen, Verstärkungen zu entsenden, derselbe habe aber erwidert, dafs seine Division noch nicht zusammen sei. Tatsächlich wanden sich noch die Infanterielinien unter Überwindung grofser Schwierigkeiten durch. Da der kommandierende General mich ersucht hatte, selbst mit dem Divisionskommandeur zu sprechen, ritt ich zu demselben, legitimierte mich als Generalstabsoffizier des Kronprinzen und ersuchte den General, möglichst bald die Avantgarde zu verstärken. Ich erhielt dieselbe Antwort und hörte die richtige Deduktion schweigend an, dafs ein Divisionskommandeur erst angreifen könne, wenn seine Regimenter zur Stelle seien. Da aber keine Zeit zu taktischen Diskussionen war, benutzte ich die Autorität des Oberbefehlshabers, um meinem Ansuchen Nachdruck zu geben. Der General, ein sehr braver Soldat, nahm die Sache nun persönlich und wurde sehr ungehalten. Ich erwiderte ihm, dafs die Person wohl aus dem Spiele bleiben könne, ich seine mir entwickelten Grundprinzipien als eine richtige Regel kenne, jede Regel aber Ausnahmen habe; hier sei Gefahr im Verzuge, die erheische, einzusetzen, was man zur Hand habe. Sollte meiner Aufforderung nicht Folge gegeben werden, so würde ich das nicht ändern können, behielte mir aber vor, dem Kronprinzen Meldung zu machen.

Es wurde nun General v. Buddenbrock mit den Regimentern No. 44 und 45 entsandt. Das Terrain war äufserst schwierig. Um in die Flanke des Gegners zu kommen, mufste man bewaldete Bergrücken mit hohen Terrassen überschreiten, und zwar in aufgelöster Ordnung, zu Einem. Pferde konnten nicht folgen, die berittenen Offiziere schickten dieselben zurück.

Das Anrücken der Verstärkungen veranlafste neue Anstrengungen der Avantgarde in der Front; die feindliche Brigade Mondl, in Front und Flanke angegriffen, räumte die Stellung gegen 1 Uhr.

General v. Buddenbrock, welcher mein Eingreifen mit angehört hatte, und den ich während seines Gefechtes traf, fragte mich: „Wem verdanke ich diesen schönen Erfolg?“ Ich nannte meinen Namen, und machten wir auf diese Weise Bekanntschaft.

Die 1. Garde-Division war bei Trautenau eingetroffen; trotz der tropischen Hitze hatte dieselbe den Marsch beschleunigt, weil sie den Kanonendonner hörte.

Da das Gefecht vorwärts ging, lehnte General v. Bonin mit Rücksicht darauf, dafs ihm nur eine Brigade gegenüberstehe, die angebotene Hilfe ab. Die Garde-Division sollte noch nach Eipel marschieren und hatte schon einen starken Marsch hinter sich; sie ruhte deshalb zwei Stunden bei Parschnitz.

Das I. Armeekorps verharrte nun in der schlimmen Lage, eine Division jenseits der Aupa und eine diesseits des Defilees zu haben. Unter den obwaltenden Umständen, und da das Defilee unbedingt für die ferneren Operationen in preufsischer Hand bleiben mufste, wäre es geboten gewesen, mit dem ganzen Korps durch Trautenau durchzugehen und jenseits soviel Terrain wie möglich zu gewinnen, so unbequem es auch ist, vor einem Defilee zu stehen, eventuell angegriffen zu werden.

Mit einem Generalstabsoffizier des Korps war ich, nachdem das Gefecht gegen die Brigade Mondl geendet hatte, in ein Haus geritten. Wir hatten unsere Pferde im Hof mit einer Ordonnanz gelassen, und ich beschäftigte mich damit, meine Leibwäsche in der Sonne zu trocknen. Ich hatte, wie man zu sagen pflegt, keinen trockenen Faden auf dem Leibe, da ich bei dieser infernalischen Hitze seit frühmorgens tätig gewesen war, auch oft im schwierigen Terrain hatte klettern müssen.

Es mochte etwa 5 Uhr sein, als Granaten in den Hof des Hauses schlugen, in dem ich mich aufhielt; das Feuer begann wieder, und unterlag es keinem Zweifel, dafs die Österreicher Verstärkungen erhalten hatten und versuchten, Trautenau, wenigstens die dominierenden Höhen, wiederzunehmen. Im Umsehen war ich in meinen Kleidern, wieder im Sattel und eilte vorwärts. Ich begegnete zunächst zurückgehender Reservekavallerie, welche man über das Defilee entsandt hatte, die aber in dem bergigen Terrain nichts machen konnte, auch auf die eintreffenden österreichischen Verstärkungen gestofsen war.

Darauf begab ich mich zum General v. Bonin, um zu erfahren, was vorging. Der General teilte mir mit, dafs das ganze Gablenz sche Korps eingetroffen sei und er nicht glaube, mit seinen ermüdeten Truppen lange widerstehen zu können.

Ich erwiderte, dafs ein Zurückgehen unter keinen Umständen angängig, sein ganzes Korps ja zur Stelle sei. Schliefslich erbot ich mich, die Garde-Division zurückzuholen, wenn ich dieselbe noch erreichen könne. Darauf ging der General ein, und ritt ich, begleitet von einem Adjutanten des I. Korps, was die Pferde laufen konnten, der Garde-Division nach. Dieselbe war aber schon vor drei Stunden von Parschnitz abmarschiert. Trotzdem holte ich sie ein, bevor sie Eipel erreicht hatte. Ich trug die Lage bei Trautenau vor, der Kommandeur erklärte sich bereit, umzukehren, obgleich es schon anfing zu dunkeln, forderte mich aber auf, die Regimenter vorher anzusehen. Nach einem Marsch von fast sechs Meilen, bei brennender Hitze, waren die Leute abends so erschöpft, dafs es unmöglich erschien, weitere Leistungen von ihnen zu verlangen. Überdies war es unausführbar, noch vor der Nacht wieder bei Trautenau einzutreffen. Es blieb nun nichts übrig, als dem General recht zu geben und von der Umkehr abzusehen. Ultra posse nemo obligatur. Da ich kaum hoffen durfte, dafs General v. Bonin das Defilee von Trautenau halten würde, überlegte ich, welche andere Mafsnahme das Gablenzsche Korps delogieren könnte. Das einfachste war, wenn das Gardekorps am nächsten Tage die rechte Flanke von Gablenz anfiel. Da ich sicher war, dafs man beim Oberkommando diesen Entschlufs fassen würde, ritt ich gleich nach Kosteletz zum Generalkommando des Gardekorps, teilte die Situation mit und bereitete darauf vor, dafs in der Nacht ein Befehl kommen würde, über Kaile den Österreichern in die Flanke zu gehen.

Von Kosteletz ritt ich nach Hronow, dem Hauptquartier der Zweiten Armee an diesem Tage. Als ich in der Nacht um 1 Uhr dort eintraf, fand ich den Kronprinzen auf der Dorfstrafse.

War der hohe Herr über den Sieg bei Nachod auch sehr glücklich, so war er doch besorgt, weil keine Nachricht vom rechten Flügel gekommen, und wollte vor Eintreffen derselben nicht zur Ruhe gehen. In wenigen Worten legte ich die Situation klar. Der Kronprinz ging mit mir zum Chef des Generalstabes, der schlief. Wir weckten ihn, er hörte im Bett meinen Vortrag an, fragte darauf, ob ich glaube, dafs General v. Bonin sich halten werde. Ich bezweifelte dies und berichtete, dafs ich das Gardekorps vorläufig benachrichtigt habe, es werde noch in der Nacht einen Befehl zum Angriff für den nächsten Morgen bekommen. General v. Blumenthal stimmte dem sofort bei. Nachdem ich ihm die Stellung der Österreicher gegen Trautenau auf der Karte gezeigt, diktierte er den Befehl, welchen der Kronprinz unterzeichnete. Ich liefs einen Bauern aus dem Bett holen, welcher einen Dragoner, der ihn an seinen Sattel band, in der Nacht nach Kostelctz führen mufste. Um 2 Uhr früh war der Befehl expediert, und er kam so rechtzeitig an, dafs schon um 4½ Uhr das Korps alarmiert werden konnte.

Das Gefecht von Trautenau hatte einen Verlust von 56 Offizieren,

1282 Mann an Toten und Verwundeten verursacht, die Österreicher geben ihren Verlust mit 196 Offizieren und 5586 Mann an. Vorgreifend sei gleich erwähnt, dafs das I. Korps zurückging und zwar bis in die Biwaksplätze, welche es am Morgen bei Liebau verlassen hatte. Das Korps war also über das Gebirge zurückgegangen. Wie wenig geboten dieser Rückzug war, geht daraus hervor, dafs Hauptmann v. Buddenbrock vom Regiment 41 mit seiner Kompagnie sowie zwei Kompagnien des Regiments 43 bis morgens 3½ Uhr am 28. am östlichen Ausgang von Parschnitz verblieben waren, ohne irgendwie belästigt zu werden.

Am 28. früh begab sich der Kronprinz mit seinem Stabe von Hronow nach der Höhe von Kosteletz, woselbst sich die Reserveartillerie und die schwere Garde-Kavallerie-Brigade mit der 3. reitenden Garde-Batterie befanden. Dort traf ein Offizier ein, welcher, vom General Steinmetz geschickt, die ihm zur Verstärkung in Aussicht gestellte Garde-Infanterie-Division holen sollte. Demselben wurden die Vorgänge bei Trautenau und ebenso mitgeteilt, dafs die Garde-Division nicht disponibel sei, dafür aber die schwere Kavallerie-Brigade unter Prinz Albrecht Sohn sofort zum V. Korps stofsen werde. Der Kronprinz liefs seinen Vetter zu sich kommen, erteilte ihm in diesem Sinne die nötigen Befehle und fügte dann hinzu: „Benutze die Gelegenheit, um dir deine Sporen zu verdienen!"

Es entstand nun eine gewisse Pause bei Kosteletz, während wenige Meilen davon das Gefecht auf beiden Flügeln entbrennen mufste. Die Strapazen des vorigen Tages und die schlaflose Nacht hatten mich etwas ermüdet. Auf der Erde liegend, die Zügel meines Pferdes in der Hand, war ich bald fest eingeschlafen.

Plötzlich wurde ich aufgerüttelt, der Kronprinz stand vor mir und gab mir den Auftrag, mit einer Bedeckung nach Trautenau zu reiten und zu sehen, wie dort die Sache stehe.

Mir schien es ratsam, die Kavalleriebedeckung abzulehnen und mich auf mein schnelles Pferd zu verlassen.

General v. Steinmetz, welcher das Eintreffen der Garde-Division abwarten wollte, hatte noch mit dem Angriff gewartet. Da ihm aber mittlerweile ein Offizier des Oberkommandos gemeldet hatte, dafs die Division nicht kommen könne, zögerte er nicht länger, sondern griff an. Es entstand so das Gefecht von Skalitz, in welchem General Steinmetz das 8. und 6. österreichische Korps zurückgedrängt und ihnen sieben Geschütze abgenommen hat. Die Österreicher gaben später ihren Verlust auf gegen 6000 Mann an, davon waren 2500 Mann, teils verwundet, gefangen worden. Der Verlust an Offizieren betrug 200 bis 300. Auf preufsischer Seite war die Kavallerie-Brigade des Prinzen Albrecht Sohn nicht zur Tätigkeit gelangt, nur ihre reitende Batterie hatte auf gröfserer Entfernung feuern können. Trotzdem soll das Erscheinen dieser Brigade bei den Österreichern den Glauben erweckt haben, es sei ein

neues Korps im Anmarsch; sie hatte also einen moralischen Erfolg zu verzeichnen. Der Gesamtverlust der Truppen unter General v. Steinmetz bei Skalitz betrug 62 Offiziere, 1303 Mann Tote, Verwundete und Vermifste.

Während das Gefecht bei Skalitz entbrannte, befand ich mich auf dem Wege nach Trautenau.

Die Garde hatte sich von Kosteletz beziehungsweise Eipel auf Kaile in Marsch gesetzt. Feldmarschall-Leutnant Gablenz hatte seinem Oberkommando tags vorher die Vorgänge gemeldet und darauf hingewiesen, dafs seine rechte Flanke gefährdet sei, wenn er in der Stellung verharre. Er hatte am 28. früh 6 Uhr den Bescheid erhalten, dafs seine Flanke durch vier Bataillone gesichert werden würde, welche Praufsnitz—Kaile und Eipel besetzen sollten. Diese Bataillone gingen aber irrtümlich nach Ober-Praufsnitz, eine Meile westlich Königinhof. Somit war die rechte Flanke von Gablenz nicht gedeckt. Eine Stunde später erhielt derselbe jedoch den Befehl, Trautenau zu räumen, und begann darauf zunächst der Abmarsch der Trains. Der Prinz von Württemberg hatte seinerseits zwei Eskadrons Garde-Husaren vorgeschickt, um zu rekognoszieren. Er wollte sich in dem schwierigen Terrain nicht aventurieren, wartete auch auf das Eingreifen des I. Armeekorps. Hierdurch verzögerte sich der Anmarsch zum Angriff. Erst um ½10 Uhr trat der Kontakt mit dem Feinde ein, der sich schon auf dem Abmarsch befand. In dem sich nun entspinnenden Gefecht wurden drei Brigaden der Österreicher in westlicher Richtung abgedrängt. Zahlreiche Bagagen und viele Gefangene fielen in die Hände des Gardekorps. Ich war gegen Mittag auf dem Gefechtsfelde eingetroffen und schlofs mich den Bataillonen an, welche nach Trautenau abschwenkten. Die Österreicher wichen überall, ihr Widerstand liefs nach. Da ich tags vorher die Gegend kennen gelernt hatte, konnte ich Auskunft geben und riet, ein grofses Fabrikgebäude abzusuchen, das alle Fensterläden geschlossen hatte. Mehrere hundert Mann wurden herausgeholt und gefangen. Die Brigade Grivicic vom 10. österreichischen Korps war vollständig abgeschnitten. Die Befehle an dieselbe waren nicht mehr durchgekommen. Alle Versuche, sich durchzuschlagen, scheiterten an dem Widerstande von zwei Bataillonen des Franz-Regiments, welche bei Alt-Rognitz ein selbständiges, ruhmreiches Gefecht lieferten und später, in Verbindung mit zwei Bataillonen Elisabeth, die Brigade Grivicic vollständig sprengten und mehrere hundert Gefangene machten. Die Verfolgung des 10. österreichischen Korps wurde bis 5 Uhr abends fortgesetzt. Der Marsch von sechs Meilen des vorigen Tages mit Überschreitung des Gebirges hatte die Truppen derartig angestrengt, dafs am 28., nach dem Gefecht, die Ermüdung eine weitere Verfolgung nicht zuliefs.

Der Verlust der Österreicher betrug nach ihren Angaben 102 Offiziere, 3572 Mann, das preufsische Gardekorps verlor 28 Offiziere, 685 Mann an Toten und Verwundeten.



Demselben waren in die Hände gefallen: etwa 3000 Gefangene, 1 Fahne, 8 Geschütze und 1 Kriegskasse mit gegen 10000 Gulden.

Nachdem das Gefecht, das mit Soor bezeichnet wurde, beendet war, ritt ich nach der Höhe von Kosteletz zurück, woselbst sich das Oberkommando bei der dort biwakierenden Reserveartillerie befand, welche seltsamerweise das Gardekorps anfangs immer nachmarschieren liefs, so dafs dieselbe bei Soor nicht zur Tätigkeit kam. Der Kronprinz, schon in froher Stimmung über den Sieg bei Skalitz, wurde durch meine Nachricht hoch beglückt. In seiner Freude umarmte mich der hohe Herr mit den Worten: „Diese beiden Tage werde ich Ihnen im Leben nie vergessen."

Das Defilee von Trautenau war nun für das I. Korps offen, und diesem gleich der Befehl geschickt, am 29. dasselbe zu passieren.

Die Operation, welche Friedrich dem Grofsen nicht geglückt war, hatte die Zweite Armee durchgeführt.

Der Chef des Generalstabes war der Ansicht, dafs der Kronprinz nicht ohne Bedeckung in Kosteletz die Nacht bleiben könne. Infanterie konnte nicht herangezogen werden. Es wurde deshalb dem Oberbefehlshaber vorgeschlagen, sich nach Trautenau zu begeben, wohin der Stab am nächsten Morgen folgen werde. Der Kronprinz erklärte sich bereit, wenn ich ihn führen wolle. Das war ein schwieriger Auftrag. Ich selbst hatte mich bei der Gefangennahme versprengter Abteilungen beteiligt, wufste daher, dafs die Umgegend von Trautenau nicht sicher war. Tatsächlich sind denn noch am Morgen des 29. verirrte feindliche Abteilungen nach kurzem Widerstande von Truppen des Gardekorps gefangen worden. Andererseits konnte ich den mich ehrenden Auftrag nicht ablehnen. Mir schien nun, dafs es am ratsamsten sei, die Nacht zu benutzen, da die ermüdeten Feinde vorziehen würden, in irgend einer Unterkunft zu ruhen, statt im Dunkeln herumzuirren. Auch glaubte ich, dafs ein Wagen beim Passieren von Ortschaften in der Nacht weniger auffallen würde als ein Trupp Reiter. Deshalb schlug ich vor, den Kronprinzen nach Trautenau zu fahren. So geschah es. Der hohe Herr nahm mit seinem persönlichen Adjutanten, dem Hauptmann Graf Eulenburg, Platz im Wagen, während ich mich auf den Bock neben den Kutscher setzte, um den Weg anzugeben. Im Gurt den Revolver, in der Hand die Wegekarte, ging die Fahrt los, bei der ich, soweit dies möglich war, Wege dicht an der Grenze benutzte. Ab und zu stieg ich ab, um die Wegweiser mit der Karte zu vergleichen, wobei eine Wagenlaterne gute Dienste leistete. Dann kam es vor, dafs wir an Brücken gelangten, die durch Abwerfen eines Teils des Belags unbenutzbar gemacht waren. Glücklicherweise war dem Schaden leicht abzuhelfen, indem man die Bohlen an ihren Platz brachte und festtrat. Die Pferde waren fromm und folgten willig, wenn ich sie führte. Auch begegneten wir einzelnen Leuten; dann vertauschte ich die Karte mit dem Revolver, kam aber glücklicherweise nicht in die Lage,

denselben gebrauchen zu müssen. Etwa um 2 Uhr früh trafen wir in der Nähe von Trautenau ein. Aber auch hier war Vorsicht nötig, da ich Losung und Feldgeschrei der Vorposten des Gardekorps nicht kannte.

Plötzlich erschallte: „Halt! Wer da!"

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Der Kronprinz rief dem Grenadier zu, er möge an den Wagen kommen. Die Antwort war: „Zu Befehl, Königliche Hoheit!" Der Kronprinz mufste von dem Posten erkannt sein. Nun dirigierte ich den Wagen auf den Marktplatz von Trautenau, auf dem einige Kompagnien, wenn ich nicht irre, vom Elisabeth-Regiment biwakierten. In einem Hause brannte Licht, ich trat mit Eulenburg in dasselbe. Wir fanden bald das erleuchtete Zimmer und in demselben einen österreichischen Soldaten, vollständig angekleidet, schlafend. Nachdem wir denselben geweckt und aufgefordert hatten, sich wo anders unterzubringen, suchten wir den Kronprinzen wieder auf.

Letzterer in das nun leere Zimmer geführt, wurde gebeten, von demselben während der Nacht Besitz zu nehmen; das Bett war noch warm. A la guerre comme à la guerre! Eulenburg und ich liefsen einige Bund Stroh vor der Tür des Oberbefehlshabers ausbreiten; das war unser Lager. Ich schlief vortrefflich, was nach den Strapazen der letzten 48 Stunden kein Wunder war.

Der Kronprinz benutzte das Bett nicht, war aber am nächsten Morgen ganz frisch, als er sich zu den Truppen begab, um ihnen für das Gefecht von Soor zu danken. Von den Bataillonen vom Franz-Regiment, welche bei Alt-Rognitz gefochten und die Brigade Grivicic mit zersprengt hatten, brachte ein Fahnenträger, wie er sagte, die Reste seiner Fahne. Dieselben bestanden aus einer Stange und der darauf befestigten Fahnenspitze mit dem Eisernen Kreuz. Der Kronprinz küfste dasselbe. Später kam die eigentliche Fahne zum Vorschein. Unter der Hand erfuhr ich, dafs der Fahnenträger, als er glaubte, das Bataillon werde vernichtet werden, die Fahne vergraben und nur die Spitze mitgenommen habe.

Der Generalstab der Zweiten Armee traf in Trautenau ein, um sich später nach Eipel zu begeben, wo das Hauptquartier für den 29. sein sollte.

Das I. Korps, auf dem Marsch nach Pilnikau, passierte Trautenau in vortrefflicher Haltung. Der Kronprinz hatte mit dem kommandierenden General desselben ein sehr ernstes Gespräch.

Unterdes erfocht der Löwe von Skalitz, wie man später den General v. Steinmetz nannte, seinen dritten Sieg. Das VI. Armeekorps war ihm mit unterstellt worden, da es nicht ausgeschlossen war, dafs die Österreicher trotz der beiden verlorenen Gefechte mit mehreren Korps angreifen würden. Dies taten sie nicht. Da aber Graf Festetics mit dem 4. Korps dem General Steinmetz dicht gegenüberstand, griff dieser an, nachdem das VI. Korps als Reserve eingetroffen war. Die Österreicher wurden geworfen und verloren in dem Gefecht von Schwein-

schädel 37 Offiziere, 1447 Mann. Der preufsische Verlust betrug 15 Offiziere, 379 Mann.

Nachdem das I. Korps Trautenau passiert hatte, wurde das Gardekorps nach Königinhof vorgeschoben. Der an der Elbe gelegene Ort und die Umgegend desselben waren noch vom Feinde besetzt. In dem Gefecht, welches mit der Besetzung von Königinhof endete, da das Überschreiten der Elbe nicht stattfinden sollte, verlor die Garde 17 Mann tot und hatte 2 Offiziere und 50 Mann verwundet. Der österreichische Verlust betrug 597 Mann, von denen 400 Mann gefangen waren. Am Abend hatte das Gardekorps die Verbindung mit dem V. Korps durch Husaren aufgenommen.

Trotz der siegreichen Gefechte der Zweiten Armee war die Lage derselben nicht ohne Gefahr, da ihr überlegene Kräfte gegenüberstanden und auf ein Eingreifen der noch zu weit entfernten Ersten Armee nicht zu rechnen war. Aus diesem Grunde war an letztere von der Oberleitung in Berlin um 7 Uhr früh ein Telegramm abgegangen, durch welches der Oberbefehlshaber der Ersten Armee aufgefordert wurde, das Vorrücken zu beschleunigen. Hierdurch entstand das Gefecht von Gitschin, welches schon tags vorher geplant war und nun die beiden Armeen näher aneinander brachte. Nach den ursprünglichen Absichten sollten sich dieselben bei Gitschin treffen.

General v. Steinmetz exerzierte am 30. Juni oder 1. Juli sein Korps, nachdem dasselbe mehrere Tage hintereinander glücklich gefochten und starke Verluste erlitten hatte.

Eine ähnliche Idee wird wohl noch keinem Feldherrn gekommen sein. So etwas war noch nicht dagewesen, trotz Ben Akiba.

XII.

Seine Majestät der König hatte sich am 30. Juni früh nach Böhmen begeben, nachdem die Meldung der Zweiten Armee eingetroffen war, dafs dieselbe im Besitz der Elb-Linie sei.

Noch während der Fahrt sandte der Chef des Generalstabes der Armee an die Oberkommandos der Ersten und Zweiten Armee folgendes Telegramm:

„Die Zweite Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten, ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der vormarschierenden Ersten Armee über Königinhof anzuschliefsen.

Die Erste Armee rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vor. Gröfsere feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches soll General v. Herwarth angreifen und von der feindlichen Hauptmacht abdrängen."

Die Korps der Zweiten Armee erhielten Weisung, nicht offensiv vorzudringen, für ihre eigene Sicherung zu sorgen und sich auf die Rekognoszierung der Elb-Übergänge zu beschränken. Es fiel deswegen am 30. nichts Wesentliches vor, nur General v. Steinmetz wurde in seinem Lager durch feindliches Artilleriefeuer belästigt, wodurch schon früh 4 Uhr ein Artilleriekampf weniger Batterien verursacht wurde, der, auf zu weiter Entfernung geführt, kein Resultat hatte, aber doch dem V. Korps 6 Tote und an Verwundeten 1 Offizier und 19 Mann kostete.

Nachdem die Vereinigung der beiden preufsischen Armeen bewirkt war, kamen die vorgeschobenen österreichischen Korps in eine mifsliche Lage, indem sie durch die feindliche Erste Armee in Flanke und Rücken bedroht wurden.

Der Moment, sich auf eine feindliche Armee mit Übermacht zu werfen, war vorüber, auch mögen die grofsen Verluste der Österreicher, welche sich auf 30 000 bis 40 000 Mann beliefen, die Initiative gelähmt haben.

Feldzeugmeister Benedek entschlofs sich daher, die Armee in der Nacht zum 1. Juli in die Gegend von Königgrätz zurückzuführen.

Die preufsischen Heere hätten sich nun ungestört aneinander schliefsen können, die Oberleitung zog aber vor, dieselben in einer Trennung zu belassen, welche, strategisch ohne Gefahr, sehr grofse taktische Vorteile gewähren konnte. Stand der Feind in einer Stellung mit sehr starker Front, so wurde die Möglichkeit, ihn in einer Flanke zu fassen, auf diese Weise von vornherein gesichert.

Am 1. Juli liefs der Kronprinz, welcher noch in Königinhof verblieb, das I. Armeekorps als Avantgarde von Arnau nach Ober-Praufsnitz vorgehen, dem am 2. die übrigen Korps, den Flufs überschreitend, folgen sollten, um bei Milletin die Verbindung mit der Ersten Armee aufzunehmen. Das VI. Korps wurde am 1. Juli nach Gradlitz herangezogen, wo das V. stand, und vereinigte sich wieder mit seiner detachierten Brigade, welche die letzten Tage dem General v. Steinmetz mit unterstellt war. Prinz Friedrich Karl, von diesen Mafsnahmen in Kenntnis gesetzt, dirigierte danach seine Divisionen, die Elb-Armee und die Garde-Landwehr-Division. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Kamenitz, während das grofse Hauptquartier sich in Schlofs Sichrow befand.

Kaiser Napoleon wurde unruhig, die unerwarteten Erfolge der Preufsen störten seine Kombinationen; er sandte seinen Botschafter in das Hauptquartier des Königs. Es handelte sich nun darum, die Entscheidung zu beschleunigen, der Diplomatie keine Zeit zu lassen, vor derselben einzugreifen.

Am 2. Juli blieben Preufsen und Österreicher im allgemeinen in ihren Aufstellungen, nur die Elb-Armee und die Garde-Landwehr-Division bewegten sich vorwärts.

Tatsächlich standen an diesem Tage die feindlichen Armeen mit ihren Spitzen auf eine Meile Entfernung gegenüber, ohne dafs eine derselben die nahe und konzentrierte Anwesenheit der anderen vermutete.

Preufsischerseits nahm man an, dafs die Stellung, welche die Österreicher einnahmen, sich hinter der Elbe befinde, die Flügel gedeckt durch die Festungen Josephstadt und Königgrätz.

Auf Grund dessen wurden die ersten Befehle des Königs aus dem Hauptquartier Gitschin zum Vormarsch am 3. Juli gegeben. Bevor diese Befehle zur Ausführung kamen, wurde man über die wahre Stellung der Österreicher genauer orientiert. Um dieselbe zweifellos festzustellen, wurden kleinere Detachements gegen Königgrätz vorgeschoben, welche Gefangene einbrachten, von denen man Näheres erfuhr. Entscheidend war aber der Rekognoszierungsritt des Majors v. Unger vom Generalstabe der Ersten Armee. Prinz Friedrich Karl sandte infolge der gegen Abend eingegangenen Nachrichten seinen Chef des Generalstabes, den Generalleutnant v. Voigts-Rhetz, nach Gitschin, um das grofse Hauptquartier zu orientieren. Derselbe traf des Abends 11 Uhr ein.

Der König fafste sofort den Entschlufs, den Feind vorwärts der Elbe anzugreifen, und wurden in diesem Sinne die für die Operationen des 3. Juli gegebenen Befehle geändert.

Der für die Zweite Armee bestimmte Befehl wurde der Wichtigkeit wegen in zwei Exemplaren ausgefertigt und auf verschiedenen Wegen an den Kronprinzen gesandt. Um Mitternacht wurden diese Befehle expediert. Oberstleutnant Graf Finkenstein, welcher den einen überbrachte, hatte unterwegs eine Weisung des Generals Moltke an das I. Korps abzugeben, nach welcher dasselbe sofort zu sammeln war und Befehl des Kronprinzen zu erwarten hatte.

Vor Beginn der Schlacht von Königgrätz hatten die preufsischen Heere eine Front von nahezu fünf Meilen bewahrt. Zunächst dem Feinde standen die Avantgarden der 7. und 8. Division von der Ersten Armee.

Die gesamte österreichische Nord-Armee war in der Ausdehnung von wenig mehr als einer Meile hinter dem Bistritz-Bach, mit der Festung Königgrätz und der Elbe im Rücken, vereint. Benedek hatte sein Hauptquartier in der Prager Vorstadt von Königgrätz. Die Stellung war durch den Bau von Batterieemplacements und Schützengräben verstärkt worden.

Jenseits der Bistritz steigt das Terrain an und ist von Mulden derartig durchschnitten, dafs die in denselben stehenden Truppen nicht gesehen werden können.

Die Höhen bieten günstige Artilleriestellungen und eignen sich vortrefflich zur Infanterieverteidigung, die Wälder bieten gute Stützpunkte. Um an diese von Natur sehr starke Stellung zu gelangen, mufs man den Bistritz-Bach überschreiten, der ein entschiedenes militärisches Hindernis

ist. Den höchsten Punkt bildet die Höhe, auf welcher das Dorf Chlum liegt; sie dominiert nach allen Seiten.

In dieser Stellung entwickelte der Feind immer mehr Artillerie. Es kam nun darauf an, denselben zur Entwickelung seiner Infanterie zu zwingen, weshalb Seine Majestät der König die Erste Armee zum Vorrücken veranlafste.

Die ganze Anlage der Schlacht erheischte von dem Zentrum der preufsischen Kräfte, also von der Ersten Armee, den äufsersten Widerstand und ein Festhalten des Gegners, bis die zum Teil noch weit entfernten Korps der Flügelarmeen heran waren und eingreifen konnten. Zunächst mufste die Bistritz überschritten werden. Dies erfolgte zuerst durch die 7., dann durch die 8. Division, denen die 3. und 4. folgten, während die 5. und 6. wie das Kavalleriekorps in Reserve blieben. Während der Artilleriekampf schon früher begonnen hatte, entbrannte das Infanteriegefecht etwa um 8½ Uhr und nahm im Walde von Maslowed immer gröfsere Dimensionen an, so dafs die ganze Division Fransecky bald in das Waldgefecht verwickelt wurde. Dort wogte der unübersichtliche Kampf mit wechselndem Erfolge.

Gegen 11 Uhr stand die Erste Armee auf der Linie Wald von Maslowed—Wald von Sadowa—Mokrowons.

Die Elb-Armee formierte sich hinter der Linie Hradek—Lubno ebenfalls am rechten Ufer der Bistritz.

Zu der Zeit befanden sich erst zwölf preufsische Batterien im Feuer, welche einen schweren Stand gegen die numerisch überlegene österreichische Artillerie hatten, die vortrefflich war und sich in dominierenden Stellungen befand. An 250 Geschütze würden das Vordringen der Ersten Armee unmöglich gemacht haben; dies war aber auch nicht beabsichtigt. Allerdings befand sich der linke Flügel der Ersten Armee, die Division Fransecky, in äufserster Bedrängnis.

Der Kronprinz, welcher in Königinhof einen Teil des Gardekorps hatte an sich vorbeimarschieren lassen, eilte über Daubrawitz, an den Marschkolonnen vorbei, nach Chotoborek voraus.

Das Wetter war nebelig, ab und zu regnete es; das Getreide stand noch auf dem Halm, der Boden war lehmig und aufgeweicht. Offiziere wurden nach allen Seiten entsandt, um die Richtung des Vormarsches mitzuteilen; zwei vereinzelt stehende Bäume auf der Höhe von Horenowes wurden das Point de vue für alle Teten.

Ich erhielt den Auftrag, zur Ersten Armee zu reiten und mich über den Gang der Schlacht zu orientieren. Querfeldein ritt ich auf die bezeichneten Bäume los, was mein braves Pferd laufen konnte. Es dauerte nicht lange, bis ich auf besetzte Gehöfte stiefs; eine Salve empfing mich, ohne zu treffen. Schnell mein Pferd wendend und rechts ausbiegend, dabei mich so klein wie möglich machend, umritt ich den Ort, immer vorwärts, dem Ziele zu. Diese Szene wiederholte sich; ich befand mich wie ein

Hase in einem Kessel. Aber auch an Humor sollte es nicht fehlen; so begegnete ich einzelnen Österreichern, die mich nicht als Preufsen erkannten. Einem Infanteristen, der über mich nachzudenken schien, rief ich zu: „Wirf dein Gewehr fort!“ Der Theekessel tat es auch. Vermutlich war sein Gewehr nicht geladen, während ich meinen Revolver, schufsbereit, auf ihn gerichtet hatte. Wie ich durchkam, weifs ich noch heute nicht. Tatsächlich traf ich vor 12 Uhr bei der Division Fransecky im Walde von Maslowed ein.

Da sah es bunt aus. Die sämtlichen Bataillone waren im Waldgefecht aufgelöst. Der Divisionskommandeur, mitten im Gewühl, soll selbst ein Gewehr ergriffen haben; ich fand ihn nicht. Übersicht war nicht möglich; einmal nahmen Österreicher, die nach und nach 51 Bataillone in den Wald geschickt hatten, Preufsen gefangen, dann wieder umgekehrt. Manche wurden öfter gefangen und wieder befreit. An ein Vorschreiten des Gefechts war nicht zu denken; es machte sich zeitweise sogar ein Zurückfluten bemerkbar. Ich rief den Leuten zu: „Der Kronprinz kommt!“ Das wirkte und gab neuen Mut. Nach Verabredung mit dem Generalstabsoffizier, dem Major v. Krenski, beschlofs ich, den Teten des Gardekorps und VI. Korps entgegenzureiten, deren Marsch zu dirigieren und womöglich zu beschleunigen. Nun galt es aber, auf dem Wege zurückzureiten, auf dem ich gekommen. Ich zögerte keinen Augenblick und jagte wieder los. Meine alte Ivenacker Stute war nicht schön, mit Bammelohren, aber ein zähes, gutes Tier. Eine Schützenlinie überraschend durchreitend, stiefs ich später zum Glück auf eine Patrouille von Garde-Husaren von der Avantgarde des Gardekorps. Der Mann, den ich traf, wufste Bescheid. Durch ihn liefs ich mich führen und erreichte nach kurzer Zeit in vollem Lauf den General v. Alvensleben an der Tete der Avantgarde. Ich setzte demselben die mifsliche Lage der Division Fransecky auseinander, welche dringend der Hilfe bedürfe, und wenn es anfangs auch nur durch Artilleriefeuer sei; ein Stofs auf Maslowed würde die feindliche Flanke treffen. Dann ritt ich querfeldein in die Richtung, aus der das VI. Korps kommen mufste. Ich traf die Division Zastrow, im Begriff, den Trotina-Bach zu durchschreiten, wobei den Leuten das Wasser bis an die Brust ging.

Sobald die Division den Bach überschritten hatte, formierte der General dieselbe zum Angriff, liefs die Fahnen entfalten, und nun ging es unaufhaltsam vorwärts. Auch diesem General hatte ich die Lage der Division Fransecky geschildert und ihn zur Eile aufgefordert. Es war eine Freude, den alten Herrn inmitten seiner Truppen zu sehen, die wie auf dem Exerzierplatz in musterhafter Ordnung avancierten.

Ich begleitete die Division im Anfang ihres Gefechtes und suchte dann den Kronprinzen, fand ihn aber nicht, da mir nicht bekannt war, wo er Stellung genommen hatte. Denselben in der Nähe des Gardekorps vermutend, begab ich mich wieder dorthin, doch vorläufig vergeblich. Ich

folgte der Bewegung der Gardetruppen, begrüfste einige Kameraden meines alten Regiments und wurde Zeuge eines Teils der Heldentaten der Garde an diesem Tage.

Mittlerweile hatten die Österreicher, in ihrer Stellung sich bedroht fühlend, Veränderungen vorgenommen, um den rechten Flügel zurückzubiegen, behufs Bildung eines Defensivhakens. Dadurch wurden das 2. und 4. Korps veranlafst, mit der Infanterie abzumarschieren, und mufsten ihnen die Batterien bald folgen, welche bis dahin die Höhen zu beiden Seiten von Horenowes besetzt hatten. Dies kam der Artillerie des preufsischen VI. Korps wie der der Garde zu statten, welche so leichter den Angriff der Infanterie vorbereiten konnten. Das preufsische V. Korps folgte dem VI. als Reserve; das I., welches zu lange im Biwak verharrt hatte, traf erst nachmittags auf dem Schlachtfelde ein, konnte dann aber die Garde bei ihrer schweren Arbeit unterstützen.

Die Infanterie des VI. und des Gardekorps nahm die Dörfer Maslowed, Cislowes und Sandrasitz nach hartnäckiger Gegenwehr. Wiederholte Versuche der Österreicher, dieselben wiederzunehmen, scheiterten. Man näherte sich der stark besetzten und verschanzten Höhe von Chlum, um welche ein harter Kampf entbrannte. Das Gefecht im Walde von Sadowa wurde noch immer hartnäckig geführt.

Während das VI. Korps sich nach heftigem Kampfe in den Besitz von Lochnitz und der Lochnitzer Höhen setzte, erstürmte die Garde, unterstützt durch die Avantgarde des I. Korps, Chlum, trotz tapferster Gegenwehr. Dies brachte die Entscheidung; denn die Höhe von Chlum war der Hauptstützpunkt, der Schlüssel der Stellung.

Bei der Ersten Armee focht man im Walde von Sadowa in der Front und um die Dörfer Problus und Ober-Prim in der linken Flanke. Dem General v. Herwarth wurde rechtzeitig mitgeteilt, dafs die Zweite Armee den Österreichern den Rückzug nach Josephstadt verlegt habe und es nun darauf ankomme, auch den feindlichen linken Flügel zu umfassen.

Nachdem Chlum gefallen, ging Seine Majestät der König an der Spitze der Reservekavallerie zwischen Sadowa und Maslowed zur Verfolgung vor, und zwar um ½4 Uhr nachmittags.

Aber die Kämpfe hatten trotz des Sieges noch kein Ende. Besonders heifs ging es bei Rosberitz her, wo die gelichteten Garde-Kompagnien dem Angriff ganzer Brigaden und der übermächtigen Artillerie des Gegners nicht widerstehen konnten und auf Chlum zurückweichen mufsten.

Erst um ½5 Uhr gelang es den vereinten Kräften von Bataillonen der Garde, des I. und VI. Korps, unter Mitwirkung mehrerer Batterien dieser Armeekorps, Rosberitz wieder zu nehmen, wobei 3000 Österreicher in Gefangenschaft gerieten.

Der Rückzug der österreichischen Infanterie hatte schon lange unbemerkt begonnen unter dem Schutz der zahlreichen Batterien. Hunderte

von Geschützen verharrten opfermutig in der Position, während hinter ihnen die Infanterie abmarschierte und sich beizeiten rettete. Die Folge davon war der Verlust zahlreicher Geschütze, die sich aber bezahlt gemacht hatten. Als gegen 5 Uhr der österreichische Rückzug ein allgemeiner wurde, trabten Kavalleriemassen vor, um die Verfolgung des Gegners aufzuhalten. Infolgedessen kam es zu gröfseren Kavallerieattacken bei Langenhof, bei Stresesitz und bei Problus. Von beiden Seiten wurde mit grofser Bravour attackiert. Überall kam es zum Handgemenge, in das die preufsische Infanterie von allen Seiten hineinfeuerte. Schliefslich retteten sich die Reste der versprengten Österreicher nach allen Richtungen, erlitten aber ungeheure Verluste durch das Infanteriefeuer, so dafs die feindliche Kavallerie die Flucht ergriff und die Unordnung in der zurückgehenden Infanterie und Artillerie vermehrte.

Aber bis zuletzt deckte die feindliche Artillerie aus guten Aufnahmestellungen den Rückzug der geschlagenen Armee und hemmte durch ihr Feuer vom anderen Elb-Ufer die weitere Verfolgung.

Allerdings hatte der Kronprinz um 5 Uhr auf der Höhe von Chlum dem General v. Steinmetz den Befehl geschickt, mit der Kavallerie-Division Hartmann die Verfolgung zu übernehmen; als dieser Befehl aber ankam, begann es bereits dunkel zu werden; überdies hatten sich die Zweite und die Elb-Armee vor der Front der Ersten gekreuzt, und war es erforderlich, die gröfseren Truppenverbände wieder herzustellen. Bedenkt man aufserdem, dafs die Truppen 12 bis 16 Stunden ununterbrochen marschiert waren oder gefochten hatten, so ist es erklärlich, dafs eine lebhafte Verfolgung in der Nacht nicht eintrat. Es kommt noch hinzu, dafs Majestät für den nächsten Tag im allgemeinen Ruhe angesetzt hatte, um den Munitionsersatz und andere Retablissements zu besorgen.

Wie das im Kriege zuzugehen pflegt, weifs man selten zur rechten Zeit, wie es bei dem Gegner aussieht. So war es auch hier der Fall. Hätte man gewufst, dafs der Rückzug der Österreicher in der Nacht und an dem darauf folgenden Tage in ungeordnete Flucht ausgeartet war, würde man trotz der Ermattung der Truppen energisch verfolgt haben.

Auf dem Schlachtfelde hatten sich die beiden Oberbefehlshaber der Ersten und Zweiten Armee, die königlichen Vettern, begrüfst und zum Siege Glück gewünscht. Die Begegnung fand in meinem Beisein auf der Höhe von Chlum statt.

Eine rührende Begrüfsung war die von Vater und Sohn, dem Könige und dem Kronprinzen, zwischen denen lange Differenzen geschwebt, dunkle Wolken, die der Kanonendonner von Königgrätz wegblies. Schon nach den ersten Gefechten der Zweiten Armee war dem Kronprinzen der Orden pour le mérite verliehen und übersandt worden. Der Landwehrreiter, welcher den Orden und Briefe über Glatz bringen sollte, war aber von den Österreichern abgefangen worden, ohne dafs dies bekannt geworden war.

Der König händigte nun seinem Sohne auf dem Schlachtfelde den Orden pour le mérite mit Eichenlaub ein. — Die Verluste beider Armeen waren grofs; der preufsische betrug 359 Offiziere, 8794 Mann, der österreichische 44 200 Mann, darunter 19 800 Gefangene. An Trophäen fielen dem Sieger in die Hände: 5 Fahnen, die Bänder von zwei Fahnen, 160 österreichische Geschütze und 1 sächsisches. Die Beute an sonstigem Kriegsmaterial war bedeutend. Der Kronprinz übernachtete mit seinem Stabe in Horenowes. Die Wagen konnten vorläufig nicht herangeschafft werden. Todmüde und hungrig suchte jeder unterzukommen, wie es ging, nachdem für die Unterbringung des Kronprinzen gesorgt war.

Ich liefs für den hohen Herrn Kaffee kochen und servierte ihm denselben in einem beliebigen Gefäfs. Zucker war auch aufgetrieben worden, Tassen und Theelöffel dagegen nicht. Ein Stück Holz, etwas zurechtgeschnitten, mufste den Löffel ersetzen. Der Kronprinz fand das ganz praktisch und schickte sich mit bekanntem Humor in die Lage.

Es scheint mir richtig, noch einen kurzen Rückblick auf die Schlacht mit Bezug auf die verschiedenen Waffen zu werfen. Die Infanterie hatte sich mit dem überlegenen Zündnadelgewehr vortrefflich bewährt, die Kavallerie war zum Teil zu weit zurück und kam trotz grofser Verbände nur in einzelnen Regimentern, höchstens als Brigade, zur Verwendung. Die Übelstände, welche eine schnelle Verfolgung mit Kavallerie verhinderten, sind schon erwähnt. Die Artillerie tat ihr möglichstes, um die schlechtere Bewaffnung auszugleichen. Über die Hälfte der preufsischen Geschütze waren glatte Zwölfpfünder, von denen die schweren in schwierigem Terrain nicht imstande waren, schnell vorwärts zu kommen. Die sogenannte Reserveartillerie wurde bei den meisten Korps an der Queue gelassen, war daher beim Beginn der Schlacht nicht zur Stelle und fehlte besonders, als es sich darum handelte, die Hunderte feindlicher Geschütze vor dem Angriff der Infanterie auf die formidable Stellung der Österreicher niederzukämpfen.

Dem General Hindersin war es vorbehalten, hierin Wandel zu schaffen, die glatten Geschütze durch gezogene zu ersetzen, die Reserveartillerie in eine Korpsartillerie zu verwandeln und die Taktik der Artillerie den neueren Verhältnissen anzupassen. Im übrigen war mein alter Gönner am Tage nach der Schlacht sehr verstimmt, weil man die Generalinspektion, welche zum grofsen Hauptquartier gehörte, zu spät nach Böhmen beordert hatte, um rechtzeitig der Schlacht beiwohnen zu können. Als ich am nächsten Morgen durch den Ort ritt, in welchem General Hindersin Quartier genommen hatte, hörte ich meinen Namen rufen. Der General stand am Fenster und rief mir zu: „Burg, werden Sie nie Generalinspekteur, sonst kommen Sie auch zu spät zur Schlacht!“

Am 4. Juli hatte Leutnant v. Wrangel vom Garde-Husaren-Regiment bis an die Tore von Königgrätz rekognosziert und bei dem Zustand

vor der Festung diese zur Übergabe aufgefordert. Da derselbe keinerlei Legitimation besafs, sandte mich der Kronprinz dorthin, um mit dem Kommandanten behufs Übergabe zu verhandeln. Als ich auf diesem Ritt den Rayon des Gardekorps passierte, sah ich den Feldmarschall-Leutnant Gablenz, welcher als Parlamentär bei den Vorposten eingetroffen war. Derselbe wurde nach dem Generalkommando geführt. Ich begleitete ihn dorthin und machte den Prinzen von Württemberg darauf aufmerksam, dafs Gablenz in das grofse Hauptquartier zu bringen sei, Unterhandlungen nur von diesem geführt würden.

Der Prinz bat mich, Zeuge seiner Unterredung mit dem österreichischen General zu sein, die einen recht spafshaften Verlauf nahm. Bemüht, dem geschlagenen Feinde die Situation zu erleichtern, sagte der Prinz von Württemberg dem General Gablenz Schmeichelhaftes in Betreff des Gefechts von Trautenau, darauf hinweisend, dafs dieser der einzige österreichische Führer sei, der glücklich gegen Preufsen gefochten habe. Gablenz dankte geschmeidig für das Kompliment und fügte hinzu: „Ja, Trautenau war ja ganz schön, wenn nur nicht der Lendemain bei Soor gewesen wäre!"

Darauf schmunzelte der Prinz von Württemberg und sagte in seiner verlegenen Weise: „Das war ich!" — Gablenz, sich verneigend, antwortete: „Es ist mir eine ganz besondere Ehre, von Eurer Königlichen Hoheit geschlagen worden zu sein."

Ich konnte das Lachen kaum verhalten und war froh, als man Gablenz weiter expedierte und ich meinen Ritt fortsetzen konnte.

In der Nähe von Königgrätz fand ich Hunderte verlassener Fahrzeuge auf und an der Chausee; viele waren auch in die Festungsgräben gestürzt. Mir fielen aber auch viele Feldgeschütze auf, es mögen gegen zwanzig gewesen sein, welche ebenfalls herrenlos, allerdings im Bereich der Festungsgeschütze, stehengeblieben waren. Ich schrieb einen Befehl an die nächste preufsische Truppe, etwa zwanzig Gespanne zu schicken und diese Geschütze zurückzuschaffen, was auch geschah. Um Königgrätz sah es nicht festungsmäfsig aus. So begegnete ich Garde-Husaren zu Pferde, einen Korb voller Lebensmittel am Arm, traf solche selbst in den Vorstädten, wo sie ganz harmlos und ungestört requirierten.

Nachdem ich mich als Parlamentär durch ein Trompetensignal hatte ankündigen lassen, erschien ein österreichischer Offizier. Ich war vom Pferde gestiegen und safs auf einem Baumstamm.

Nachdem der Kamerad mein Begehr vernommen, den Kommandanten sprechen zu wollen, begab er sich in die Festung zurück, erschien aber bald wieder. Ich hatte mir unterdessen den Festungsgraben angesehen, und schien es mir, als ob auf dem Grunde desselben auch Fahrzeuge und Geschütze lägen.

Der Offizier kam zurück und bat mich, ihm zu folgen, mir aber vorher die Augen zu verbinden. Ich erwiderte, dafs das etwas spät sei und ich Zeit genug gehabt habe, mich umzusehen. Da aber der Herr meinte, es geschehe ja auch nur, weil es der Schematismus — so heifst, glaube ich, der österreichische Kodex — verlange, legte ich die Binde so über die Augen, dafs ich recht gut sehen konnte.

Nach dem Überschreiten der Zugbrücke passierten wir das gewölbte Festungstor; die Leute der Wache standen herum und unterhielten sich — italienisch; ich entnahm aus ihrem Gespräch, dafs sie hofften, bald nach Preufsen als Gefangene und dann nach Italien zu kommen.

Der Kommandant, welcher seinen Kriegsrat um sich versammelt hatte, empfing mich mit dem Ausruf: „Herr Kamerad, hat man je so etwas erlebt, dafs eine Armee in dieser Weise eine Festung im Stich läfst?"

Weiter brauchte ich nichts zu hören, um zu wissen, mit wem ich zu tun hatte. Ich drückte dem Kommandanten mein Beileid aus und erwiderte, dafs mir so etwas auch noch nicht vorgekommen sei.

Es wurde nun der beregte Schematismus vorgeholt und das Kapitel, betreffend die Kapitulation der Festungen, aufgeschlagen. Punkt für Punkt wurde durchgenommen. Nur der Ingenieuroffizier war schneidig, die anderen Herren dagegen sehr coulant. Das Protokoll, welches die Übergabe von Königgrätz regelte, wurde in duplo ausgefertigt und vorläufig vom Kommandanten und seinem Stabe vollzogen, während ich im Auftrage des Oberkommandos unterschrieb. Ein Exemplar nahm ich behufs Vollziehung durch den Kronprinzen mit.

Ich war so placiert, dafs ich die Chaussee übersehen konnte, auf der sich die stehen gebliebenen Geschütze befanden, und konnte verfolgen, wie dieselben nach und nach abgefahren wurden.

Auch rückte eine preufsische Infanterie-Brigade näher heran, welche meiner Unterhandlung Nachdruck geben sollte. Plötzlich stürmte ein Offizier ins Zimmer und fragte an, ob man alarmieren solle; die Preufsen rückten an. Nun allgemeine Aufregung, ratloses Hin und Her. Mir schien es klug, mit meiner Übergabeverhandlung in der Tasche möglichst bald aus der Festung zu kommen. Deshalb sagte ich dem Kommandanten, die Bewegungen der preufsischen Infanterie würden wohl mifsverständlich sein; ich würde die Sache sofort aufklären und die Truppen zurückschicken. Das leuchtete den Herren ein, und statt mich als Geisel festzuhalten, liefs man mich ruhig gehen. In der Tat schickte ich die Brigade zurück, eine Pression war nicht mehr nötig, und die stehen gebliebenen Geschütze befanden sich auf dem Wege zu den anderen. — Später behaupteten die Österreicher, sie hätten diese Verhandlungen nur zum Schein geführt, um der fliehenden Armee Zeit zu verschaffen, sich zu ordnen; tatsächlich aber lag die Sache anders.

Wie vorstehend dargelegt, befand sich Gablenz im grofsen Hauptquartier, um wegen eines Waffenstillstandes zu verhandeln. Er wurde abgewiesen, weil er keine annehmbaren Vorschläge machen konnte, und wieder zurückeskortiert. Unglücklicherweise brachte man ihn bis an die Tore von Königgrätz. Dort erfuhr er selbstredend die beabsichtigte Übergabe und wird vermutlich dem Kommandanten klargemacht haben, dafs Kriegsgericht über ihn würde gehalten werden, falls er die nicht einmal angegriffene Festung übergebe.

Als ich tags darauf wieder vor dem Platz erschien, um das vom Kronprinzen ratifizierte Übergabeprotokoll auszuwechseln, blies ein anderer Wind. Der Kommandant verweigerte die Übergabe der Festung. Zur Strafe wurde Königgrätz später aus gezogenen Sechspfündern beschossen, die wohl keinen grofsen Schaden getan haben.

Die nötigen Befehle zum weiteren Vormarsch waren gegeben. Die Österreicher waren mit der Hauptmasse auf Olmütz zurückgegangen, um in diesem verschanzten Lager die Armee zu reorganisieren. Hätte man den Rückzug nach dem doppelt so weit abliegenden Wien genommen, würde voraussichtlich die Armee in voller Auflösung dort angekommen sein.

Benedek schickte deshalb nur die Infanterie eines Korps per Bahn dorthin, ebenso den gröfsten Teil seiner Kavallerie, die, im Lager ohne Nutzen, nur die Vorräte schneller aufgezehrt hätte. Letztere wie die Artillerie marschierte nach Wien.

XIII.

Nachdem festgestellt war, dafs die Hauptteile der geschlagenen österreichischen Nord-Armee auf Olmütz zurückgingen, wurde die Verfolgung in dieser Richtung ernstlich aufgenommen. An der Tete der Zweiten Armee befand sich zu diesem Zweck das V. Armeekorps, dem die Kavallerie-Division Hartmann unterstellt war. Am 5. war das Hauptquartier der Zweiten Armee in Opatowitz, am 6. in Pardubitz. Da es sich bei der Verfolgung herausstellte, dafs die Armee von Benedek durch Niederlagen und forcierten Rückzug sehr erschüttert war, kaum fähig, zu widerstehen, schien dieselbe bis auf weiteres nicht imstande zu sein, die Offensive zu ergreifen. Deshalb bestimmte Seine Majestät die Zweite Armee zur späteren Beobachtung von Olmütz. Die Idee, dieses weitläufige verschanzte Lager zu zernieren oder gar anzugreifen, war ausgeschlossen. Es handelte sich nur darum, die Armee Benedeks zu beobachten und dieselbe anzugreifen, falls sie den Vormarsch der Ersten und der Elb-Armee auf Wien stören wolle.

Die Zweite Armee sollte mithin die Flanke der gegen Wien operierenden Armeen decken, eine Schlacht nur unter günstigen Verhältnissen an-

nehmen und ihren etwa notwendig werdenden Rückzug nach Schlesien nehmen.

In diesem Sinne wurden die Armeen vorwärts dirigiert, die Zweite auf Mährisch-Trübau.

Am 7. hatte letztere ihr Hauptquartier in Chronstowitz, am 8. in Hohenmauth, am 9. in Leitomischl, am 10. in Mährisch-Trübau.

Nach eingegangenen Meldungen sollten gröfsere Massen der österreichischen Armee nach Wien herangezogen werden. Wie sich später herausstellte, hatte der Kaiser von Österreich befohlen, dafs nur ein Armeekorps das Lager von Olmütz beziehen, der Rest der Nord-Armee möglichst schnell Wien erreichen solle. Wenn die preufsische Oberleitung diesen Befehl auch noch nicht kannte, so hatte dieselbe doch, mit Rücksicht auf den Zustand der geschlagenen Nord-Armee, die ursprünglichen Direktiven geändert. Der Oberbefehlshaber der Zweiten Armee hatte nämlich die Ansicht ausgesprochen, dafs die derselben zufallende Aufgabe wohl durch ein Korps gelöst werden könne, das den Auftrag erhalte, Olmütz zu beobachten und sich im Notfall nach Schlesien zurückzuziehen, während die drei anderen Korps ebenfalls auf Wien marschierten. Die Oberleitung stimmte dieser Auffassung bei. Es schien aufserdem geboten, möglichst stark vor Wien zu erscheinen, da man wufste, dafs dort an der Formierung einer neuen Armee gearbeitet wurde. Nachdem die Italiener bei Custozza geschlagen waren, mufste man befürchten, dafs dieselben fernere Offensivbewegungen vorläufig unterlassen würden. Daraus folgte, dafs die Österreicher, sich im Süden defensiv verhaltend, einen Teil ihrer Armee von dort nach Wien heranziehen konnten. In der Tat wurde Erzherzog Albrecht am 12. zum Oberbefehlshaber aller Armeen ernannt und aufgefordert, den gröfsten Teil seiner Armee nach Wien zu schaffen. Der Erzherzog gab die nötigen Befehle, nach welchen das 5. und 9. Korps aus Italien nach Wien befördert werden sollten. Man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, dafs diplomatische Einflüsse auf die Italiener wirkten, Kaiser Napoleon nach Florenz mitgeteilt hatte, dafs Venetien Italien gesichert sei.

Benedek betrieb nun den Abmarsch nach Wien mit grofsem Eifer, die Eisenbahnen so lange benutzend, als diese noch zu seiner Verfügung standen. Naturgemäfs mufste preufsischerseits die möglichst schnelle Unterbrechung der Eisenbahnverbindung zwischen Olmütz und Wien ins Auge gefafst werden.

Am 12. Juli besetzte die Erste Armee Brünn, die Hauptstadt Mährens. Dort war ein sehr verständiger Mann Bürgermeister. Er blieb auf seinem Posten, setzte sich mit den preufsischen Befehlshabern in Verbindung und regelte die Lieferungen an die feindliche Armee. Auf diese Weise wurden die Lasten rationell verteilt und auf das durchaus Notwendige beschränkt. Die Kaiserliche Regierung hatte allen Beamten befohlen, ihre Bezirke beim

Einmarsch des Feindes zu verlassen, um die Verpflegung der preufsischen Armeen zu erschweren.

Dies wurde allerdings erreicht, hatte aber zur Folge, dafs die Truppen rücksichtslos alle Lebensmittel nahmen, deren sie bedurften und welche sie fanden. Der Arme litt dadurch mehr als der Bemittelte. Für die Intendantur war es äufserst schwierig, mehrere hunderttausend Mann mit Lebensmitteln aus der Heimat zu versehen, da ihr kaum eine gesicherte Eisenbahnlinie zur Verfügung stand.

Deshalb war vom grofsen Hauptquartier angeordnet worden, dafs die Armeen mit möglichst breiter Front marschierten und sich selbst ernährten. Dies Verfahren war so lange möglich, als eine feindliche Offensive nicht zu erwarten war. Am 13. war das Hauptquartier der Zweiten Armee in Opatowitz, am 14. in Neustift. Die Oberleitung gab nun Direktiven zum beschleunigten Vormarsch der drei Armeen auf Wien. Nur das I. Armeekorps sollte zur Beobachtung von Olmütz zurückbleiben. Je schneller man vor Wien ankam, desto günstiger mufsten sich die Aussichten für eine zweite Schlacht stellen, da weder die Truppen aus Italien noch die der Nord-Armee in ihrer Gesamtheit vor Wien eingetroffen sein konnten. Die Unterbrechung der Bahn bei Lundenburg war befohlen, gelang auch bald und zwang nun die Truppen Benedeks, nach Wien zu marschieren. Dies erforderte um so mehr Zeit, als die Wege durch das Gebirge sehr beschwerlich waren. Um zu konstatieren, ob der Abmarsch aus Olmütz fortdauere, erhielt die Kavallerie-Division Hartmann den Auftrag, am 15. auf Prerau zu rekognoszieren. Da Defileen zu besetzen waren, es auch in Aussicht stand, auf stärkere feindliche Kräfte zu stofsen, wurde eine Infanterie-Brigade vom I. Korps dem General Hartmann zur Verfügung gestellt. Die Zweite Armee wurde im allgemeinen auf Brünn dirigiert. Die Rekognoszierung auf Prerau führte zu den Gefechten von Tobitschau und Rokeinitz. Dem ersteren wohnte ich bei. Die Brigade Malotki, verstärkt durch eine Batterie, warf mit grofser Bravour trotz der zahlreichen feindlichen Artillerie die Österreicher in mehrstündigem Kampf zurück. Im Vorschreiten stiefs dieselbe auf sehr überlegene Kräfte, so dafs der anwesende kommandierende General es für ratsam hielt, sein Korps heranzuziehen.

Die Kürassier-Brigade, hauptsächlich das 5. Regiment, der Division Hartmann überraschte eine lange Kolonne von Geschützen mit schwacher Bedeckung. Das Regiment stürzte sich auf diese Geschütze, welche zwar noch mit Kartätschen feuerten, aber doch fast sämtlich genommen wurden. 18 Geschütze fielen dem 5. Kürassier-Regiment in die Hände.

In den Reitergefechten bei Rokeinitz und an anderen Stellen, auch mit sächsischer Kavallerie, schwankte der Erfolg, da stets feindliche Infanterie zur Unterstützung eintraf, ebenso Batterien. Bataillone wurden

zersprengt und Hunderte von Gefangenen gemacht, von denen aber viele in den hohen Kornfeldern entkamen.

Der preufsische Verlust in diesen Gefechten betrug 12 Offiziere, 235 Mann, der österreichische 40 Offiziere, 1956 Mann.

Das Hauptquartier der Zweiten Armee ging am 15. nach Konitz.

Die Erste Armee erreichte Lundenburg und bewirkte die Unterbrechung der Eisenbahnverbindung Olmütz—Wien.

Von der österreichischen Nord-Armee waren das 4. und 2. Korps unangefochten bis Zdannek und Kremsier gekommen. Den Vormarsch des zweiten Echelons hatten nur zwei preufsische Brigaden am rechten March-Ufer unmöglich gemacht. Das 8. Korps war über den Flufs zurückgegangen und lagerte neben dem 1. bei Prerau, wo auch Feldzeugmeister Benedek die Nacht zubrachte. Da die Nachricht einging, dafs Göding bereits von den Preufsen besetzt sei, war die Fortsetzung des Marsches durch das March-Tal unmöglich geworden. Es blieb nur der Versuch übrig, auf einem Umwege durch das Gebirge und im Waag-Tale an die Donau zu gelangen. Behufs Deckung dieser Bewegung wie des Marsches der Sachsen und des 6. Korps von Olmütz gingen das 4. und 2. Korps wieder etwas zurück.

Am 16. Juli befand sich das Hauptquartier der Zweiten Armee in Prödlitz.

Ein Vorstofs auf Prerau stellte fest, dafs der Ort unbesetzt war; man fand in demselben grofse Vorräte von Lebensmitteln, besonders von Hafer, welche bei der schwierigen Ernährung der Armeen sehr willkommene Beute waren. Die Eisenbahn wurde unterbrochen. Alle Armeen setzten auch am 17. den Vormarsch fort, doch erschien es nicht ratsam, dem durch die kleinen Karpathen in Eilmärschen abziehenden Feind zu folgen, da dies zu einer Teilung der Kräfte geführt haben würde. Preufsischerseits wurde vorgezogen, möglichst schnell und auf dem kürzesten Wege die Donau zu erreichen, und zwar so stark als möglich. Das 1. österreichische Korps hatte auf dem linken Ufer der March, zwischen Prerau und Tobitschau Stellung genommen. Von der Zweiten preufsischen Armee ging das V. Korps mit der Kavallerie-Division Hartmann längs der March vor, während das Garde- und VI. Korps der Ersten Armee folgten. Diese hatte die Richtung auf die Donau und mit einer Division Lundenburg besetzt. Die Elb-Armee dirigierte sich nach der Strafse Nikolsburg—Wien.

Nach Nikolsburg, einem geräumigen Schlofs auf hohem Berge, verlegte Seine Majestät am 18. Juli das grofse Hauptquartier und erliefs von dort Direktiven für den weiteren Vormarsch gegen die Donau, welche aber vorbehielten, ob das Ziel Wien oder Prefsburg sein würde. Die Erste Armee rückte danach auf beiden Ufern der March vor, während sich die Zweite auf der Linie Nikolsburg—Lundenburg sammelte und dann der Ersten wie der Elb-Armee folgte. Da eine feindliche Offensive immerhin möglich war, mufsten die Armeen enger marschieren.

Am 19. Juli gelangten die preufsischen Teten bis zwei Märsche von Wien; das Hauptquartier des Kronprinzen wurde Selowitz. Die Oberleitung teilte mit, dafs Seine Majestät beabsichtige, die Armeen hinter dem Rufsbach zu konzentrieren, um bereit zu sein, etwaigen Angriffen von Florisdorf her entgegenzutreten. Gleichzeitig sollte ein Versuch gemacht werden, Prefsburg durch Überraschung zu nehmen, um den dortigen Donau-Übergang zu sichern.

Am 20. Juli ging das Hauptquartier der Zweiten Armee nach dem nicht fern von Nikolsburg gelegenen prächtigen Schlofs Eisgrub. Die Armeen setzten den Vormarsch fort; alle Mafsnahmen waren getroffen, um einen Park schwerer Geschütze heranzuziehen, deren man vor Wien bedurfte.

Auch am 21. wurde der Vormarsch fortgesetzt, obgleich man im Hauptquartier schon seit einigen Tagen wegen eines fünftägigen Waffenstillstandes unterhandelte. Alle vorhergehenden Versuche, zu einem Waffenstillstande zu gelangen, scheiterten daran, dafs der König erklärte, nur dann die Operationen anhalten zu wollen, wenn es gelungen sei, sich über wirkliche Friedensgrundlagen zu einigen. In dieser Richtung hatte der französische Botschafter Benedetti eine rege Tätigkeit entwickelt, die das von ihm erstrebte Ziel erreichte.

Es wurde nun ein Waffenstillstand von fünf Tagen vereinbart, welcher am 22. mittags 12 Uhr beginnen sollte. Hiervon wurden alle Oberbefehlshaber verständigt und eine Demarkationslinie, welche die feindlichen Heere trennen sollte, von den beiderseitigen Ober-Quartiermeistern vereinbart. Die Avantgarde der Ersten Armee war am Rufsbach eingetroffen; die Armeen dehnten sich vor Beginn des Waffenstillstandes möglichst aus, um den Verpflegungsrayon zu vergröfsern.

Bevor die Vereinbarung eines Waffenstillstandes bekannt gegeben, war auf dem linken Ufer der unteren March eine Rekognoszierung auf Prefsburg in die Wege geleitet. General v. Fransecky war mit der 8. und 7. Division wie mit der Kavallerie-Division Hann auf Blumenau marschiert, woselbst die verstärkte österreichische Brigade Mondl Stellung genommen hatte.

Während in der Front die Österreicher durch ein hinhaltendes Gefecht beschäftigt wurden, machte eine Division, die 8., unter General v. Bose eine Umgehung. Diese nahm aber viel Zeit in Anspruch, da der Marsch durchs Gebirge sehr mühsam war. Dem General Mondl war schon von Prefsburg Verstärkung an Artillerie geschickt worden, da sich seine Batterien verschossen hatten. Dafs derselbe überhaupt so lange in der Stellung verharrte, in der er beim weiteren Fortgang unfehlbar gefangen worden wäre, ist nur dadurch zu erklären, dafs er wufste, um 12 Uhr beginne der Waffenstillstand. Tatsächlich erschallten schon eine Viertelstunde früher Signale auf der Prefsburger Strafse, und bald stellten sich Parlamentäre ein, welche erklärten, es sei Waffenstillstand. Nun

bliesen auch die preufsischen Hörner: „Das Ganze — Halt!“, nicht ahnend, dafs der Krieg beendet sei.

Die preufsischen Verluste bei Blumenau betrugen 8 Offiziere, 199 Mann, die österreichischen Verluste 470 Mann.

Die Österreicher hatten wohl eingesehen, dafs trotz der beiden aus Italien im Ankommen begriffenen Korps es ihnen unmöglich sein würde, so schnell bei Wien eine so zahlreiche und widerstandsfähige Armee zu organisieren, als die Umstände erheischten. Die drei preufsischen Armeen konnten in wenigen Tagen mit 200 000 Kombattanten vor Wien stehen und zum Angriff übergehen. Die zahlreichen Siege hatten das Selbstvertrauen der Preufsen ungemein gesteigert, die Moral der stets geschlagenen Österreicher stark erschüttert. Soweit es angängig war, wurden die Rayons möglichst erweitert, um die Verpflegung zu erleichtern, im übrigen alles vorbereitet, um nach Ablauf der fünftägigen Waffenruhe die Operationen mit aller Energie wieder aufzunehmen. Die Österreicher hatten allen Grund, auf Frieden zu drängen, da eine Fortsetzung des Krieges ihnen nicht nur neue Niederlagen, sondern auch eine Insurrektion in Ungarn in Aussicht stellte. — Wie ich schon in Florenz festgestellt hatte, stand eine grofse Partei in Ungarn seit geraumer Zeit mit den italienischen Revolutionären in Verbindung behufs Organisierung eines Aufstandes. Nur so ist es zu erklären, dafs Klapka aus gefangenen österreichischen Soldaten, geborenen Ungarn, ein Freikorps von mehreren tausend Mann bilden konnte, mit denen er in Ungarn durch den Jablunka-Pafs einfallen und dann das Land insurgieren wollte. Da dieses Freikorps in Oberschlesien formiert wurde, ist wohl anzunehmen, dafs man in Wien erfuhr, was vorging.

Ich wohnte den Verhandlungen in Nikolsburg nicht bei, kann daher über dieselben nichts mitteilen. Aber neu dürfte sein, dafs der Kronprinz bei denselben indirekt mitwirkte. Ich ritt täglich von Eisgrub nach Nikolsburg und traf bei dieser Gelegenheit öfter den Grafen Bismarck. Derselbe hatte einen schweren Stand, um den König für den Frieden zu stimmen, ohne seine Armeen nach Wien hineingeführt zu haben. Auch mögen manche andere Punkte schwierig gewesen sein. Der Ministerpräsident liefs dann den Kronprinzen bitten, zufällig bald nach Nikolsburg zu kommen, um den König zu besuchen. Der Kronprinz, stets bereit zu helfen, leistete diesen Aufforderungen Folge, hatte Unterredungen mit Bismarck und konnte dann in dem gewünschten Sinne wirken.

Hier möchte ich noch einen edlen Zug des Kronprinzen mitteilen. Die Österreicher hatten öfter preufsische Kuriere und Posten aufgehoben, so der Kommandant von Josefstadt Briefe, welche von Offizieren der Zweiten Armee stammten. Unter diesen befanden sich solche des Generals v. Steinmetz mit Geldsendungen. Der General erfuhr dies und liefs dem Kommandanten ankündigen, dafs, wenn das Geld nicht sofort zurück-

gegeben, er sich durch eine Kontribution entschädigen würde; die Briefe könne der Kommandant behalten. Steinmetz bekam sein Geld wieder. Unangenehmer wurde es mit Briefen, die General v. Blumenthal an seine Frau gerichtet hatte. Dieselben waren in englischer Sprache abgefafst, weil Frau v. Blumenthal eine Engländerin war. Diese Briefe erschienen plötzlich in einer englischen Zeitung und gingen dann in die deutsche Presse über. Das Korrespondieren mit der Frau, wenn diese geistig so begabt ist, dafs ein freier Gedankenaustausch stattfindet, hat im Kriege immer sein Bedenkliches. In diesem Falle hatte General v. Blumenthal seiner Feder freien Lauf gelassen und eine Kritik der preufsischen Armeeführer wie des Chefs des Generalstabs der Armee geliefert, die wohl unberechtigt war. Eines Morgens, als ich im Park von Eisgrub beim Fenster vom General v. Blumenthal vorüberging, rief derselbe mich und gab mir eine Zeitung, in welcher die Briefe abgedruckt waren. Ich sagte: „Das ist stark, so etwas zu erfinden.“ Der General erwiderte: „Leider ist es nicht erfunden, sondern wahr; ich weifs nicht, was nun geschehen soll.“ Darauf bemerkte ich, dafs der Kronprinz immer von Berlin aus von allem Interessanten frühzeitig unterrichtet werde, für mich gebe es keinen Zweifel, dafs er die Geschichte schon lange kenne. An Stelle des Generals würde ich sofort zum Kronprinzen gehen, um mich mit ihm auszusprechen. Der General erkannte dies als richtig an und begab sich zu dem hohen Herrn. Wahrscheinlich trat er ziemlich gedrückt ein. Als er seine Rede begann, unterbrach ihn der Kronprinz mit den Worten: „Beunruhigen Sie sich nicht, ich kenne die Geschichte schon lange und bin ja ziemlich glimpflich fortgekommen; ich werde aber zu Moltke fahren und bei dem die Sache in Ordnung bringen.“ Als der Kronprinz den grofsen Schweiger besuchte, das Gespräch auf die Briefe brachte und Blumenthal entschuldigen wollte, erwiderte Moltke: „Dazu ist kein Grund vorhanden, es hat mich im Gegenteil sehr interessiert, Blumenthals Meinung über mich zu erfahren.“ So waren die Männer jener Zeit, welche zu besitzen Preufsen das Glück hatte, — grofs und edel!

Am 27. sollte der Waffenstillstand enden, aber schon am 26. wurde von den bevollmächtigten Ministern der Präliminarfrieden von Nikolsburg abgeschlossen.

Tatsächlich war unmittelbar nach der Schlacht bei Königgrätz von Österreich die Bitte an den Kaiser von Frankreich gerichtet worden, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Gleichzeitig wurde an denselben Venetien abgetreten. Das Telegramm des Kaisers Napoleon war in der Nacht vom 4. zum 5. im preufsischen grofsen Hauptquartier eingetroffen. Ich folge hier dem allgemeinen Gange des Generalstabswerkes, wie dies auch bei den Gefechten der Fall war. Napoleon hatte mitgeteilt, dafs die grofsen Erfolge Preufsens ihn zwängen, aus der Rolle

vollständiger Enthaltung herauszutreten, vorläufig schlage er vor, einen Waffenstillstand abzuschliefsen.

Die Situation wurde dadurch schwierig. Auf der einen Seite mufste alles vermieden werden, was den Kaiser Napoleon oder die französische Nation verletzen und vielleicht diese zu Österreichs Verbündeten machen konnte; auf der anderen war man Italien gegenüber gebunden und konnte einseitig einen Waffenstillstand überhaupt nicht abschliefsen. Vor allem aber mufste ein Stillstand der Operationen so lange vermieden werden, als man keine Garantie hatte, dafs dem Waffenstillstand ein günstiger Friede folgen werde.

In diesem Sinne wurde an Napoleon telegraphiert, für seine Vermittelung gedankt und erklärt, dafs der König gern bereit sei, sich mit ihm über die Mittel zur Herbeiführung des Friedens zu verständigen. Gleichzeitig wurde der König von Italien über die Lage orientiert. Auch wurde der preufsische Botschafter in Paris beauftragt, dem Kaiser Napoleon das Verhältnis zu Italien und die Erfordernisse der militärischen Situation klarzulegen.

Da der frühere Botschafter, Heinrich VII. Prinz Reufs, am französischen Hofe eine sehr gern gesehene Persönlichkeit war, wurde derselbe mit einem eigenhändigen Briefe des Königs an den Kaiser Napoleon aus dem Hauptquartier entsandt.

Nach langen und schwierigen Erörterungen wurden die von Napoleon gemachten Vorschläge als Basis zu Friedensverhandlungen von beiden Kriegführenden angenommen. Es hatte sich bald ergeben, dafs der französische Kaiser vor allem die Erhaltung der Integrität Österreichs und Sachsens erstrebe, und dafs Preufsen, wenn es diese zugestehe, freie Hand in Deutschland haben werde. Der König hielt daran fest, dafs die Regelung der deutschen Frage eine interne, aufserdem eine territoriale Vergröfserung Preufsens nach den grofsen Erfolgen und den gebrachten Opfern selbstverständlich sei. Unter allen Umständen müsse das bis dahin in zwei Hälften geteilte Preufsen durch Annektierung der trennenden Länder ein zusammenhängender Staat werden. Auch müsse Österreich alle Ansprüche an Schleswig-Holstein Preufsen zedieren. So gelangte man nach Überwindung vieler Schwierigkeiten zum Abschlufs des Nikolsburger Friedens mit Österreich, dessen Inhalt ich als bekannt voraussetze. Mit den Staaten Süddeutschlands wurden gesonderte Friedensschlüsse vereinbart. Es war noch nicht möglich gewesen, ganz Deutschland zu einem Bunde zu vereinigen, der Main sollte vorläufig den Norddeutschen Bund von den südlich desselben gelegenen Ländern trennen. Der König und Bismarck hatten wohl das Gefühl, dafs es mit Frankreich über lang oder kurz zum Bruch kommen werde. In dieser Voraussicht kam man nicht nur den Süddeutschen entgegen, sondern schlofs mit denselben bereits geheime Verträge für den Kriegsfall, welche bereits den Main überbrückten.

Als nun Kaiser Napoleon sah, dafs seine Berechnung falsch gewesen war, für ihn nichts abfallen sollte, beauftragte er seinen Botschafter, Kompensationen für Frankreich anzuregen, die Preufsen dafür geben sollte, dafs es sich territorial bedeutend vergröfsere und über die Streitkräfte des Norddeutschen Bundes verfüge. Benedetti deutete an, dafs man die Abtretung des linken Rheinufers mit Mainz erwarte. Die Rücksichten, welche der König bis jetzt auf Napoleon genommen, mufsten fallen, da Majestät erklärte, niemals in die Abtretung deutschen Gebietes zu willigen. Die Unterhandlungen spitzten sich zu und hörten erst auf, als Bismarck unverblümt dem französischen Botschafter den Stärkerapport der preufsischen Heere mit dem Bemerken vorlegte, Moltke habe bereits das Eisenbahnfahrtableau für den Transport der Heere nach Westen ausarbeiten lassen. Um Napoleons Forderungen zu verstehen, ist es nötig, dessen Lage genauer anzusehen.

Sein Prestige hatte durch den unglückseligen Krieg in Mexiko sehr gelitten, die Zahl seiner Gegner nahm zu, die Regierung wurde immer schwieriger. Da kam die Verwickelung von 1866. Auf der einen Seite mahnten die Drohungen der Carbonari, seiner einstigen italienischen Mitverschworenen. Sie trieben, das Bündnis Italiens mit Preufsen zu fördern, um Österreich Venetien zu entreifsen. Auf der anderen Seite rechnete Napoleon darauf, dafs der Kampf der deutschen Grofsmächte beide so schwächen würde, dafs ihm die Rolle des Schiedsrichters zufallen müsse. In diesem Fall glaubte er, das Schwert Frankreichs in die Wage werfend, einer Gebietserwerbung sicher zu sein. Er wollte den Rhein für Frankreich und dafür Preufsen durch kleine deutsche Staaten entschädigen.

Nun hatten aber die schnellen und grofsen Erfolge zwar Österreichs Kraft gebrochen, Preufsen stand aber mächtiger da als je. Die Rolle eines Schiedsrichters war nicht möglich. Überdies wufste der Kaiser sehr wohl, dafs seine Armee gar nicht in der Lage war, einen grofsen Krieg zu führen; die Arsenale hatte Mexiko erschöpft, die Verluste waren nicht ersetzt, der Effektivstand der Armee immer mehr verringert worden, um die Kosten des mexikanischen Abenteuers zu decken. Dies alles wufste die preufsische Oberleitung aber noch besser als der Kaiser Napoleon und konnte deshalb den letzten Trumpf ausspielen, den sie aus Rücksicht auf die mifsliche Lage des Kaisers möglichst lange unbenutzt in der Hand behalten hatte. Dafs die Politik desselben in Frankreich verurteilt wurde, konnte man schon im Anfang des Krieges in vielen französischen Zeitungen lesen. Dort wurde mit klaren Worten gesagt, dafs es ein Fehler sei, das Nationalitätenprinzip für Italien und Deutschland geltend zu machen, Frankreichs Interesse erheische, die Bildung grofser Staaten an seinen Grenzen zu verhindern. Da die Leute französische Politik trieben, hatten sie von ihrem Standpunkt aus recht, und in der Politik ist Philantropie lächerlich. Jeder

ist sich selbst der Nächste. Dafs nun Napoleon anders gehandelt und dabei nichts für Frankreich gewonnen hatte, erregte die öffentliche Meinung gegen ihn und vermehrte die Reihen der Opposition. War schon Mexiko ein grofser Mifserfolg, so wurde der deutsch-österreichische Krieg für Napoleon der Anfang zum Ende. Die Franzosen fühlten sich in ihrem Dünkel als Vormacht verletzt, sie erfanden das Wort: „Revanche pour Sadowa!"

Die Zeit, welche man mit Österreich vereinbart hatte, war gekommen; es wurde die Räumung des feindlichen Gebietes, nachdem man gleich nach Beginn des Waffenstillstandes weitere Kantonnements bezogen, von der preufsischen Oberleitung in die Wege geleitet.

Das Oberkommando der Zweiten Armee kam zunächst nach Brünn, einer der schönsten Städte Mährens. Es lebte sich dort sehr gut. Wie in dem ganzen Kriege, war auch in dieser Stadt die Bevölkerung, wie auf dem Lande, durchaus nicht feindlich. Oft wurden wir in dem späteren Kriege mit Frankreich durch die Grausamkeit der Franzosen an die Harmlosigkeit der Österreicher erinnert. Aber leider hatte sich der böseste Feind in Österreich eingestellt, den man haben kann, die Cholera. Diese schlimme Seuche raffte mehr preufsische Soldaten hin, als in allen Gefechten zusammen gefallen waren. In Brünn allein sollen 2000 Preufsen begraben sein, die an der Cholera gestorben sind. Die Krankheit dürfte im ganzen kaum weniger als 6000 Opfer dahingerafft haben, und ist dieser Umstand auf die Friedensverhandlungen nicht ohne Einflufs geblieben. Alle Lazarette und Hospitäler waren mit Cholerakranken gefüllt, die Posten und Krankenwärter rauchten, weil man glaubte, dadurch gegen Ansteckung gesichert zu sein. Eine Hauptursache dieser Krankheit ist unbedingt der Genufs schlechten Wassers. Die an der Thaya in der Niederung liegenden Truppen litten am meisten. Wie schnell dieses giftige Wasser wirkte, erlebte ich in nächster Nähe. Wir bewohnten ein prachtvolles Palais, das, wenn ich mich recht erinnere, einem Erzherzog gehörte. Die Stallungen waren im Souterrain. Eines Morgens kam ich nach einstündigem Ritt zurück. Als ich abstieg, bemerkte ich, dafs ein anderer Trainsoldat mein Pferd abnahm, als der, welcher dasselbe sonst besorgte. Auf meine Frage, wo der Mann sei, erhielt ich zur Antwort, er sei tot; er habe aus dem Brunnen auf dem Hofe getrunken und sei dann gleich gestorben.

Kurz vorher hatte der König beim Kronprinzen gegessen und war dann in die Heimat zurückgekehrt. Der Vorfall mit meinem Trainsoldaten gab zu denken, da die Cholera dadurch in dem auch vom Kronprinzen bewohnten Palais konstatiert war. Der Chef des Generalstabs stellte daher dem hohen Herrn vor, dafs seine Anwesenheit in Brünn um so weniger nötig sei, als der Rückmarsch der Truppen beginne. Infolgedessen kehrte der Kronprinz nach Preufsen zurück. Am 16. August ging das Hauptquartier der Zweiten Armee nach Prag, wo die Cholera nicht

minder wütete. Das Garde-, V. und VI. Korps kehrten per Fufsmarsch in die Heimat zurück, das I. Korps per Bahn. Bis zum 20. September war das ganze österreichische Gebiet von allen preufsischen Armeen geräumt. Die heimkehrenden Truppen wurden überall an der preufsischen Grenze mit Jubel empfangen, ihr Marsch in die Garnisonen glich einem beständigen Triumphzuge. Die nicht transportablen Verwundeten blieben vorläufig in den Hospitälern Österreichs. Dort wie in Preufsen wurden Freund und Feind mit gleicher Liebe gepflegt. Evangelische wie katholische Schwestern wetteiferten in der Erfüllung ihres freiwillig gewählten Berufes. Die Königin Augusta hatte in Preufsen die freiwillige Krankenpflege organisiert, Johanniter- und Malteser-Ordensbrüder waren wie im Kriege noch nach demselben tätig, um Wunden zu heilen und Elend zu lindern.

In Berlin fand ein feierlicher Einzug statt; der König und sein treuer Kanzler wurden besonders geehrt. Der Enthusiasmus kannte keine Grenzen, und die heftigen Gegner der Regierung, welche jahrelang die schärfste Opposition gemacht, selbst die Mittel zum Kriege verweigert hatten, waren nun bekehrt und der Konflikt aus der Welt geschafft.

Die Verbände der Armeen wurden aufgelöst; der Kronprinz übernahm wieder das II. Korps, und ich trat zum Generalstab desselben zurück.

Sechs Monate waren verflossen, seitdem ich aus der Oper in Berlin nach Florenz geschickt worden war; jetzt befand ich mich wieder in Berlin. Alles wie ein Traum; doch erinnerte mich der Orden pour le mérite, dem auch der entsprechende italienische Orden gefolgt war, in angenehmer Weise an die Wirklichkeit.

XIV.

Die Offiziere und Beamten des Oberkommandos vereinigten sich, bevor sie ihrer neuen Bestimmung entgegengingen, zu einem Abschiedsessen. Erinnerungen an die ereignisreichen Zeiten des Krieges hoben die Stimmung. Nur einer fehlte, ein Adjutant des Oberkommandos, welcher an der Cholera in Böhmen gestorben war. Der englische Militärbevollmächtigte, Oberst Walker, hatte den Feldzug bei der Zweiten Armee mitgemacht und sich die Zuneigung aller Kameraden erworben. Stets heiter und unbefangen, war er ein angenehmer Gesellschafter. Die Fürsten von Wied und von Plefs waren ebenfalls sehr gern gesehene Mitglieder des Oberkommandos. Prinz Adalbert von Preufsen war zeitweise auch im Stabe, begab sich aber bald zum Generalkommando des V. Armeekorps, bei dem er die Gefechte des Feldzuges mitmachte und seinen Adjutanten durch eine feindliche Kugel verlor. Der Herzog von Coburg-Gotha, Onkel der Frau Kronprinzefs, interessierte sich bei den Friedensverhandlungen besonders für den Wald von Schmalkalden und erklärte uns, dafs der-

selbe sein Gebiet schön arrondieren würde. Wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit des Kronprinzen auf diese Frage zu lenken, fragte mich der Herzog bei Tisch, ob ich nicht auch seiner Ansicht sei, und war entsetzt, als ich erwiderte, ich wüfste nicht, warum der Wald von Schmalkalden einen Umweg machen solle, um zu Preufsen zu kommen. Von da an war ich für den Herzog ein toter Mann, befand mich aber sehr wohl dabei. Es waren viele Fürsten und hohe Persönlichkeiten im Hauptquartier gewesen. Einzeln waren die Herren sehr angenehm, sie ahnten aber nicht, dafs im Hauptquartier die Anwesenheit vieler grofse Unbequemlichkeiten verursacht. Der Train wächst, das Quartiermachen und die Verpflegung werden wie das Arbeiten erschwert, und das Geheimhalten der Operationen wird fast unmöglich. Es ist ja natürlich, dafs zunächst die Fürstlichkeiten untergebracht wurden. Als dies aber dahin führte, dafs Generalstabsoffiziere und Adjutanten im engen Kämmerlein arbeiten mufsten, schritt der Ober-Quartiermeister ein und gab dem Quartiermacher sehr deutliche Befehle.

Bald safs ich wieder in der Niederlagstrafse, im Bureau des II. Armeekorps, an meinem alten Tisch. Neben der Sektion I a hatte ich die Geschäfte des Oberkommandos der Zweiten Armee abzuwickeln. Zahlreiche Requisitionsscheine liefen aus Österreich mit der Bitte ein, dieselben zu legalisieren. Das war eine Folge der Mafsregel, welche alle Beamten zwang, ihre Distrikte zu verlassen. Wie sollte jetzt festgestellt werden, ob die Requisition wirklich erfolgt sei. Hunderte, ja vielleicht tausende solcher Scheine gingen ein. Da man den armen Leuten die Erstattung durch ihre Regierung gönnen konnte, bescheinigte ich flott weg im Namen des Oberkommandos. Auch hier fehlte die Komik nicht, wenn Zettel einkamen, auf denen z. B. mit Blei geschrieben stand: „Eine Kuh requiriert zu haben, bescheinigt Schulze von die Garde.“

Nach und nach trat Ebbe in dem Ansturm ein, so dafs ich mit diesen Sachen nicht mehr zu tun hatte und mich den Mobilmachungsarbeiten widmen konnte.

Unser Leben und die Erledigung des Dienstes nahmen den früher geschilderten Gang. Friede herrschte nicht nur nach aufsen, sondern auch im Innern. Die grofsen Erfolge schlossen den Mund der Opposition, und um auch den letzten Grund der Erbitterung den Prinzipienreitern zu nehmen, suchte die Regierung grofsmütig die Indemnität für die budgetlose Zeit nach. So konnten die Doktrinärs, was sie schwarz auf weifs besafsen, getrost nach Hause tragen. Bismarck wird es wohl keine Schmerzen verursacht haben.

Der Kaiser Napoleon hatte einen seiner Ordonnanzoffiziere der Botschaft in Berlin als Militärattaché überwiesen, den Oberst Baron Stoffel. Der Name ist nicht schön, der Träger desselben war aber ein ebenso kluger wie unterrichteter Mann. Zunächst bereiste er die Schlacht-

felder in Böhmen und kam voller Begeisterung für die Taten des Gardekorps bei Chlum und Rosberitz zurück. Im Fach der Kriegsgeschichte war Stoffel Meister. Mitarbeiter des Kaisers bei Verfassung des Buches über Julius Caesar, hatte derselbe alle Schlachtfelder des römischen Feldherrn bereist, der, um seinen Gläubigern zu entgehen, sich an die Spitze des Heeres gestellt und den Rubicon überschritten hatte. Erst nach Jahren wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf Stoffel gelenkt, als dessen Berichte an den Kaiser veröffentlicht wurden. Darüber später. Der Oberst, welcher meine Vergangenheit kannte, suchte mich bald auf und bat mich oft um Erklärung einzelner Einrichtungen, die er aus den Büchern nicht verstand. Ich war ihm gern behilflich und teilte mit, was die ganze Welt wufste. Auf diese Weise bildete sich ein kameradschaftlicher Verkehr, der auch für mich anregend war. Vielleicht war der Baron mit dem deutschen Namen Stoffel kein Vollblutfranzose, da er imstande war, objektiv zu denken. Dies findet man bei Franzosen fast nie. Alle hängen fest an Vorurteilen und sehen die Welt nur durch die französische Brille. Im übrigen kümmerte sie die Welt bis 1866 sehr wenig, da sie überzeugt waren, dafs die Franzosen die klügsten Leute, die übrigen Völker mehr oder minder Barbaren seien.

Prinz Friedrich Karl hatte wieder die gemütlichen Abende organisiert. Im Kreise interessanter Männer besprach er die Begebenheiten des Krieges, und entspannen sich lehrreiche Unterhaltungen. Unbefangen wurden alle Ansichten ausgesprochen und angehört, Rückblicke auf die Kämpfe von 1864 und 1866 gemacht. Aber das Hauptinteresse richtete sich auf Frankreich, da darüber kein Zweifel bestand, dafs die Auseinandersetzung mit diesem Lande nur eine Frage der Zeit sei. Wie früher besuchte ich fleifsig Oper und Schauspiel, angenehmer konnte ich die Abende nicht verleben; so verging denn der Winter. Man ruhte nicht auf seinen Lorbeeren. Überall herrschte rege Tätigkeit, um das Armeematerial zu verbessern und zu ergänzen, die neu erworbenen Provinzen zu assimilieren und die preufsische Armeeorganisation zur schnellen Wirkung zu bringen. Dafs es dabei nicht ohne Schwierigkeiten abging, ist begreiflich. Schonend ging die Regierung vor, da aber doch mancher Schlendrian beseitigt werden mufste, stiefs man auch wohl auf Widerstand. Im allgemeinen schlossen sich die neuen Landesteile bald an, nur in Hannover machte die Adelspartei heftige Opposition. So achtungswert die Anhänglichkeit an die alte Welfendynastie war, so mufste Preufsen doch derselben mit Entschiedenheit entgegentreten, da die Welfenpartei sich nicht auf passiven Widerstand beschränkte, sondern eine Legion im Auslande formierte, welche im nächsten Kriege aktiv werden sollte. Aber auch die Fürsten des Norddeutschen Bundes mufsten sich erst an das neue Verhältnis gewöhnen. Denen, die mit Preufsen verbündet waren, wurde dies nicht schwer. Unter den Gegnern des neuen Bundes war der Fürst von

Reufs, ältere Linie, der rabiateste. Sein Land war unter der Regierung seiner Mutter Karoline, welche dem „Kladderadatsch" so reichen Stoff geliefert hatte, durch ein Landwehr-Bataillon erobert worden. Die Fürstin hatte zwar feierlich protestiert, schickte sich aber in die Lage und fand in dem behäbigen preufsischen Landwehrmajor einen angenehmen Gesellschafter. Aber der nunmehrige Fürst erkannte den Nikolsburger Frieden nicht an, schlofs auch keinen Separatfrieden mit Preufsen und blieb mit demselben auf Kriegsfufs. Obgleich das Ländchen kaum sechs Quadratmeilen mifst und zu denen gehört, von welchen Demokrit sagt, „dafs ein flotter Sechzehnender quer über dreier Herren Länder in sechs Minuten setzt", war sein Fürst doch von seiner Herrlichkeit überzeugt und wachte ängstlich über seine Souveränitätsrechte, während seine Untertanen sich bitter darüber beklagten und unglücklich waren, nur dem berechtigten Spott des „Kladderadatsch" zu dienen.

Der Partikularismus, der Kantönligeist, war Jahrhunderte hindurch den Deutschen so eingeprägt worden, dafs er in Fleisch und Blut übergegangen war. Das Streben, die Einigung Deutschlands herbeizuführen, war von jeher als revolutionär in den Bann getan. Kein Wunder, dafs das Gefühl für ein gemeinsames, grofses, deutsches Vaterland nur bei wenigen vorhanden und bei den meisten schwer zu erwecken war.

Jeder war stolz auf sein engeres Vaterland, wenn es auch eine Miniaturausgabe für die Westentasche war, und kein Reufse älterer Linie würde sich im Auslande als Deutscher bekannt haben.

Dafs dieser Partikularismus die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls ungemein hemmt, ist noch heute evident, und noch viele Jahre werden vergehen, bevor es besser wird. So schön es ist, die Souveränitätsrechte der Fürsten zu achten, so unbestreitbar ist das Recht des deutschen Volkes, eine Nation, einen Staat zu bilden. Glücklich sind die Länder, welche, wie Frankreich, frühzeitig die Sonderstaaten beseitigten, und dankbar müssen sie dem sein, der ihnen so den Vaterlandsbegriff gab. La France ist jedem Franzosen geläufig!

Der Winter zu 1867 war noch nicht vorüber, als ich wiederum eine andere Bestimmung erhielt. Seine Majestät der König befahl, unter dem 5. März, dafs ich als Militärattaché der Norddeutschen Botschaft nach Paris gehen solle.

XV.

In wenigen Tagen löste ich wieder meinen Stall auf und dampfte nach Paris ab. Ungern schied ich aus meiner dienstlichen Stellung in Berlin; aber ich leugne nicht, dafs die Veränderung nach fünfmonatiger Ruhe mir willkommen war. Botschafter in Frankreich war noch Graf Goltz; bei der Botschaft befanden sich Graf Solms, Fürst Lynar, v. Radowitz und Graf Radolinski. Mit letzterem war ich schon in

Florenz zusammen gewesen. Später kam noch Graf Arnim. Zwei preufsische Offiziere, Graf Seckendorf und Stumm, waren ebenfalls in Paris und bereiteten sich auf die diplomatische Karriere vor. Das Kommando zur Erlernung der französischen Sprache bestand auch noch, aber es wurden nur Generalstabsoffiziere nach Frankreich geschickt; die drei Herren, welche ständig dort waren, alle zwei Jahre wechselten, halfen mir redlich. Zu jener Zeit waren die Beziehungen zwischen Rufsland und Preufsen die denkbar besten. Infolgedessen stand ich mit dem russischen Militärbevollmächtigten, dem Prinzen Wittgenstein, in regem geschäftlichen Verkehr. Aber auch der österreichische Militärattaché, der Graf Welsersheimb, ein sehr intelligenter Offizier, hatte keinen Hafs auf Preufsen, und verkehrte ich auch gesellig viel mit demselben. Überdies hatte der Graf in Italien gefochten, nicht der Nord-Armee angehört. Wir waren alle überzeugt, dafs Frankreich zurzeit nicht imstande sei, mehr als 250 000 Mann ins Feld zu stellen. Das Bewufstsein der militärischen Unzulänglichkeit war aber auch den Franzosen seit 1866 gekommen und ein Projekt zur Reorganisation der Armee in der Bearbeitung.

Die preufsischen Siege liefsen die Franzosen nicht zur Ruhe kommen; die Opposition, besonders Thiers, benutzte jede Gelegenheit, um darzutun, dafs Frankreich im politischen Niedergang begriffen sei. Alle Bemühungen Napoleons und seiner Regierung, die Lage in günstigerem Lichte erscheinen zu lassen, waren erfolglos. Der Kaiser sann darauf, etwas zu tun, um die öffentliche Meinung umzustimmen, womöglich einen politischen Erfolg zu erringen. Nun war durch die Auflösung des Deutschen Bundes das Grofsherzogtum Luxemburg unabhängig geworden und hing nur mit Holland durch Personalunion zusammen.

Der König von Holland, ein reicher Wüstling, dessen Maitresse in Paris mit vieren lang, à la Daumont, fuhr, war ein Freund des Kaisers. Seine Söhne, würdige Sprossen des Vaters, gingen im wahren Sinne des Wortes in der Pariser Gosse unter. Die Königin von Holland war eine entschiedene Feindin Preufsens. Das edle Paar bot gern die Hand zu einer Intrigue, welche einen grofsen Krieg entflammen konnte. Napoleon beschlofs, Luxemburg für Frankreich zu erwerben, und begann dieserhalb mit Preufsen, welches eine Besatzung in der Festung hatte, Unterhandlungen. Luxemburg gehörte aber zum Zollverein, und die Festung in Händen Frankreichs konnte eine Bedrohung Deutschlands werden. Im Norddeutschen Reichstag wurden bald Stimmen laut, welche einen energischen Widerstand von der Regierung verlangten. Napoleon hatte wohl darauf gerechnet, dafs die süddeutschen Staaten noch voller Hafs gegen den Sieger seien, denn es waren kaum sechs Monate seit der Einstellung der Feindseligkeiten verflossen. Der gröfste Staat südlich des Mains erklärte aber sofort, zum Norddeutschen Bunde zu stehen, und lüftete am

18. März das Geheimnis des im August abgeschlossenen Bündnisses. Österreich war noch nicht in der Lage, wieder einen Krieg zu führen.

Frankreich zog Reserven ein, die Anzeichen von Rüstungen traten hervor, und konnte ich dieselben bestimmt nach Berlin berichten. Meine drei Generalstabsoffiziere bereisten die Militärzentren. Die Armee war nicht kriegslustig. Einer meiner Gehilfen hörte in Lyon an der Table d'hôte die Äufserung: „Ich gehe nach Paris, um den Einzug der Preufsen zu sehen."

Bayerische und württembergische Generalstabsoffiziere trafen in Paris ein, um sich zu überzeugen, ob Frankreich wirklich rüste. Die Herren kamen gleich zu mir auf die Botschaft, wo ich ihnen alle eingegangenen Nachrichten mitteilte. Diese Offiziere hatten sich auch anderweitig orientiert, teilten meine Ansicht und hofften, dafs wir bald gemeinschaftlich losschlagen würden.

Vom militärischen Standpunkt aus war der Moment des Krieges für Deutschland überaus günstig. Frankreich hatte noch keine Geschütze und Gewehre, welche von hinten geladen werden, seine Bewaffnung war also entschieden minderwertig. Dafs es für die Operationen höchstens 250 000 Mann aufstellen konnte, ist schon früher gesagt. Alle meine Berichte betonten dies. In der belgischen Presse erschien ein Artikel, welcher mitteilte, dafs der norddeutsche Botschafter in Paris sehr friedliebend sei, dagegen der Militärbevollmächtigte mit aller Macht zum Kriege treibe. Graf Bismarck kannte die militärische Situation Frankreichs genau, und unser vortrefflicher Moltke war ganz meiner Ansicht. Wenn trotzdem der Kanzler des Norddeutschen Bundes die günstige Gelegenheit nicht benutzte, so geschah dies aus politischen Gründen. Er wollte nicht das eben Errungene wegen Luxemburgs aufs Spiel setzen und nahm deshalb den österreichischen Vermittelungsvorschlag an, nach welchem Frankreich von dem Ankauf Luxemburgs abstehen und Preufsen das Besatzungsrecht aufgeben sollte. Die Festungswerke sollten geschleift werden.

Napoleon, für seine Person sicher froh, dafs so der Krieg vermieden wurde, stimmte auch zu und bemühte sich, den Ausgang der Krise als einen grofsen politischen Erfolg auszubeuten, den Franzosen klar zu machen, dafs trotz 1866 ihr Prestige noch immer dasselbe sei.

In Deutschland wurde diese Beilegung der Frage sehr verschieden beurteilt und von vielen als das erste Zurückweichen bezeichnet.

Da die Politik nicht zu meinem Ressort gehörte, mufste ich mich bescheiden; aber 1870 verloren wir in einer Schlacht mehr, als vielleicht der ganze Feldzug 1867 an Verlusten gebracht haben würde.

Natürlich gab es auch in der französischen Armee Offiziere, welche in ihrer Verblendung losschlagen wollten. Eines Abends hörte ich hinter mir im Konzert des Champs élysées einen Herrn laut und heftig für den Krieg sich ereifern. Die Stimme kam mir bekannt vor, ich drehte mich

um und stand meinem Kriegskameraden aus Mexiko, dem Marquis de Gallifet, gegenüber. Wir begrüfsten uns freundlich; Gallifet reichte mir mit den Worten die Hand: „Nicht wahr, man kann sehr gut Freund sein und sich trotzdem gegenseitig den Hals abschneiden?“ Ich erwiderte: „Sie haben vollständig recht!“, schüttelte ihm die Hand und ging weiter. Da die grofse Ausstellung bald eröffnet werden sollte, war alle Welt froh, dafs es nicht zum Kriege kam, und konnte Frankreich Triumphe seiner Industrie feiern. Ganz Europa eilte nach Paris; die einen, um die Ausstellung zu sehen, die anderen, um inkognito die Geheimnisse dieser Vergnügungsstadt zu ergründen.

Kaum war die Kriegseventualität geschwunden, als hohe Gäste ihren Besuch der Ausstellung ansagten. Unter diesen befand sich auch unser Königspaar. Der Kaiser Napoleon machte in der liebenswürdigsten Weise den Wirt, die Kaiserin glänzte in Schönheit und Anmut. Eine grofse Revue leitete die Feste ein. Unser König hatte Gelegenheit, die Truppen näher zu sehen, die er später besiegen sollte. Ein offener Wagen führte die beiden Souveräne nach Longchamp. Die Garde-Regimenter, besonders die Artillerie, machten einen guten Eindruck, die Kavallerie war etwas locker, führte aber zum Schlufs eine Attacke gegen die Tribüne aus, die imponierend aussah. Das Publikum rief zwar beim Passieren des Bois de Boulogne „Vive l'Empereur!“, aber die Hauptneugier desselben richtete sich auf Bismarck, den jeder sehen wollte. Die Militärs staunten Moltke an. Ein grofser Ball in den Tuilerien versammelte die Elite der Gesellschaft. Bei dieser Gelegenheit wurden Marschall Bazaine und die junge Marschallin, eine Mexikanerin, dem König vorgestellt. In den Sälen war es heifs; man erging sich deshalb mit Vorliebe in dem reservierten Teil des Tuileriengartens. Als Erwiderung gab der Botschafter ein Fest in seinem Hotel, Rue de Lille. Da Graf Goltz unverheiratet war, hatte der König die Prinzefs Radziwill, geborene Castellane, gebeten, die Honneurs der Botschaft zu machen. Diese ebenso geistreiche wie liebenswürdige Frau, Freundin der Königin, machte die Wirtin in der Vollendung. Da dieselbe, Französin von Geburt, der hohen Aristokratie entstammt, war sie der Pariser Gesellschaft bekannt.

Graf Bismarck hatte gebeten, ihm ein lauschiges Plätzchen im Garten zu reservieren, wo er bei einem Glase Bier bald von hochgestellten Franzosen umringt war. Die Unterhaltung war unbefangen und heiter. Der Kreis um Bismarck wurde immer gröfser. Er fesselte durch Geist und Witz seine Zuhörer. Alles war entzückt von ihm, die Offiziere begeistert. Ein mir bekannter höherer Offizier rief mir ganz laut zu: „Das ist ein Mann nach unserem Geschmack; wäre Bismarck Franzose, wir machten ihn zum Kaiser.“

Napoleon war sehr zuvorkommend gegen den Chef des Generalstabes unserer Armee. Als man später für den Oberstallmeister Grafen

Pückler die höchste Klasse der Ehrenlegion verlangte, bemerkte der Kaiser, es müsse wohl ein Irrtum vorliegen, denn unmöglich könne Graf Pückler denselben Orden wie Moltke erhalten.

Doch geschah dies. Es ist ja auffallend, dafs in Preufsen, das durch seine Armee grofs geworden ist, die höchste Hofcharge vor dem Feldmarschall rangiert. Friedrich der Grofse beschied einen Kammerherrn, der sich über einen Fähnrich beklagte, dahin: „Lafs Er nur gut sein, ein Fähnrich ist im Kriege wichtiger als ein Kammerherr!" Ob die jetzige Hofrangordnung schon damals bestand, ist mir nicht bekannt.

Die Kaiserin überbot sich in Liebenswürdigkeiten, obgleich ihr die protestantischen Gäste kaum gefallen mochten. Empfänglich für jede Galanterie, nahm sie die Huldigungen von hoch und weniger hoch befriedigt entgegen. Mit der Königin fuhr sie spazieren und zeigte derselben Paris und die Umgegend.

Bei der Besichtigung der Ausstellung begleitete ich in der Regel die Majestäten. Da die Militärattachés dem Komitee wegen der militärischen Abteilung angehörten, wufste ich in der Ausstellung gut Bescheid. Die Königin Augusta widmete dem Teil besondere Aufmerksamkeit, welcher die Krankenpflege im Kriege betraf. Den König mögen eigene Gefühle erfüllt haben, als er sich in der Stadt befand, die er in den Befreiungskriegen fast noch als Knabe zum erstenmal betreten hatte.

Nachdem die Rückreise beschlossen war, geleitete der französische Ehrendienst, zu dem auch Oberst Stoffel gehörte, das hohe Paar bis zur Grenze, wie derselbe auch bis dorthin bei der Ankunft entgegengefahren war.

Der König hatte auch mich an die Grenze beordert und unterhielt sich auf das leutseligste mit mir. Mein spezieller Chef Moltke besprach mit mir meine Berichte, und Graf Bismarck nahm mich beiseite, um die letzte Verwickelung zu besprechen.

Auf meine Bemerkung, dafs ich die Situation wohl falsch beurteilt, Graf Goltz recht gehabt habe, erwiderte Graf Bismarck, das sei durchaus nicht der Fall; es sprächen aber viele Gründe für die vorläufige Vermeidung des Krieges. Es sei auch gut, wenn sich Deutschland erst etwas konsolidiere, die militärische Reorganisation der Süddeutschen fortschreite und einige Jahrgänge in die Armee träten, welche dieselbe numerisch bedeutend verstärken würden. Dem konnte ich ja nur beistimmen, aber der Beginn der Reorganisation der französischen Armee und die Einführung des Chassepotgewehrs standen bevor.

Nach dem Königspaar erschienen die Prinzlichen Herrschaften in Paris. Eine besondere Freude war es für mich, den Kronprinzen und seine Gemahlin begrüfsen und herumführen zu dürfen. Dann kam das Prinz Karlsche Paar. Meine hohe Gönnerin interessierte sich für alles, war entzückt von der Anmut der Kaiserin. Diese erklärte später,

die Prinzefs Karl habe ihr am besten gefallen, weil diese auf den Spazierfahrten niemals über Politik gesprochen habe. Die Prinzefs fragte mich, ob sie wohl zu Fufs auf den Boulevards promenieren könne? Es würde ihr Freude machen, die schönen Läden beleuchtet zu sehen. Ich erwiderte, dafs dies unbedenklich ausführbar sei, sie ein Erkennen nicht zu befürchten habe. Infolgedessen wurde ich gebeten, am Abend wiederzukommen und die Expedition zu leiten. Die Prinzefs ging an meinem Arm, die Hofdame an dem des Kammerherrn. Wir flanierten harmlos wie jeder andere Erdenmensch und wurden vollständig ignoriert. Als die Prinzefs dies bemerkte, sprach sie den Wunsch aus, Eis zu essen. Bald safsen wir vor der Tür des Napolitains, genossen das vortreffliche Eis und liefsen die Flaneurs vorüberpassieren. Die Prinzefs kam, entzückt über ihre Eskapade, nach dem Hotel zurück und entliefs mich gnädigst. Während die hohe Frau zur Ruhe ging, setzten wir den Ausflug fort, um zu sehen, wie man sich in den Elyseeischen Feldern belustigte. Nach Prinz Karl erschien Prinz Albrecht, nach diesem Prinz Friedrich Karl. Da ich immer den Führer machen mufste, der Geschmack verschieden ist, kam ich zuweilen in Gegenden, die mir bis dahin unbekannt gewesen waren.

Der Besuch der Ausstellung mit dem Prinzen Friedrich Karl und seinen Freunden war insofern interessant, als der Prinz inkognito blieb und wie jeder andere Offizier verkehrte. Wir frühstückten meist in der Ausstellung und wanderten nachher durch die verschiedenen Abteilungen. — Der Prinz wollte die Schlösser an der Loire sehen. Er machte mit seinen Herren einen Ausflug dorthin. Ob es die Schlösser waren oder die schöne Gegend, welche ihn anzogen, weifs ich nicht. Bei seinem Feldzug an der Loire sah er wenige Jahre später die Gegend wieder. Wenn auch die Kunst das Interesse des Prinzen fesselte, so war ihm das Militärische doch die Hauptsache. Deshalb wollte er gern französische Truppen sehen und fragte mich, ob er wohl unerkannt das Lager von Chalons besuchen könne. Ich schlug vor, dies auf der Rückreise zu tun, die Sache so einzurichten, dafs man von Chalons sich in die Nähe des Lagers begebe, die Übungen aus einiger Ferne ansehe und dann gleich nach Deutschland zurückkehre. Der Prinz führte mit wenigen Herren seiner Begleitung diesen Plan aus und hatte ohne Schwierigkeiten die Manöver und die Truppen gesehen, wie er glaubte, unerkannt. Tatsächlich war er aber erkannt worden, als er bereits das Lager verlassen hatte, wie mir Bekannte sagten, als ich dasselbe besuchte. Ich hatte alte Kriegskameraden dort und war einer Einladung nach Murmelon gefolgt. Bei den Übungen traf ich den Obersten Léval, auch Mexikaner. Dieser sagte: „Sie wissen doch, für wen wir all die schönen Dinge üben?“ Ich erwiderte: „Fahren Sie nur so fort, es ist ja sehr nett.“ Der Krieg lag trotz der beendigten Luxemburgkrise in der Luft.

Ich erwähnte, dafs die Leutnants Stumm und Graf Secken-

dorf sich in Paris aufhielten, wohin sie auf ein Jahr beurlaubt waren. Ersterer sagte mir eines Tages, dafs er eine Expedition nach Afrika ausrüsten wolle, um den Tschadsee zu erreichen. Dieser Versuch war schon von mehreren Forschern gemacht worden, die aber fast sämtlich in Afrika blieben, das heifst: dort begraben wurden. Eine Karte lag vor mir, auf welcher Kreuze bezeichneten, wo jeder geblieben war. Stumm war sich der Gefahr seines Unternehmens wohl bewufst, meinte aber, er könne nicht davon abstehen, weil er schon mit anderen Herren unterhandele und diese glauben könnten, ihm sei der Mut gesunken. Ich erwiderte ihm, dafs er dann eine andere Gelegenheit benutzen solle, um Proben seines Mutes abzulegen, und fügte hinzu: „Gehen Sie doch mit den Engländern nach Abessinien; der Krieg wird gewifs interessant werden.“ Stumm fing das gleich auf. Er erklärte, dafs er gern nach Abessinien ginge, wenn er nur wüfste, wie er die Erlaubnis von England erlangen könne. Da konnte ich helfen. Ich sagte ihm, dafs der Kronprinz, wenn ich ihn darum bitten würde, sicher die nötigen Schritte bei seiner Schwiegermutter täte. Stumm entschlofs sich darauf sofort. Da ich aber fürchtete, es könne ihm leid werden, schob ich mein Schreiben an den Kronprinzen 24 Stunden auf. Am nächsten Tage sagte mir Stumm, dafs er fest entschlossen sei. Vermutlich hatte er mit Seckendorf gesprochen; denn dieser erschien auch bei mir und sagte, er wolle ebenfalls nach Abessinien gehen. Darauf schrieb ich an den Kronprinzen und teilte den Wunsch der beiden Herren mit. Es kam, wie ich vorhergesagt hatte: die Königin von England entsprach dem Wunsch ihres Schwiegersohnes, und Stumm wie Seckendorf machten den Feldzug der Engländer in Abessinien mit. Ersterer, stets bei der Avantgarde, fand mit den vordersten Reitern die Leiche des Königs Theodor, der im Kampfe gefallen war. Das elfenbeinerne Hifthorn desselben brachte Stumm als Trophäe mit und überreichte dieselbe Seiner Majestät dem Könige. Beide Offiziere blieben unverwundet. Stumm trat später zur Diplomatie über und war, ehe er den Dienst verliefs, Botschafter in Madrid. Seckendorf war Hofmarschall der Kaiserin Friedrich. Häufig kam mein französischer Kollege aus Berlin nach Paris, um an dem Werk des Kaisers, Caesar betitelt, zu arbeiten, oder aus anderen Gründen. Oberst Baron Stoffel suchte mich dann immer auf und betonte bei jeder Gelegenheit die Friedensliebe des Kaisers. Stoffel, der die preufsische Armee kannte und wufste, dafs die französische Armee derselben durchaus nicht gewachsen war, wirkte, wo er Gelegenheit dazu fand, für Erhaltung des Friedens und war entrüstet über das Treiben einer Koterie, welche den Kaiser nicht in Ruhe liefs. — Seitdem sich das Zündnadelgewehr so glänzend bewährt hatte, prüfte eine besondere Kommission alle möglichen Modelle von Hinterladern, gegen welche man bis dahin eine entschiedene Abneigung hatte. Man fürchtete, dafs der lebhafte Franzose sich schnell verschiefsen

würde, glaubte auch, dafs der Verschlufs der Hinterlader Gase entströmen lasse, welche den Schützen verletzen könnten. Schliefslich entschied man sich für das Chassepotmodell, an dessen Patrone man aber viel auszusetzen hatte. Beiläufig bemerke ich, dafs ich in Paris einige Zündnadelgewehre umändern liefs. In die Kammer wurde ein Cylinder gesetzt, welcher den unnützen leeren Raum im Schlofs ausfüllte, wodurch erreicht wurde, dafs weniger Gase in die Kammer drangen. Später hat man die Gewehre in diesem Sinne geändert. In Frankreich gibt es eine Menge Menschen, die sich mit Erfindungen beschäftigen, besonders Geistliche. Verschiedene Curés boten den Militärattachés alle möglichen Erfindungen an, die später zum Teil zur Einführung kamen, so die Torpedos, Gewehre, Pulver etc. Natürlich spielte der lenkbare Luftballon auch eine grofse Rolle.

Der Kaiser experimentierte selbst, verbesserte die Geschütze und erfand oder liefs die Mitrailleuse erfinden. In Meudon war das Etablissement, in dem diese Arbeiten sehr geheimnisvoll betrieben wurden. Gerade dies reizte die Neugier. Bald sprach ganz Frankreich von der überlegenen Wirkung dieses Geschützes und war davon überzeugt, dafs man mit dieser Waffe alle Preufsen vernichten würde. Das Geheimnis der Konstruktion wurde streng gewahrt. Dies hinderte nicht, dafs ich bald eine Zeichnung dieser sogenannten Kartätschkanone oder, wie unsere Leute später sagten, Kugelspritze erhielt. Es war klar, dafs die Mitrailleuse einen sicheren Kartätschschufs auf gröfseren Entfernungen lieferte, aber einen Kampf mit einem gezogenen preufsischen Geschütz konnte sie aus der Ferne nicht führen.

Der Kriegsminister, Marschall Niel, arbeitete fleifsig an dem Projekt, welches als Gesetz, behufs Reorganisation der Armee, dem Corps législatif vorgelegt werden sollte. Durch die Einführung der mobilen Nationalgarde sollte die Operationsarmee bedeutend verstärkt und eine Territorialarmee geschaffen werden, der die Besetzung der festen Plätze wie der Etappen zugedacht war. Die Einstellung einer gröfseren Anzahl Rekruten wurde beabsichtigt, um den Friedensstand zu erhöhen und die Zahl der im Reserveverhältnis befindlichen ausgebildeten Soldaten zu vergröfsern. Es hat keinen Wert, jetzt noch dieser Reorganisation des Marschalls Niel näherzutreten, da dieselbe durch spätere Mafsnahmen hinfällig geworden ist. Im Lande nahm man die Vorschläge nicht freudig auf, die Aussicht, gezwungen zu dienen, war den Franzosen nie verlockend; jeder kaufte sich los, der die dazu nötigen Gelder aufbringen konnte. Heftig entbrannte der Kampf im Corps législatif, die Opposition erhob mächtiger denn je ihr Haupt. Gambetta, damals kaum gekannt, bekämpfte mit südländischem Feuer alle Regierungsmafsregeln, talentvolle Männer, wie Jules Simon, Jules Favre, Pelletan, Picard und andere der Linken, sekundierten dem jungen Advokaten.

Die Opposition zählte nur wenige, aber bedeutende Köpfe, grofse Rednertalente. Die Kammer bestand fast ausschliefslich aus Regierungsleuten, die eine offizielle Kandidatur angenommen hatten. Sprach ein Mitglied der Opposition, so wurde dasselbe niedergeschrieen, wobei Cassagnac die Führerrolle übernahm.

Täglich wohnte ich den Verhandlungen bei und bewunderte die stoische Ruhe der Leute, wie Gambetta, die trotz des Niederschreiens auf der Tribüne ausharrten, mit untergeschlagenen Armen abwarteten, bis das Getöse aufhörte, und dann mit demselben Wort einsetzten, bei dem die Rede unterbrochen worden war.

Auf die Majorität machten diese Angriffe der Linken, welche die Regierung vollständig zerpflückten, keinen Eindruck, wohl aber auf die Zuhörer auf den gefüllten Galerien, welche, was sie gehört, draufsen sofort verbreiteten. Schon damals sah das Volk, welches die Revolution wollte, auf diese Männer und bezeichnete dieselben als spätere Führer, wenn das Kaiserreich abgewirtschaftet habe.

Aber der gefährlichste Gegner des Projekts des Marschalls Niel war Thiers. Der Mann, der durch seine Geschichte „L'histoire du Consulat et de l'Empire“ die Legende Napoleons begründet hatte, war einer der eifrigsten Feinde des zweiten Kaiserreichs. Niel hatte die Effektivstärken der Armeen der Grofsstaaten auf dem Kriegsfufs genau berechnet und dadurch die Notwendigkeit der Vermehrung der französischen Streitkräfte motiviert. Dagegen wendete sich Thiers mit aller Energie, erklärte die angeführten Zahlen für übertrieben und schlofs, dafs selbst, wenn diese Millionen Soldaten vorhanden seien, dies gar nichts bewiese. Die preufsischen Landwehren seien nichts wert, und 300 000 französische Soldaten würden mit diesen wie mit anderen Milizen bald fertig werden; nicht die Quantität, sondern die Qualität sei mafsgebend. Der französischen Eitelkeit schmeichelnd, gestützt auf seine Autorität als alter Minister, unter dem das Gesetz von 1832 erlassen war, machte der alte, gefährliche Herr sichtlichen Eindruck. Aber bei der damaligen Zusammensetzung der Kammer konnte die Opposition nicht durchdringen; es gelang ihr wohl, das Gesetz um Monate aufzuhalten, aber nicht abzuwehren. Marschall Niel ging schleunigst an die praktische Ausführung seines Gesetzes, datiert vom 1. Februar 1868, obgleich dasselbe überall unpopulär war, selbst der Kaiser nur mit Widerstreben dem Marschall freie Hand liefs. — Auch auf dem Gebiet der Rekognoszierungen wurde man tätig. Ich erfuhr, dafs viele Offiziere nach Deutschland entsandt werden sollten, um die Gegend von der Grenze bis Mainz zu rekognoszieren. Sofort schrieb ich nach Berlin, man möge die Behörden benachrichtigen; es würde der Gendarmerie vielleicht gelingen, den einen oder den anderen der französischen Offiziere zu erkennen. In der Tat befanden sich bald zwei dieser Herren in der üblen Lage, verhaftet zu werden. Man nahm denselben die

Aufnahmen und Karten ab, behandelte sie sehr höflich, sorgte aber dafür, dafs sie schleunigst das deutsche Gebiet verliefsen. Unser Chef des Generalstabes sandte mir die den Franzosen abgenommenen Papiere mit der Weisung, denselben ihre Arbeiten zuzustellen, damit sie die Aufträge, die man auch gefunden hatte, erfüllen könnten. Insbesondere sollte ich die Karte von Deutschland zurückgeben, welche die Herren ihrer Rekognoszierung zu Grunde gelegt hatten. Diese Karte war im Jahre 1790 aufgenommen worden.

Ich überbrachte die Papiere dem Marschall Niel mit dem Bemerken, dafs ich nicht wisse, wo die Herren zu finden seien. Der Marschall erwiderte kurz: „Moi, je les trouverai bien."

Auf meinen Reisen rekognoszierte ich verschiedene feste Plätze. Da ich mich im Herbst 1867 mit einer Schweizerin verlobt hatte, passierte ich öfter Belfort und Strafsburg, hielt mich in diesen Orten auf und besuchte die Festungswerke, ohne daran gehindert zu werden. Im Januar 1868 heiratete ich und schlug mein Heim in der Avenue des champs élysées, später in der Rue de Las Cases auf. Die drei Generalstabsoffiziere, welche nach Paris kommandiert waren, reisten ebenfalls viel, bereicherten ihre sprachlichen wie militärischen Kenntnisse und verlebten interessante Zeiten.

Die Ausstellung hatte eine günstige Nachwirkung. Der Besuch der mächtigsten Souveräne hatte der französischen Eitelkeit geschmeichelt. Der Gedanke, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, entschädigte für manche Enttäuschung. Doch war die Ruhe im Innern trügerisch. Es bedurfte nur eines Anstofses, um einen Ausbruch der Leidenschaften hervorzurufen. Leider trat ein Ereignis ein, welches den Hafs der Republikaner gegen den Kaiser richtete. Ein verkommener Prinz, Pierre Napoleon, erschofs einen Journalisten, namens Noire. Welche schmutzige Veranlassung dem Prinzen den Revolver in die Hand gedrückt, wurde nicht aufgeklärt. Vermutlich waren beide dunkle Ehrenmänner. Sofort bemächtigten sich die Anarchisten der Leiche des Opfers, trugen dieselbe auf den Strafsen herum, Verwünschungen gegen das Kaiserreich ausstofsend. Der Herausgeber der „Lanterne", Rochefort, ein heruntergekommener Sprofs aus alter Adelsfamilie, griff seit einiger Zeit den Kaiser in der schamlosesten Weise an. Jede Nummer seiner Broschüre enthüllte neue Skandalosa aus dem Privatleben des Herrschers. In der ersten Nummer hatte der traurige Graf die Behauptung aufgestellt, dafs in den Adern des dritten Napoleon nur das Blut eines holländischen Admirals fliefse, welcher seinerzeit als Gesandter beim König von Westfalen accreditiert war. Jede folgende Broschüre wühlte alten Schmutz auf oder teilte neuen mit, so die Achtung vor dem Thron systematisch zerstörend. Dieser Herr Rochefort erschien an der Leiche des Getöteten und benutzte dieselbe, um das Volk gegen den Kaiser aufzureizen. La-

ternen und Läden wurden zertrümmert, die Zeitungskioske und Omnibusse umgeworfen, grofse Massen zogen über die Boulevards, „Vive la république!“ rufend. Polizei und Kavallerie stellten die Ordnung wieder her. Die Gesundheit des Kaisers verschlechterte sich infolge von Ausschweifungen. Ohnmachten hatten ihn in der Wohnung einer bekannten Dame befallen, die keine Vestalin war. Ein Steinleiden verursachte grofse Schmerzen und hinderte Napoleon, ein Pferd zu besteigen. Seine Züge wurden immer grauer, seine Haltung schlaffer. Trotzdem bemühte er sich, vor der Welt rüstig zu erscheinen. Einen grofsen Verlust erlitt Frankreich durch den Tod seines Kriegsministers, dessen eigenstes Werk, die Verstärkung der Wehrkraft, bald ins Stocken geriet und von dem Nachfolger des Marschalls Niel mehr und mehr vernachlässigt wurde. Nur die Neubewaffnung der Infanterie ging mit schnellen Schritten vorwärts; über eine Million Chassepots wurden in ein bis zwei Jahren gefertigt. Die Schiefsresultate dieser Waffe waren überraschend und bedeutend denen des Zündnadelgewehrs überlegen.

In Deutschland bestand darüber kein Zweifel; da aber die Einführung eines neuen Gewehrs dort mehrere Jahre erheischt hätte, konnte man eine solche nicht in einer Zeit beginnen, die keine Garantie für die Erhaltung des Friedens bot. Die Wahrscheinlichkeit, mit einer minderwertigen Waffe der Infanterie den Kampf mit Frankreich aufnehmen zu müssen, war unbestreitbar. Dagegen glich die Überlegenheit der deutschen gezogenen Geschütze, die nach 1866 sofort allgemein eingeführt wurden, nach Ansicht der mafsgebenden Stelle die Chancen aus. Die deutsche Infanterie wurde darauf hingewiesen, das Feuergefecht so schnell wie möglich nahe an den Feind zu tragen und nur auf Entfernungen zu schiefsen, welche ein sicheres Treffen in Aussicht stellten. So wurde die deutsche Infanterie in dem Vertrauen zu ihrer Waffe erhalten.

Unser Botschafter fing an zu kränkeln. Bald stellte sich heraus, dafs derselbe an Zungenkrebs litt. Dem Grafen Goltz war wohl klar, dafs er ein verlorener Mann sei; trotzdem versuchte er alle möglichen und unmöglichen Mittel, um das Übel zu heilen. Von allen Seiten gingen Vorschläge von Ärzten, aber noch mehr von Scharlatans ein, welche behaupteten, über sichere Mittel gegen den Krebs zu verfügen. Unter vielen Anpreisungen befand sich eine Salbe, die aus Fröschen herzustellen sei. Da diese besondere Art von Tieren aber nur in einem Teich in Amerika vorkommen sollte, war es dem Heilkünstler nicht zu verargen, dafs er im voraus eine recht beträchtliche Summe als Vorschufs verlangte. Solcher Leute gab es viele, welche das Unglück des schwer geprüften Mannes finanziell ausbeuten wollten.

Die Zunge schwoll immer mehr an, das Reden wurde schwieriger, so dafs es schwer wurde, den Patienten zu zerstreuen. Häufig spielte ich mit demselben Schach, ein Opfer, das ich brachte, obgleich es nicht angenehm

war, in der Nähe eines solchen Kranken zu weilen. Da der Krebs, wie man behauptete, anstecken soll, war es auch nicht ohne Gefahr, doch habe ich nie an Ansteckungen geglaubt und mit grofsem Gleichmut in Choleragegenden gelebt.

Der Kaiser und die Kaiserin nahmen regen Anteil an dem Befinden des Grafen Goltz und stellten ihm eine Wohnung in einem ihrer Schlösser zur Verfügung, das, von Wald umgeben, gute Luft bot. Ich glaube, es war Compiègne, wohin sich der Botschafter begab, die Freundlichkeit des Kaisers dankbar annehmend.

Da alle Mittel versagten, wurde der grofse Operateur Nélaton konsultiert. Dieser, obgleich er der Überzeugung gewesen sein soll, dafs eine Operation nichts nütze, nahm eine solche vor. Das Resultat war nur für den Operateur günstig, indem man ihm ein hohes Honorar zahlte; man gab damals den Betrag von 20 000 Franken an. Aufserdem schenkte ihm der König zwei kostbare grofse Vasen. Nach langem Leiden erlag Graf Goltz der schlimmen Krankheit. Sein Nachfolger wurde Freiherr v. Werthern, welcher 1866 Botschafter in Wien war, als der Krieg ausbrach.

Das Kronprinzliche Paar war auch 1868 in Paris. Der Kronprinz war so gnädig, Pate meines Kindes zu sein, das in der Schweiz Ende des Jahres geboren wurde, aber leider nur wenige Wochen lebte.

Nach aufsen gestaltete sich die Lage nach und nach friedlicher, soweit dies bei den damaligen Verhältnissen im Jahre 1869 möglich war. Die „Revanche pour Sadowa“ war aufgeschoben, aber nicht aufgehoben. Das politische Wetterglas stand immer auf Veränderlich. Krieg und Frieden hingen nicht von der äufseren politischen Lage ab, sondern von den Zuständen im Innern. Trotz der scheinbaren Ruhe mufste man auf Überraschungen gefafst und stets auf dem „Qui vive?“ sein. Kaiser Napoleon glich einem Jongleur, der immer auf neue Künste sinnen mufs, um sich in der Gunst des Publikums zu behaupten. Äufserstenfalls wurde ein Plebiszit in Szene gesetzt, dessen gemachtes Resultat bewies, wie grofs die Majorität für das Kaiserreich sei. Solange der kluge und energische Rouher den Kaiser beriet und der Opposition die Stirn bieten konnte, stand die Regierung scheinbar auf festen Füfsen. Zu seinem Unglück hörte Napoleon auf die Einflüsterungen liberaler Phantasten, welche die Veranlassung wurden, dafs die Zügel der Regierung immer mehr den kaiserlichen Händen entglitten. Der leidende Zustand mag wohl die Energie des Herrschers gebrochen haben, der, nur nach Ruhe lechzend, immer mehr verderblichen Einflüssen zugängig wurde. Während die Kaiserin, ein Werkzeug der Klerikalen, unbewufst der Opposition in die Hände arbeitete, erhob diese immer kühner das Haupt. Die nicht von der Regierung abhängigen Journale regten das Volk auf, die Zahl derjenigen, welche die Republik erstrebten, wuchs zusehends. Es gab sogar Franzosen,

welche durch Niederlagen der eigenen Armee zum Sturz des Kaiserreichs und dadurch zur Republik gelangen wollten. Diese hetzten zum Kriege, weil sie wufsten, dafs die Armee geschlagen würde, und vermehrten das Geschrei verblendeter Patrioten, welche die Suprematie Frankreichs wieder herstellen wollten. Trotz alledem erschien die Situation Ende 1869 so friedlich, wie es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Überhaupt war das französische Volk durchaus nicht kriegerisch gesinnt. Man fand es ganz natürlich, die Gefahren anderen zu überlassen. Als ich einen Herrn meiner Bekanntschaft fragte, ob er Soldat gewesen sei, erwiderte er: „Nein, aber ich bin schon zweimal totgeschossen worden, in der Krim und in Italien.“ Dort waren nämlich die armen Teufel gefallen, die er als Stellvertreter gekauft hatte. Leider hat der einzelne Franzose selten den Mut seiner Meinung und wird deshalb leicht das Opfer von Schreiern, deren Terrorismus er fürchtet. Die sogenannte öffentliche Meinung ist in Frankreich trügerischer als irgendwo. Dort ist der Herdentrieb stark entwickelt. Deshalb gelingt es einzelnen Intriganten leicht, die grofsen Massen irrezuleiten und für ihre Zwecke ins Feuer zu schicken, während sie selbst ihre kostbare Person in Sicherheit bringen. Die Hauptgarantie für die Erhaltung des Friedens lag in dem leidenden Zustand des Kaisers, der nur unter grofsen Schmerzen reiten konnte. Selbstverständlich lag es in seinem Interesse, Ruhe zu haben, um sich pflegen zu können. Allerdings mufste bei dieser Beurteilung der Lage von der Voraussetzung ausgegangen werden, dafs der Kaiser Herr seines Willens bleibe.

Im Juni des Jahres 1869 war ich zum Oberstleutnant befördert. Da meine Ernennung zum Chef des Generalstabes eines Armeekorps näher rückte, benutzte ich die Zeit, um von Frankreich so viel wie möglich zu sehen. Ich besuchte Lyon, Toulouse, Marseille und machte einen Abstecher nach den Pyrenäen. Mein Verkehr mit den alten Kameraden von Mexiko war trotz der politischen Verwickelungen stets freundschaftlich geblieben, obgleich die Herren dem Militärattaché gegenüber zurückhaltender waren als früher. Meinerseits vermied ich alles, was die Herren kompromittieren konnte. Viele preufsische Offiziere hatten mich in Paris aufgesucht; ich besorgte denselben Einlafskarten für alle sehenswerten Etablissements, führte die Herren selbst herum oder bat einen der Generalstabsoffiziere, mich zu vertreten. Viele Kameraden besuchten das Lager von Chalons, Vincennes, Versailles und Kasernen in Paris. Man kam ihnen freundlich entgegen, so dafs die Herren befriedigt nach Deutschland zurückkehrten. Während ich mich bei der Botschaft befand, fiel manches von allgemeinem Interesse vor. Aufser der Ausstellung war das Bedeutendste die Eröffnung des Suezkanals, welcher der Kaiser, die Kaiserin, unser Kronprinz und viele fremde Fürstlichkeiten beiwohnten. Ich verschaffte unserem Maler, dem Professor Heyden, die Erlaubnis, als Gast des Kaisers die Feste mitzumachen. Natürlich war auch der Vizekönig von Ägypten in Paris

gewesen, um die Ausstellung zu sehen, und hatte sich durch seine orientalischen Sitten, oder vielmehr Unsitten, bemerkbar gemacht.

Der Schah von Persien erregte durch die Diamanten, welche seine Kleidung und die Zäumung seines Pferdes bedeckten, grofses Aufsehen. Einige Ungläubige zweifelten die Echtheit der Steine an. Auch der Sultan war aus Konstantinopel gekommen. Da er nach seinen Gesetzen die türkische Erde nicht verlassen darf, brachte er solche in seinen Stiefeln mit. Er stand also immer auf eigener Erde. Der Koran läfst manche sophistische Auslegung zu. Der Champagner schmeckte den Muselmannen vortrefflich; sie behaupteten, das sei kein Wein, sondern eine Tisane.

Ich hatte die Freude, auch die Prinzen Wilhelm von Baden und Karl von Hohenzollern, den späteren König von Rumänien, in Paris begrüfsen zu können. Ende des Jahres 1869 kam der Kronprinz wieder durch Frankreich und blieb einige Tage in der Hauptstadt. Durch ihn erfuhr ich, dafs General Moltke beabsichtige, mich in kurzer Zeit zum Chef des Generalstabes vorzuschlagen. Der Kronprinz fragte, ob ich Wünsche in dieser Beziehung habe. Ich erwiderte: „Nur den, nicht nach Ostpreufsen zu kommen."

Da relative Ruhe in der Politik herrschte, war der Moment zum Wechsel in der Stellung des Militärattachés günstig. Mitte Januar 1870 erhielt ich ein Telegramm vom Kronprinzen: „Gratuliere zum Chef, aber leider Königsberg." So wurde ich das zweite Mal von Paris nach Ostpreufsen versetzt.

Ich blieb noch einige Wochen in Paris, um meinen Nachfolger, den Major Graf v. Waldersee, in die Geschäfte einzuführen und mit den Militärbehörden bekannt zu machen, schickte meine Frau zu den Eltern nach der Schweiz, kündigte meine Wohnung, welche ich leider bis zum April 1871 bezahlen mufste, machte meine Abschiedsbesuche und verliefs nach dreijährigem, angenehmem Aufenthalt die schöne Stadt an der Seine.

Die Stellung des Militärattachés ist überaus interessant, aber auch äufserst schwierig wegen der grofsen Verantwortung, die man zu tragen hat. Vor allem kommt es darauf an, klar zu sehen und nur Richtiges zu berichten, weder vertrauensselig noch ängstlich zu sein.

Im Jahre 1866 war meine Aufgabe eine leichte, da man mir von allen Seiten entgegenkam und alle offiziellen Quellen zur Verfügung stellte. Ich hatte mich nur davor zu hüten, die italienischen Kräfte zu günstig zu beurteilen. Die drei Jahre in Frankreich, von 1867 bis 1870, waren dagegen viel schwieriger, da man hier alles tat, um mich zu täuschen, die wahren Intentionen zu verschleiern. Erleichtert wurde die Lösung meiner Aufgabe wesentlich durch meine Beziehungen zu den alten Kameraden aus Mexiko, von denen dieser oder jener beim Glase Wein redselig wurde. Die

Spionriecherei der Franzosen hat sich ja später zu einem lächerlichen Höhengrad entwickelt, aber schon damals mufste man sehr vorsichtig sein, um nicht angeführt zu werden. Während die Franzosen selbst zahlreiche Spione im Auslande besoldeten, suchten sie den fremden Militärattachés falsche Nachrichten zugehen zu lassen. Ich selbst sah mich veranlafst, einem Mann, der mich konsequent mit Offerten heimsuchte, zu eröffnen, dafs ich alle Polizeispitzel die Treppe hinunterwürfe; wenn er wiederkäme, würde ihm dasselbe passieren. Am schwierigsten war es, mit Damen zu verhandeln. Diese spielen auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens in Frankreich eine grofse Rolle, was bei der dort verbreiteten Maitressenwirtschaft sehr erklärlich ist. Die Damen brauchen viel Geld, und ist der Amant selbst nicht reich, so verleiten sie denselben oft zu Handlungen, welche mit der Ehre, besonders eines Offiziers, nicht vereinbar sind. Obgleich ich grundsätzlich niemanden bestach, um etwas zu erfahren, kam ich doch in eine peinliche Lage, als eine Dame mir den Operationsplan für den nächsten Krieg anbot. Die Sache war für uns zu wichtig, um ohne weiteres von der Hand gewiesen zu werden. Ich liefs mich deshalb ausnahmsweise in Verhandlungen ein, erklärte aber, dafs ich jetzt, wo die Situation friedlich erscheine, nicht gewillt sei, grofse Opfer zu bringen; anders würde es, wenn sich die Lage kriegerisch gestalte. Um beurteilen zu können, ob die Mitteilungen überhaupt militärischen Wert hätten, sei es geboten, mir einen Einblick in einen Teil der Papiere zu gestatten. Da die Dame dies einsah, wurden wir bald einig.

Aus dem mir Vorgelegten ersah ich, dafs nur ein Sachkundiger die Arbeit verfafst haben konnte, denn alle Angaben über die Zahl der Kombattanten stimmten mit meinen Berechnungen. Die Aufstellung der verschiedenen Armeen im Elsafs, in Lothringen und bei Chalons war im grofsen und ganzen so angegeben, wie dieselbe 1870 ins Werk gesetzt wurde. Da aber füglich jeder einigermafsen gebildete Generalstabsoffizier einen solchen Plan entwerfen kann, konnte ich auch düpiert werden. Ich entschied mich deshalb dafür, der Dame zu eröffnen, dafs ich der Sache erst dann näher treten wolle, wenn der Krieg sicher bevorstehe und der Operationsplan dann nicht geändert sei. Aus den späteren Ereignissen ist bekannt geworden, wie die Franzosen operieren wollten, um vor allem zwischen Süd- und Norddeutschland einen Keil zu treiben.

Jedenfalls war man im preufsischen Generalstab durch meine Berichte auch in dieser Beziehung orientiert.

Bei Gelegenheit des Dreyfus-Prozesses sind ja wunderbare Dinge bekannt geworden. Dafs Piecen aus amtlichen Bureaus in die Hände von fremden Agenten auf gewisse Zeit kamen, hat mich gar nicht überrascht, da dies schon zu meiner Zeit geschah.

Beamte, die schlecht bezahlt werden oder eine kostspielige Dame zu unterhalten haben, kommen leicht in Versuchung, sich einen Nebenver-

dienst zu verschaffen. Meine Wahrnehmungen in dieser Beziehung veranlafsten mich, an unseren Kriegsminister zu berichten, von dem ich die beruhigende Antwort erhielt, dafs für die Geheimhaltung wichtiger Papiere bei uns peinlich gesorgt sei.

Wie ich schon erwähnte, gab es in Frankreich Gegner des Kaiserreichs, welche dieses unter allen Umständen stürzen wollten. Ihnen war es klar, dafs dies unmöglich sei, solange die Armee fest und siegreich sei. So unglaublich es klingt, so ist es doch Tatsache, dafs diese Extremen auf die Niederlage in einem etwaigen Kriege hofften, um dann die Regierung zu stürzen. Also ganz so, wie es wirklich gekommen ist.

Dafs diese Art von Patrioten sich nicht scheuen, Verrat zu begehen, stand für mich fest. Angenehm ist es für einen Militärattaché nicht, aus solchen Quellen zu schöpfen, aber nach meinen Begriffen darf man aus falsch angebrachter Prüderie es nicht von der Hand weisen, Dinge zu erfahren, deren Kenntnis für das Wohl des eigenen Landes von der gröfsten Wichtigkeit sein kann.

XVI.

Im Februar traf ich in Berlin ein, wo ich mich einige Tage aufhielt, meine dienstlichen Meldungen abmachte und von Kameraden meines alten Regiments Pferde kaufte. Dann ging der Kurs gen Ost. Kommandierender General des I. Armeekorps war General Freiherr v. Manteuffel, einstiger Chef des Militärkabinetts, 1866 Oberbefehlshaber der Main-Armee. Der General mochte wohl unzufrieden mit meinem späten Eintreffen sein, denn der wegen seiner Liebenswürdigkeit bekannte Herr nannte mir die Namen derjenigen Generalstabsoffiziere, welche er gern auf meinem Posten gesehen hätte. Da es daraus klar hervorging, dafs meine Ernennung nicht konveniere, antwortete ich: „Es tut mir leid, dafs Euer Exzellenz Wünsche nicht erfüllt wurden; dafs ich keine Schritte getan habe, um von Paris nach Königsberg versetzt zu werden, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung.“ Der General war auch dieser Ansicht. Die Folge dieses Empfanges war, dafs ich mich wie eine Schnecke ins Haus zurückzog, beobachtete und schwieg, auch bei den Vorträgen mich jeder Bemerkung enthielt.

Etwa nach vierzehn Tagen fragte der General in einer heiklen Angelegenheit nach meiner Ansicht. Ich sprach dieselbe unumwunden aus und motivierte meine durchaus entgegengesetzte Auffassung. Der General entschied nach meinem Vorschlag. Von da ab änderte sich das Verhältnis. Manteuffel war von Natur mifstrauisch; er schenkte schwer sein Vertrauen; hatte er es getan, dann hielt er fest. Da ich keine Sonderinteressen hatte, den Dienst ganz objektiv betrieb, wurde unser gegenseitiges Verhältnis bald ganz gut.

Vorläufig wohnte ich im Hotel, bis ich eine passende Wohnung in einer der Hauptstrafsen gefunden hatte. Das Haus gehörte einem gewissen Herrn Busolt, der auf dem Hufen vor Königsberg auch das Landgütchen besafs, auf dem die Königin Luise mit ihren Kindern in der Unglückszeit nach der Schlacht von Jena gewohnt hat. Über mein Leben in der Stadt am Pregel ist besonderes nicht zu sagen. Ich lebte wie die anderen Herren, afs wie sie und trank weniger, verschmähte den ostpreufsischen Maitrank und blieb bei Rotwein mit Wasser, was als Ungeheuerlichkeit den braven Preufsen erschien. So rückte der Sommer heran. Meine Wohnung war eingerichtet mit den Sachen aus Paris, die ich hatte kommen lassen, und mit neuen Möbeln ausgestattet.

Alles war bereit, um meine Frau mit ihrem kürzlich geborenen Kinde aufzunehmen.

Da bewölkte sich unerwartet der politische Himmel. In Frankreich sah es bunt aus. Ein Ministerium Ollivier experimentierte mit Liberalismus. Der Einflufs der Klerikalen machte sich immer mehr geltend, die Gegensätze verschärfend. Der Kaiser, krank, hatte die Energie verloren und wurde der Spielball von Intriganten; die Kaiserin gewann immer mehr Einflufs auf den schwachen Gemahl und mifsbrauchte denselben in verderblicher Weise. Die innere Politik war verfahren, ein Ausgang nicht zu finden. Während Europa den Frieden gesichert glaubte, sann Napoleon darauf, das Ventil nach aufsen zu öffnen. Er spähte nach einer neuen Luxemburg-Frage und erfand die spanische.

In Spanien hatte man Versuche mit der Republik gemacht und wollte wieder zur Monarchie zurückkehren. Dazu bedurfte man eines Königs. Nachdem man sich dieserhalb an verschiedene Fürstenhäuser gewendet, wurde die Krone Spaniens dem Prinzen Leopold von Hohenzollern angeboten.

Dieser liefs sich, obgleich der König abgeraten hatte, Ende Juni durch die spanischen Diplomaten bewegen, die Krone anzunehmen. Der Prinz war mit dem Kaiser Napoleon verwandt, welcher von Anfang an wufste, was vorging, und keinen Einspruch erhob. Als aber die öffentliche Meinung in Frankreich erklärte, dafs unter keinen Umständen ein Hohenzoller den Thron Karls V. besteigen dürfe, mufste Napoleon, dem Einflufs der Kaiserin weichend, dieser Kandidatur entgegentreten. In Deutschland legte man der Sache keine Bedeutung bei. Einen Krieg war die spanische Krone nicht wert. Der König betrachtete die Frage überhaupt als eine private des Fürsten von Hohenzollern. Da aber in Frankreich zum Kriege getrieben wurde, war der König so gütig, den angeblichen Grund zu demselben zu beseitigen. Der Fürst von Hohenzollern liefs in Madrid erklären, dafs sein Sohn die Krone nicht annehme. Man glaubte, dafs nun die dunklen Wolken am politischen Himmel verschwinden würden. Darin irrte man. Napoleon trat plötzlich mit einer Forde-

rung hervor, von der er wissen mufste, dafs dieselbe nicht ohne Erniedrigung erfüllt werden konnte. Der König sollte nämlich einen Brief an den Kaiser Napoleon richten und in demselben aussprechen, dafs er nicht beabsichtigt habe, der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten, und dafs er sich auch für die Zukunft verpflichte, keinem Prinzen seines Hauses die Bewerbung um die spanische Krone zu gestatten.

Der Minister Gramont hatte die Unverschämtheit gehabt, den norddeutschen Botschafter zu ersuchen, dies nach Berlin zu berichten.

Da trat aber Bismarck in die Aktion, während der König selbst den zudringlichen französischen Botschafter in seine Schranken wies.

In Frankreich hatte man die Sache so überstürzt, dafs es unbedingt zum Kriege kommen mufste. Die Hoffnung, durch einen solchen in den Besitz Belgiens zu kommen, verblendete die Minister des Kaisers in so hohem Grade, dafs sie die einfachste Klugheit und Höflichkeit vergafsen.

Die Leidenschaften wurden entfesselt, und nachdem der Kriegsminister Leboeuf erklärt hatte, die Armee sei vollständig bereit, erfolgte am 15. Juli der Befehl zur Mobilmachung.

Im stillen hoffte man, dafs die Staaten Süddeutschlands eine wohlwollende Neutralität bewahren würden. Mit Österreich, dessen Politik der Preufsenfeind Graf Beust leitete, hatte man schon seit längerer Zeit wegen eines Bündnisses unterhandelt, das aber noch nicht zum Abschlufs gekommen war. Ähnlich standen die Beziehungen zu Italien.

In Deutschland kam die Angelegenheit ganz überraschend; die höchsten Staatsmänner und Generale befanden sich in den Bädern, der König von Preufsen zur Kur in Ems.

Am 19. Juli, um 1 Uhr, übergab der französische Geschäftsträger, Le Sourd, die Kriegserklärung.

Während der Pöbel in Paris sich in wüsten Demonstrationen erging, überall der Ruf erscholl: „Nach Berlin!", herrschte in ganz Deutschland würdiger Ernst. Man wufste, dafs der Kampf grofse Opfer kosten würde, aber in nie gekannter Einmütigkeit standen alle Völker zusammen. Die „Wacht am Rhein", ein bis dahin wenig gekanntes Lied, ertönte plötzlich in allen deutschen Gauen. Der König Ludwig von Bayern telegraphierte: „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen." Nun konnte auch Württemberg nicht nachstehen. Die klerikalen und partikularistischen Parteien Süddeutschlands mufsten das Bemühen aufgeben, ihre Regierungen zu einem neutralen Verhalten zu bestimmen. Im norddeutschen Reichstage verlas der König in Person die begeisternde Thronrede am 19. Juli. Alle Gelder für den bevorstehenden Krieg wurden einstimmig bewilligt. Die Mobilmachung des gesamten Heeres Deutschlands war seit dem 16. Juli im Gange, alles strömte frohen Mutes zu den Fahnen. Die öffentliche Meinung aller Staaten

Europas mifsbilligte den französischen Gewaltsakt. Rufsland war Preufsens intimer Freund, England, selbst neutral, dämpfte die Kriegslust der Dänen, Österreichs Rüstungen waren nicht beendet, und Italien lag weit ab.

Wir im fernen Osten hatten geglaubt, der Konflikt werde durch die Verzichtleistung des Prinzen Leopold von Hohenzollern sein Ende finden, als uns der Mobilmachungsbefehl überraschte. General v. Manteuffel befand sich im Bade, in Gastein.

Hauptmann v. der Hude vom Generalstabe hatte die Mobilmachung bearbeitet. Derselbe expedierte die bereitliegenden Depeschen; die Sache ging den geregelten Gang. Da traf aus mehreren Kreisen die Nachricht ein, der Rotz sei unter den Pferden. Das warf die ganze Verteilung über den Haufen. Lieferanten anderer Gegenden wurden zum Ersatz des Ausfalls aufgefordert, und es gelang, das Armeekorps zur festgesetzten Zeit mobil zu machen.

General Manteuffel hatte telegraphisch angefragt, ob seine Anwesenheit in Königsberg gleich notwendig sei, oder ob er seine Kur noch acht Tage fortsetzen könne. Ich antwortete zurück: „Anwesenheit nicht nötig, Mobilmachung gesichert."

Da man wufste, dafs Frankreich mit Österreich unterhandelte, traute man letzterem nicht; deshalb erhielt das I. Korps Befehl, seine Unterbringung im Königreich Sachsen vorzubereiten.

Ich safs die ganze Nacht hindurch mit den beiden Generalstabsoffizieren, um eine Dislokation in Sachsen wie die erforderlichen Marschtableaus fertigzustellen. Gegen Morgen verliefsen wir das Bureau, wurden aber vorher durch ein Telegramm überrascht, das die Ausschiffung in Berlin anordnete. Wir waren trotz der unnützen Arbeit sehr erfreut, weil wir annehmen konnten, dafs wir nicht mehr gegen Österreich, sondern gegen Frankreich operieren würden.

Mobilmachung wie Eisenbahntransport verliefen programmäfsig. Die Truppen des I. Korps bezogen Kantonnements um Berlin, woselbst das Generalkommando verblieb. General v. Manteuffel meldete dem Könige die Ankunft des Korps um Berlin und wurde sehr gnädig empfangen.

Ich afs im Hotel Petersburg. Der General v. Moltke safs mir gegenüber. Am 2. August erhielt derselbe bei Tisch ein Telegramm, las dasselbe, steckte es in die Tasche, afs weiter und ging, ohne ein Wort zu sagen. Es war die Meldung über das Gefecht bei Saarbrücken. General Frossard hatte einen Angriff auf die offene Stadt gemacht, der Kaiserliche Prinz die Feuertaufe erhalten; er soll nämlich die erste Mitrailleuse höchst eigenhändig abgefeuert haben. Oberst Pestel hatte sich mit seinem kleinen Detachement fechtend zurückgezogen, und die Franzosen waren nicht gefolgt.

Es war ein heifser Sommer; in Königsberg herrschte tropische Hitze, so dafs uns Offiziere des Generalkommandos das Arbeiten während der Mobilmachung ungemein anstrengte. Zum Essen war keine Zeit, ab und zu mufste ein Schluck eiskalten Champagners die Lebensgeister auffrischen. Ebenso heifs war es auf der Fahrt nach dem Westen, die wir am 5. August antraten; es ging die ganze Nacht hindurch. Auf allen Stationen suchte man sich zu erfrischen. Fromme Seelen reichten religiöse Schriften in die Wagen. Aber, obgleich wir keine Heiden waren, ist es wohl verzeihlich, dafs dieser oder jener ein Glas Bier vorzog.

Am nächsten Morgen war das Gefecht bei Spicheren. Das I. Korps sollte bei Birkenfeld ausgeschifft werden. Als aber bekannt wurde, dafs bei Saarbrücken gefochten wurde, gingen uns einige Batterien durch, fuhren weiter und konnten sich noch am Gefecht beteiligen. — So wäre ich denn zu den ersten Operationen in diesen Aufzeichnungen gekommen. Wie früher, werde ich mich auch jetzt auf die Darstellung dessen beschränken, was ich selbst erlebt habe. Die Schilderung des ganzen Krieges hätte um so weniger Zweck, als der Generalstab dies vortrefflich besorgt hat.

XVII.

Es erscheint angezeigt, die Mobilmachung wie den Aufmarsch der Armeen beider Gegner in grofsen Zügen zu schildern. In Frankreich hatte die vom Marschall Niel entworfene, am 1. Februar 1868 in Kraft getretene Armeereorganisation noch nicht zu durchschlagender Wirkung kommen können. Die mobile Nationalgarde war nur in wenigen Distrikten organisiert, besonders in Paris. Diese Truppe erwies sich als ganz unzuverlässig, ohne Halt, ohne Disziplin.

Der Operationsplan des Kaisers, den nur wenige kannten, nahm die Stärke der Feldarmee mit 340 000 Mann an. Diese Zahl stimmte mit den Berechnungen des preufsischen Generalstabes. Paris, Lyon und besonders Algier mufsten mit Feldtruppen besetzt bleiben. Allerdings beschränkte man die zurückzulassenden Truppen auf ein Minimum.

Die Mobilmachung war in Paris am 15. Juli früh befohlen worden.

Schreitet man zum Kriege, so mufs man vorher schlüssig werden, ob man erst die Truppen in ihren Standorten auf den Kriegsfufs setzen oder ob man die Friedenskadres an die Grenze werfen und dort erst die Komplettierung vornehmen will. Letzteres Verfahren ist immer gewagt, verursacht Irrtümer, sichert nicht die gründliche Kriegsausrüstung und macht die Eisenbahntransporte verwickelter. Nur bei gründlicher Vorarbeitung und genauer Regelung aller Einzelheiten ist es vielleicht möglich, die Übelstände abzuschwächen. Dieser Modus ist nur ratsam, wenn man befürchtet, der Feind könne früher die Grenze überschreiten, als die in den Depots auf Kriegsfufs gesetzten Truppen eintreffen können, oder wenn man selbst be-

absichtigt, den Gegner zu überraschen und den Krieg auf dessen Gebiet zu beginnen.

Da sich Napoleon auf den Ausspruch seines Kriegsministers verliefs, nach welchem die Armee „archiprête“ sei, wollte er den Feind überraschen, womöglich Süddeutschland vom Norden trennen. Es war seine Absicht, mit überlegener Kraft den Rhein bei Maxau zu überschreiten, dadurch die süddeutschen Staaten zur Neutralität zu zwingen und sich dann nach Norden zu wenden.

150 000 Mann sollten sich in Lothringen, 100 000 im Elsafs, 50 000 als Reserve im Lager von Chalons sammeln.

Zunächst stellten sich die einzelnen Korps längs der ganzen Grenze auf. Sobald dieselben operationsfähig wurden, sollten sie zu Armeen zusammengezogen werden, die 150 000 Mann aus Lothringen sich dem Elsafs zur Vereinigung mit den dortigen 100 000 Mann nähern. Es war darauf gerechnet, dafs Österreich und Italien, sobald das Überschreiten des oberen Rheinlaufes gelungen sei, sich offen Frankreich anschliefsen würden.

Dies waren die Gründe, welche Napoleon veranlafsten, schnell und überraschend operieren zu wollen. Die 50 000 Mann sollten später das Lager von Chalons verlassen, nach Metz marschieren und den Rücken der 250 000 Mann decken, welche in Deutschland kämpften. Auch erhielt die Flotte Befehl, sich zum Transport von 30 000 Mann vorzubereiten, welche in der Ostsee landen und preufsische Truppen festhalten sollten, die zum Küstenschutz zurückgelassen waren. Nun erwiesen sich aber alle französischen Berechnungen als falsch. Die norddeutschen Kräfte hatte man zu niedrig berechnet, über die Stimmung der Süddeutschen war man falsch berichtet. Die Gegenstände, welche zur Feldausrüstung der eigenen Armee notwendig waren, fehlten zum Teil oder befanden sich an falscher Stelle.

Die Trains, Munitionskolonnen, Ambulanzen wie die Verpflegung waren nicht sichergestellt. Die in den Depots ausgerüsteten Reserven wufsten oft nicht, wo sie ihre Regimenter suchen sollten, die Eisenbahnen wurden unnütz belastet, indem sie erst die eingezogenen Urlauber nach dem Depot und die im Osten Heimischen nach erfolgter Einkleidung und Bewaffnung wieder zurück zur Armee an die Ostgrenze schaffen mufsten. Verpflegungsbeamte waren nicht genug vorhanden, Vorräte an den Konzentrationspunkten nicht gesammelt. In den Festungen fehlten die etatsmäfsigen Besatzungen, Proviant und selbst Munition. Die Telegraphen reichten kaum, um alle Anfragen, wo sich das Regiment befinde, zu dem man einberufen war, oder von wo man das Fehlende kommen lassen könne, zu bewältigen. Vorstehendes genügt wohl, um die Leboeuf sche Ansicht des Begriffs „Erzbereitschaft“ zu beleuchten. Konfusion überall; krasse Unwissenheit und Leichtfertigkeit versetzten die Korps an der Grenze in die schwierigste Lage. Die höheren Truppenführer erklärten, als Napoleon, der am 28. Juli in Metz eingetroffen war, anfragte, ob ihre Korps

fertig seien, dafs sie mindestens noch acht Tage gebrauchten, um zu einer Offensivbewegung antreten zu können.

So sah sich der Kaiser in der schlimmen Lage, warten zu müssen. Die französische Armee hatte alle Nachteile auf sich genommen, welche das Abrücken aus den Garnisonen im immobilen Zustand verursacht, ohne von dem Vorteil sofortiger überraschender Initiative Gebrauch machen zu können. Die Aussicht, den Krieg auf feindlichem Gebiet auszufechten, schwand immer mehr. Die Truppen erhielten nach und nach ganze Stöfse Karten von Deutschland; solche von Frankreich auszugeben, hatte man nicht für nötig befunden. Dafs man auch diese vielleicht gebrauchen könne, liefs der französische Dünkel nicht zu. In der Oberleitung begannen Schwankungen und Unsicherheit. Statt Bazaine mit 150 000 Mann die Verbindung mit Mac Mahons 100 000 Mann erstreben zu lassen, wurde dieser Marschall aufgefordert, sich mit Bazaine zu vereinigen. Die Folgen davon werden später berührt werden.

Um nicht ganz untätig zu sein, erhielt das 2. Korps, Frossard, Befehl, eine Rekognoszierung über Saarbrücken zu machen. Diese führte zum Gefecht daselbst, in dem eine Handvoll Preufsen eine französische Division, der noch andere folgten, aufhielt. Der Kaiser erfuhr so, wie fehlerhaft es ist, den Krieg zu erklären, bevor man bereit ist, der Kriegserklärung eine Offensive unmittelbar folgen zu lassen. Er befand sich in der üblen Lage, statt anzugreifen, selbst angegriffen zu werden. Aber auch für die Defensive war die Aufstellung der Korps ungünstig. An der Grenze echelonniert, nahmen die Truppen eine Front von 32 Meilen ein. Ursprünglich standen die einzelnen Korps direkt unter dem Kaiser, dem Leboeuf als Major-général, das heifst als Chef des grofsen Generalstabes, zur Seite stand. Später wurden die Korps unter Bazaine und Mac Mahon vereinigt.

Sehen wir nun, wie es auf deutscher Seite aussah. In Norddeutschland und in Baden war der Mobilmachungsbefehl in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ergangen, am 17. in Bayern und Württemberg. Da die Mobilmachung wie die Eisenbahntransporte bis auf das kleinste Detail schon lange festgelegt waren, verlief alles mit der Regelmäfsigkeit der Uhr, gröfsere Friktionen kamen nicht vor.

Die Kräfte, über welche der deutsche Bundesfeldherr, der König von Preufsen, verfügte, setzten sich aus folgenden Teilen zusammen:

Feldarmee, laut Stärkerapport im August 1870: 462 300 Mann Infanterie, 56 800 Mann Kavallerie, 1584 Feldgeschütze.

Besatzungs- und Ersatztruppen: 257 500 Mann Infanterie, 25 890 Mann Kavallerie, 40 500 Festungsartilleristen. Die Totalsumme der von der Intendantur verpflegten Mannschaften und Pferde betrug mithin 1 183 389 Menschen und 250 373 Pferde.

Im Winter 1868/69 hatte der General v. Moltke eine Denkschrift

ausgearbeitet, welche den Krieg mit Frankreich behandelte. Auf Grund derselben war der Aufmarsch der Armee, der Eisenbahntransport und alles genau festgestellt, was den Operationen vorangeht. Nach diesen Festsetzungen fanden 1870 die Einteilung der deutschen Wehrkräfte, die Bildung der Armeen und deren Aufmarsch statt. Am 18. Juli befahl der König die Aufstellung folgender Armeen:

Erste Armee, VII. und VIII. Korps, 3. Kavallerie-Division, unter General v. Steinmetz.

Zweite Armee, Garde, III., IV. und X. Korps, 5. und 6. Kavallerie-Division, unter Prinz Friedrich Karl.

Dritte Armee, V. und XI. Korps, I. und II. bayerisches Korps, die württembergische und badische Feld-Division und die 4. Kavallerie-Division, unter dem Kronprinzen.

Die Reserve bildeten das IX. und XII. Korps. — Diese Armeen bewirkten ihren Aufmarsch so schnell wie möglich. Sobald die Eisenbahnen frei wurden, erfolgte die Nachführung des I., II. und VI. Korps sowie der 1. und 2. Kavallerie-Division.

Zur Sicherung der Küsten waren die 17. Infanterie- wie die Garde-, 1., 2. und 3. Landwehr-Division bestimmt.

Die Erste Armee, etwa 60 000 Mann stark, versammelte sich an der Mosel um Wittlich; sie bildete den rechten Flügel; die Zweite Armee im Zentrum, etwa 131 000 Mann, bei Neunkirchen—Homburg; die Dritte Armee, etwa 130 000 Mann, als linker Flügel bei Landau; die Reserve, etwa 63 000 Mann, vorwärts Mainz.

Die Offensive konnte mit diesen 384 000 Mann nach drei Wochen eröffnet werden, eventuell vier Tage später, nach dem Eintreffen des I., II. und VI. Korps, mit 100 000 Mann mehr.

Alle Stäbe und Truppen waren mit den nötigen Karten des möglichen Kriegstheaters versehen, also des westlichen Deutschlands und des östlichen Frankreichs. Am 2. August hatte sich der König mit dem grofsen Hauptquartier nach Mainz begeben und von dort der Dritten Armee den Befehl zum Vormarsch über die Lauter, Richtung auf Hagenau, gegeben. Dieser führte am 4. August zum Treffen von Weifsenburg, am 6. zur Schlacht von Wörth. An demselben Tage schlug die Erste Armee die Schlacht von Spicheren. Diese drei Siege bewogen den Kaiser Napoleon, jeden Gedanken an eine Offensive aufzugeben.

Die bisher gemachten Fehler, auch das Schwanken in den Entschlüssen, die Flankenbewegung Mac Mahons, hatten die schwersten Folgen gehabt; seine stark erschütterte Armee zog sich nach dem Lager von Chalons zurück und sammelte sich dort.

Ein allgemeines Vorrücken der drei deutschen Armeen gegen die Mosel fand vorläufig keinen Widerstand. Die folgenden Operationen werde ich nur insoweit berühren, als dies zum Verständnis notwendig ist, im

übrigen mich nur auf die Schilderung der Tätigkeit des I. Armeekorps beschränken, dessen Chef des Generalstabes ich war. Das Armeekorps war seit kurzem der Ersten Armee zugeteilt, bei Birkenfeld und Kaiserslautern ausgeschifft worden, hatte am 6. August die Gegend von Tholey und Ramstein erreicht und wurde am 7. bis Lebach und Sand herangezogen.

Die Heeresleitung ordnete im allgemeinen Rechtsschwenkung der drei Armeen gegen Metz an. Da die Erste Armee das Pivot bildete, rückte dieselbe nur langsam vor, während die Zweite, und besonders die Dritte, auf dem linken Flügel gröfsere Märsche machten. Am 8. August stand die Erste Armee auf der Linie Völklingen—Püttlingen.

Rekognoszierungen der Kavallerie ergaben, dafs die unter Bazaines Befehl stehenden französischen Korps sich bis hinter die Nied zurückgezogen hatten.

Wie es schien, wollten die Franzosen dort in einer befestigten Stellung den Angriff der Deutschen erwarten. Auch war nicht ausgeschlossen, dafs Bazaine aus derselben gegen eine vereinzelte preufsische Armee offensiv werden konnte. Später wurde bekannt, dafs der Kaiser schon am 7. jeden Offensivversuch aufgegeben und den Rückzug auf Chalons angeordnet hatte. Die Ausführung desselben war zum Teil schon begonnen. Nun stellte sich aber heraus, dafs selbst die wichtigste Festung Frankreichs, Metz, ebenso vernachlässigt war wie die übrigen. Es fehlte an dem Nötigsten. Der Kommandant, General Coffinières, erklärte, dafs die Festung, wenn die Armee abmarschiere, sich nicht vierzehn Tage halten könne. Also, wie der Kommandant von Königgrätz es unverantwortlich fand, dafs die Armee die Festung im Stich lasse, kam der von Metz zu ähnlicher Auffassung. Allerdings war die Ansicht des französischen Generals berechtigt, da seine Festung nicht widerstandsfähig war. Dieser Umstand, dafs die Feldarmee die Festung schützen mufste, statt dafs das Umgekehrte der Fall sein sollte, führte beide ihrem Verhängnis entgegen. Dies war der Grund, dafs Bazaine, statt schleunigst auf Chalons zurückzugehen, am 10. August seine Armee in der Stellung westlich der französischen Nied zusammenzog. Die deutschen Armeen setzten ihren Vormarsch gegen die Mosel fort. Das I. Korps gelangte an diesem Tage nach Creutzwald, am 12. nach Boulay—Halling, seine Vorposten gegen die deutsche Nied vorschiebend. Das Wetter war abscheulich, es regnete beständig. Wegen der Nähe überlegener feindlicher Kräfte mufste die Armee konzentriert bleiben, auch biwakieren, was viele Krankheiten verursachte.

Bald wurde festgestellt, dafs die Franzosen die Stellung hinter der französischen Nied räumten und sich unter die Kanonen der Festung zurückzogen. Das I. Korps gelangte am 13. nach Courcelles-Chaussy und Les Etangs und stand den Franzosen nahe gegenüber, welche bei Retonfay und Ste. Barbe lagerten. Das Korps hatte auf den beiden grofsen

Strafsen von Saarbrücken und Saarlouis zwei gesonderte Avantgarden vorgeschoben. Die 1. Division war über Pont à Chaussy vorgegangen und hatte eine Vorposten-Schwadron bis Retonfay und Ogy vorgeschoben, das Gros der Division lagerte mit der Korpsartillerie nördlich von Courcelles-Chaussy. Die 2. Division lagerte bei Landonvillers. Ihre Avantgarde war auf der grofsen Strafse von Saarlouis über Glattigny vorgegangen und stiefs vor Servigny auf feindliche Feldwachen, welche sich ganz ruhig verhielten. Auch in den Lägern von Nouilly und Borny wurde keinerlei Bewegung wahrgenommen. Nachmittags ging die Avantgarde zurück, die Beobachtung der Franzosen einer Dragoner-Schwadron überlassend. Die Erste Armee stand hart am Feinde, das I. und VII. Korps in der Front, das VIII. eine Meile dahinter. Wegen dieser exponierten Stellung blieb die Zweite Armee mit ihrem rechten Flügel in der Nähe, während der Rest derselben wie die Dritte den Vormarsch fortsetzten. Um dem herumschwenkenden linken Flügel Zeit zu lassen, sollte sich die Erste Armee weiterer Vorwärtsbewegung enthalten. Insbesondere hatte der Oberbefehlshaber derselben, General v. Steinmetz, jeden Angriff verboten.

XVIII.

Es war für das I. Korps schwierig, angesichts des Feindes ruhig zu verharren, ohne den Kampf zu beginnen, besonders als am nächsten Tage Anzeichen hervortraten, welche auf den Abzug des Feindes schliefsen liefsen. Da bei der nahen Berührung mit dem Feinde leicht unbeabsichtigt ein Engagement und daraus ein ernstes Gefecht entstehen konnte, sagten sich das I. und VII. Korps gegenseitige Hilfe zu, falls eins derselben zum Kampf kommen sollte. Das Erscheinen eines Abteilungschefs des grofsen Hauptquartiers wurde benutzt, um die Bitte an dasselbe gelangen zu lassen, beiden Korps die Erlaubnis zum Angriff zu erteilen. Die unter den Kanonen von Metz versammelten Streitkräfte betrugen 201 Bataillone, 116 Schwadronen, 540 Feldgeschütze. Dafs diese formidable Masse in ihrer Untätigkeit verharrte und nicht die ihr so nahe stehende Erste Armee angriff, soll seinen Grund darin haben, dafs die Franzosen über die feindlichen Operationen gar nicht unterrichtet waren. Die Kavallerie rekognoszierte nie und hielt sich fast immer in gleicher Höhe mit den Infanterievorposten. Auch mag wohl das ewige Schwanken der Oberleitung jede Tätigkeit gelähmt haben, bis Napoleon am 12. August den Oberbefehl über die Rhein-Armee an Bazaine abgab und den Abgang seines Hauptquartiers von der Armee ins Auge fafste. Nach Paris konnte der Kaiser ohne Sieg nicht zurück, den Befehl über die Armee hatte er abgegeben, die Herrschaft hatte er tatsächlich nicht mehr in Händen, und körperliche Leiden drückten ihn nieder.

Marschall Bazaine war nun zwar Oberbefehlshaber der Rhein-

Armee, aber da der Kaiser noch bei derselben verblieb und mit ihm ein Hauptquartier voll unberufener Ratgeber, wurde die Tätigkeit des Marschalls gelähmt und mufste derselbe wünschen, dafs das kaiserliche Hauptquartier möglichst bald die Armee verlasse. Am 13. August gab Bazaine einen Befehl, welcher den Abmarsch der Armee auf Verdun regelte. Die Bewegungen sollten am 14. früh beginnen. Tatsächlich trat der Train am Morgen dieses Tages an, gegen Mittag begannen auf beiden Flügeln die Truppen des 6., 2. und 4. Korps den Abmarsch. Das Garde- und 3. Korps verblieben in ihren Stellungen. Als die abmarschierenden Korps nachmittags Kanonendonner hörten, machten sie Kehrt und eilten zum Kampf.

Die Bewegungen der französischen Truppen waren von den preufsischen Avantgarden beständig beobachtet worden. Der kommandierende General des I. Armeekorps erschien mit seinem Generalstabschef um 2 Uhr bei den Vorposten. Da es möglich war, dafs der Feind die Offensive ergreifen wolle, liefs General v. Manteuffel sein Korps alarmieren. Dies wurde beim VII. Korps, das neben dem I. stand, gehört, und da man von dort die Absicht des Gegners erkennen konnte, Metz zu verlassen, glaubte der Kommandeur der Avantgarde, auf eigene Hand eingreifen zu müssen, um dem abmarschierenden Feind möglichsten Abbruch zu tun. General v. der Goltz ging auf Colombey vor und wurde bald in ein ernstes Gefecht verwickelt. Er benachrichtigte die Divisionen seines Korps und liefs das I. bitten, ihn zu unterstützen. Es war ½4 Uhr, als die Schlacht von Colombey—Nouilly entbrannte.

Da die Brigade von der Goltz des VII. Korps bald sehr überlegenen Kräften gegenüberstand und in grofse Bedrängnis geriet, konnte beim I. Korps eine Versammlung der Divisionen nicht abgewartet werden. Schleunige Hilfe war geboten, und wurde diese so schnell wie möglich, je nach dem Eintreffen der Truppen, geleistet. Nicht zu vermeiden war, dafs dieses Verfahren das Einsetzen gröfserer Massen ausschlofs. Der Kampf, welcher anfangs nur von den Avantgarden geführt wurde, nahm bald einen zähen Charakter an, schwankte hin und her, bis die gesamte Artillerie des I. Korps, 90 Geschütze, und die Batterien des VII. die feindliche Übermacht zum Wanken brachten und die Angriffe der nach und nach eintreffenden Infanterie-Brigaden wesentlich erleichterten. Von französischer Seite wurden mehrere Korps ins Feuer gebracht, ihre Infanterie war an einzelnen Stellen in terrassenförmig übereinander liegenden Schützengräben etabliert, deren Angriff schwere Opfer kostete.

Trotzdem das Gefecht hin und her wogte, gelang es den schwachen preufsischen Kräften, den numerisch überlegenen Gegner bis unter die Kanonen von Metz zurückzuwerfen. Das I. Korps war auf dem rechten Flügel bis in das Wäldchen von Mey gedrungen, hatte in der Front den Lauvallier-Grund überschritten und lehnte sich mit dem linken Flügel an die 13. Division, östlich Bellecroix. Der Kampf währte bis 9 Uhr abends;

die Franzosen waren auf der ganzen Linie zurückgewichen, die Festungsgeschütze sandten ihre grofsen Geschosse, um ein weiteres Vordringen des Feindes unmöglich zu machen. Die Nacht machte der Schlacht ein Ende.

Um 8 Uhr traf der Oberbefehlshaber der Ersten Armee auf dem Schlachtfelde ein, nachdem das Gefecht so ziemlich beendet war. Eine Unterredung, welche derselbe mit dem kommandierenden General des I. Armeekorps an der Brasserie bei Noisseville hatte, nahm einen heftigen Charakter an. General Steinmetz beharrte auf dem Standpunkte der Disziplin; er hatte den Angriff verboten, dessenungeachtet war ein solcher erfolgt. Er sah nur den Ungehorsam und wollte Manteuffels Gründe, dafs es Lagen gebe, in denen ein kommandierender General auf eigene Verantwortung, selbst gegen einen Befehl, handeln müsse, nicht gelten lassen. Mein Zureden veranlafste den General v. Manteuffel, weitere Versuche der Rechtfertigung zu unterlassen.

Die Musik des Grenadier-Regiments Kronprinz stimmte die Melodie „Heil Dir im Siegerkranz“ an. Nachdem die Bergung der zahlreichen Verwundeten sichergestellt war, ging das I. Korps, auf direkten Befehl des Oberbefehlshabers, in die Stellung zurück, welche vor Beginn des Kampfes besetzt war. Der kommandierende General des VII. Korps blieb mit demselben auf dem eroberten Schlachtfelde die Nacht hindurch und ging erst am nächsten Morgen zurück. Am 15. früh beritt ich das Schlachtfeld, um zu sehen, ob alle Verwundeten zurückgebracht seien. Dort erschien am Vormittag der König mit Moltke, Bismarck, Roon und dem grofsen Generalstab. Ich mufste über den Gang der Schlacht berichten. Bei dieser Gelegenheit motivierte ich die Notwendigkeit des Angriffs trotz des Verbotes. Der König war einverstanden, und Moltke sagte: „Die Früchte des gestrigen Sieges werden wir in den nächsten Tagen auf dem anderen Mosel-Ufer ernten.“

Es war die erste Schlacht, welche gegen die Franzosen in der Nähe des Königs geschlagen wurde, und da derselbe wufste, dafs mir die Franzosen bekannt waren, fragte Majestät nach Einzelheiten. Ich konnte mich nur anerkennend über die Tapferkeit des Gegners aussprechen, hob die Überlegenheit seines Gewehrs hervor und betonte, dafs die diesseitige Verwendung grofser Artilleriemassen die numerische Überlegenheit des Feindes wie seiner besseren Infanteriebewaffnung ausgeglichen habe. Der König war zuversichtlich und überzeugte sich persönlich davon, dafs das ganze Terrain bis zur Festung von den Franzosen geräumt und gröfsere Massen nicht sichtbar waren. Dies liefs darauf schliefsen, dafs Bazaine selbst die Nacht benutzt hatte, um den gröfsten Teil seiner Armee die Mosel passieren zu lassen, voraussichtlich, um den Abmarsch nach Verdun schleunigst anzutreten. Da der grofse Generalstab zur Stelle war, benutzte ich die Gelegenheit, den mir bekannten Herren mitzuteilen, wie schwierig der Verkehr mit dem Oberkommando der Ersten Armee sei, und dafs es

nur der Mäfsigung des Generals v. Manteuffel zu danken sei, wenn es am Abend vorher nicht zu einem bedauernswerten Eclat kam. Die Antworten, die ich erhielt, liefsen auch auf Reibungen zwischen der Oberleitung und General Steinmetz schliefsen. Dafs solche in einem Kriege nicht geduldet werden können, liegt auf der Hand. Ich gewann die Überzeugung, dafs der ja sehr tapfere Oberbefehlshaber der Ersten Armee, der aber Ansichten, welche von den seinigen abweichen, nicht einmal anhörte, kaum lange in seiner Stellung verbleiben würde.

Leider waren die Verluste der Schlacht grofs und auf seiten der Deutschen gröfser als bei dem geschlagenen Gegner. Das war aber natürlich, da die Franzosen nicht nur doppelt so stark waren, sondern auch ihre Infanterie zum Teil in Schützengräben gedeckt gelegen hatte und mit dem vortrefflichen Chassepotgewehr den Angriff des numerisch schwächeren Gegners schon auf grofser Entfernung beschiefsen konnte, ohne selbst durch das feindliche Infanteriefeuer zu leiden. Die Hauptverluste der Franzosen dürften durch die preufsischen gezogenen Geschütze verursacht sein.

Der Feind verlor 200 Offiziere, 3408 Mann, von denen 146 Offiziere, 2702 Mann allein auf das 3. Korps kamen, dessen kommandierender General, Decaen, einige Tage später seinen in der Schlacht erhaltenen Wunden erlag.

Die Preufsen verloren gegen 5000 Mann, einschliefslich 222 Offiziere. Davon kamen 2692 Mann auf das I. Korps, und in diesem traf der Verlust fast ausschliefslich zwei Brigaden, indem die 2. 1672, die 3. 987 Mann verloren.

Infolge der Siege von Spicheren, Weifsenburg und Wörth war die Siegeszuversicht der deutschen Armeen unerschütterlich. Die vielen befestigten, aber nicht verteidigten Stellungen der Franzosen, an denen die Erste deutsche Armee vorbeigekommen war, hatten den Glauben erweckt, dafs ein ernster Widerstand nicht zu erwarten sei. Die Truppen stürzten sich in den Kampf, oft nur dem Drange nach vorwärts gehorchend, an eigene Deckung nicht denkend. Aus aufgefangenen Briefen französischer Offiziere ersah ich einige Tage später, wie sehr das rücksichtslose Draufgehen der preufsischen Truppen, ungeachtet des vernichtenden Feuers, imponiert hatte.

Das sägeartige Rasseln der Mitrailleusen lernten wir in dieser Schlacht kennen. Das Geräusch fiel anfangs manchem auf die Nerven. Unsere Geschütze brachten die Kugelspritzen bald zum Schweigen; geriet aber die angreifende Infanterie in den Strich der letzteren, dann waren die Verluste sehr bedeutend.

Die Schlacht entstand aus einer durchaus berechtigten Angriffsimprovisation. Es war bekannt, dafs die Zweite Armee die Mosel über-

schreiten sollte, um dem Gegner die Strafse nach Verdun zu verlegen. Dazu mufste dieselbe weite Märsche machen. Ihre Aufgabe konnte nur gelöst werden, wenn die Rhein-Armee bei Metz festgehalten wurde. Da diese aber am 14. den Abmarsch begann, mufste sie angegriffen werden, und zwar durch die Erste deutsche Armee, welche dicht am Feinde stand. Tatsächlich waren schon einzelne französische Korps abmarschiert. Als dieselben aber den Kanonendonner hörten, machten sie, des ewigen Zurückweichens müde, Kehrt, um den Kameraden zu Hilfe zu eilen. Dadurch wurde freilich gerade das erreicht, was der deutsche Angriff erstrebte. Die Generale v. Manteuffel und v. der Goltz hatten dasselbe Gefühl, dafs gehandelt werden müsse, und begannen den Kampf, nachdem sie sich die gegenseitige Hilfe gesichert. Dafs eine solche Improvisation zweier Korps, ohne Oberleitung, auch eine sehr bedenkliche Seite hat, ist nicht zu verkennen. Die Vorbereitungen der Schlacht, die Konzentration der Truppen vor derselben wie die Bereitstellung einer entsprechenden Reserve waren unterblieben. Wie die Sache lag, war auch innerhalb der einzelnen Korps eine einheitliche Leitung kaum möglich. Das Schlachtfeld war zu ausgedehnt, die eintreffenden Truppen mufsten sofort eingesetzt werden, wo die Not am gröfsten war; die verhältnismäfsig schwachen Spitzen sahen sich bald einem überlegenen Feinde gegenüber. So wurden die Kräfte sofort eingesetzt, wo der Moment schleunige Hilfe forderte, das Gros konnte nicht gesammelt werden, um mit gröfseren Infanteriemassen einen entscheidenden Stofs zu führen. Nur die Artillerie vermochte man in gröfseren Massen zu versammeln. Die gesamten Batterien des I. Korps bildeten schliefslich die Front desselben. Diese 90 Geschütze, an welche auf dem linken Flügel die Batterien des VII. Korps stiefsen, richteten ihr vernichtendes Feuer gegen die französischen Infanteriemassen und bahnten den preufsischen Angriffskolonnen den Weg zum Vordringen. Weshalb die Franzosen es unterliefsen, mit überlegener Macht über die anfänglich allein fechtenden feindlichen Avantgarden herzufallen, ist wohl nur so zu erklären, dafs Bazaine seine Arrieregarde, welche die Aufgabe hatte, den Abmarsch zu decken, nicht unnütz verstärken wollte. Durch das Einsetzen mehrerer Korps hätte sich naturgemäfs der Abzug der Armee verzögern müssen, und das wollte der feindliche Feldherr wohl vermeiden.

Er hatte das marschbereite 3. und dahinter das Gardekorps zur Hand, liefs dieselben aber nicht energisch eingreifen. So kam es, dafs die Preufsen im ersten Anlauf die wichtigsten Übergangspunkte, Colombey, La Planchette, Lauvallier und Nouilly, nahmen und während der ganzen Schlacht behaupten konnten. Nur Nouilly wurde vorübergehend wieder verloren. Da die Schlacht zu einer Zeit begann, wo eine solche in der Regel endet, konnten deutscherseits bei weitem nicht alle Kräfte der Ersten Armee zur Verwendung kommen; nur die Artillerie des I. Korps kam mit sämtlichen Batterien ins Feuer. Im ganzen hatten eigentlich nur

fünf preufsische Infanterie-Brigaden gegen fünf französische Divisionen, also gegen einen doppelt so starken Gegner, gefochten.

Die Nacht endete die blutige Schlacht, die Festungswerke machten ein weiteres Vordringen wie die Verfolgung des auf der ganzen Linie zurückweichenden Gegners unmöglich. Aus diesem sehr natürlichen Umstande suchten die Franzosen die Berechtigung abzuleiten, den Sieg für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Dafs sie das Schlachtfeld verloren hatten, die Preufsen als Sieger auf demselben lagerten, hinderte Napoleon nicht, an Bazaine die zwar schmeichelhaften, aber unberechtigten Worte zu richten: „Vous avez rompu le charme."

Die schweren Granaten von Metz durchzogen Meteoren gleich die dunkle Nacht, richteten aber keinen Schaden an.

Durch die Schlacht von Colombey—Nouilly war der Abzug der französischen Rhein-Armee derartig verzögert worden, dafs die deutsche Zweite Armee in der Schlacht von Vionville—Mars la Tour am 16. die Bewegung Bazaines vollständig zum Stillstand bringen und am 18. August von Westen her zum entscheidenden Angriff schreiten konnte. Die Schlacht von Gravelotte—St. Privat warf die Franzosen auch auf dem linken Mosel-Ufer auf Metz zurück.

Der 14. August war das erste Glied in der Reihe der grofsen Kämpfe um Metz, welche zur Einschliefsung und endlich zur Waffenstreckung der französischen Hauptarmee wie zur Übergabe der wichtigsten Grenzfestung Frankreichs führten. Der Befehl des Generals Steinmetz, nach welchem die Korps der Ersten Armee in die Stellungen zurückgehen sollten, welche dieselben vor der Schlacht inne hatten, wurde vom König aufgehoben.

Nachdem festgestellt worden war, dafs sich auf dem rechten Mosel-Ufer keine bedeutenden feindlichen Streitkräfte mehr befanden, erliefs die Oberleitung andere Direktiven.

Das I. Korps wurde am 15. bei Courcelles-Chaussy vereinigt; am 16. ging dasselbe nach Courcelles sur Nied. Das VII. und VIII. Korps nebst der 1. Kavallerie-Division wurden zwischen Seille und Mosel zusammengezogen und bereiteten ihren Übergang auf das linke Mosel-Ufer vor. Beim Oberkommando der Zweiten Armee bestand die Ansicht, der Marschall Bazaine habe mit dem gröfsten Teil der Armee Metz in westlicher Richtung bereits verlassen, so dafs man bei Besetzung der Strafse von Verdun kaum auf ernsten Widerstand stofsen werde. In diesem Sinne hatte Prinz Friedrich Karl so disponiert, dafs zunächst das III. Korps nach Überschreitung der Mosel sich gegen diese Strafse wenden sollte, gefolgt vom X. Korps. Das IX. sollte ursprünglich erst am 17. die Mosel überschreiten. Da der Oberbefehlshaber glaubte, dafs es erst an der Maas möglich sein werde, die abziehende Rhein-Armee zu

erreichen, liefs er die übrigen Korps seiner Armee in dieser Marschrichtung.

Das III. und X. Korps wie die 6. Kavallerie-Division waren mithin von dem gröfsten Teil der Zweiten Armee so weit entfernt, dafs sie von demselben keine Unterstützung erwarten konnten, falls es zu einem ernsten Kampf kam. Wie sich später herausstellte, hatte die Rhein-Armee am 15. allerdings den Abmarsch wieder aufgenommen und zur Deckung desselben die Kavallerie-Divisionen du Barail und Forton über Gravelotte vorgeschoben, woselbst der Kaiser Napoleon und Bazaine am 15. ihr Hauptquartier hatten. Am 16. früh verliefs ersterer die Rhein-Armee und begab sich, von einer Kavallerie-Brigade der Garde geleitet, auf den Weg nach Chalons. Bazaine hatte die Fortsetzung des Abmarsches für denselben Morgen angeordnet. Der Marschall Leboeuf, welcher den Befehl über das 3. Korps für den schwer verwundeten General Decaen übernommen hatte, meldete, dafs seine Divisionen zum Teil noch sehr weit zurück seien; er bat um Erlaubnis, deshalb erst mittags mit seiner Tete antreten zu dürfen. Die Folge dieses bewilligten Aufschubes war, dafs das 3. Korps sich noch im Lager befand, als die Spitzen des preufsischen III. Armeekorps bereits die Strafse nach Verdun erreichten. Während der linke Flügel der französischen Armee ruhte, schwenkten die Korps des rechten Flügels herum. Die Dragoner-Brigade Prinz Murat und die Kürassier-Brigade Gramont der Division Forton wie die Kavallerie-Division Valabregue waren vorgeschoben.

Der kommandierende General des X. Armeekorps hatte die Kavallerie-Division Rheinbaben zum Rekognoszieren vorgeschickt und dieselbe durch zwei reitende Batterien verstärkt, welche eine Eskadron des 2. Garde-Dragoner-Regiments als Bedeckung begleitete. Die feindlichen Brigaden Murat und Gramont wurden im Lager überrascht; die erstere ritt zur Tränke. Das Feuer der reitenden Batterien richtete grenzenlose Verwirrung an, besonders die Dragoner-Brigade jagte zurück, bis sie von Infanterie, die schnell die Waffen ergriffen hatte, aufgenommen wurde.

Vor der feuernden Infanterie mufste die preufsische Kavallerie zurückgehen. Da die 6. Kavallerie-Division, welche des Morgens früh die Mosel überschritten hatte, vorgesandt wurde, waren nur zwei Kavallerie-Divisionen zur Stelle. Die Rekognoszierungen ergaben sehr bald, dafs der gröfste Teil der Rhein-Armee erst im Begriff war, die Strafse nach Verdun zu gewinnen. Gegen 10 Uhr waren die Spitzen des III. Armeekorps erschienen. Der kommandierende General desselben entschlofs sich, obgleich er vorläufig auf Unterstützung nicht rechnen konnte, dem Gegner die Strafse nach Verdun zu verlegen. General v. Alvensleben schritt zum Angriff und nahm Verneville. Nach und nach verstärkten die Franzosen ihre vordere Linie, und bald befand sich das III. Korps mit sehr grofser Front, ohne Reserven, mehreren feindlichen Korps gegenüber.

Trotzdem gewannen die braven Brandenburger Terrain, und gelang es der gesamten Artillerie des III. Korps, die zahlreichen französischen Batterien am Vorgehen zu verhindern. Aber die Lage wurde immer kritischer, denn nach und nach waren alle Korps des französischen rechten Flügels eingetroffen, bereit, in den Kampf einzugreifen. Marschall Canrobert, welcher mit seinem 6. Korps sich bisher darauf beschränkt hatte, die eingenommene Stellung zu behaupten, schritt, nachdem er sich der Mitwirkung des 3. und 4. Korps versichert hatte, zur Offensive. Das III. preufsische Korps hatte vier französische auf sich gezogen.

Es war erst 2 Uhr, Reserven nicht vorhanden, die 20. Division noch nicht heran, das Feuer der zahlreichen feindlichen Batterien sehr wirksam. Da entschlofs sich General v. Alvensleben, den feindlichen Angriff durch eine Kavallerieattacke zum Stehen zu bringen, der 6. Division Luft zu machen. General v. Bredow mit drei Schwadronen 7. Kürassiere und drei Schwadronen 16. Ulanen formierte seine Brigade; zwei Schwadronen waren detachiert. Der General sah ein, dafs bei der Schwierigkeit der Lage ein Opfern der Kavallerie geboten sei, und führte den Todesritt von Mars la Tour aus. Das erste französische Treffen wurde niedergeritten, die Bedienungsmannschaften wie die Pferde der Batterien niedergehauen oder verwundet, andere Batterien ergriffen die Flucht; dann wurde ein Hohlweg durchritten, bis das Terrain dem rasenden Lauf ein Ziel setzte. Nun erscheint feindliche Kavallerie in der Front und Flanke. General v. Bredow läfst Appell blasen, und zurück geht jetzt die wilde Jagd auf demselben Wege, überall Schrecken und Verwirrung verursachend. Aber die 3000 Schritt lange Attacke hat die Kräfte der Pferde erschöpft. Mühsam suchen sich die Reste der Schwadronen zu sammeln, gefolgt von der feindlichen Kavallerie, welche nichts Ernstes unternimmt und sich mit der Gefangennahme der Reiter begnügt, deren Pferde zu ermüdet sind, um schnell folgen zu können. Als sich die Überreste sammelten, konnte man aus je drei Schwadronen nur eine bilden; fast alle Offiziere waren tot oder verwundet. Aber das Opfer war nicht umsonst: die Offensive Canroberts war zum Stehen gebracht, und die 6. Division hatte den Moment benutzt, um sich zu neuem Widerstand zu sammeln.

Um 11 Uhr waren Teile des X. Armeekorps auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Die 38. Infanterie-Brigade, die Regimenter 16 und 57, gingen über Mars la Tour in nördlicher Richtung vor, überschritten eine Mulde und erstiegen den steilen jenseitigen Rand. Als die Brigade auf dem Plateau anlangte, trat derselben die Division Grenier des 4. französischen Korps entgegen, überschüttete die gelockerten preufsischen Regimenter mit verheerendem Chassepotfeuer aus nächster Nähe und warf dieselben in den Abgrund zurück, die auf engem Raum zusammengedrängten Gegner niederschiefsend. So entstand für die 38. Brigade eine schwere Krise. Auch hier mufste die Kavallerie sich opfern, um die Trümmer zu retten.

Zunächst ritt das 1. Garde-Dragoner-Regiment das französische 13. Linien-Regiment nieder, das, um seinen Adler geschart, sich hartnäckig verteidigte. Was noch vom preufsischen 16. Infanterie-Regiment unverwundet war, konnte sich bei Mars la Tour sammeln, aber die Garde-Dragoner hatten den gröfsten Teil ihrer Offiziere verloren, die Verluste an Leuten und Pferden waren bedeutend. Zu gleicher Zeit war die Kavallerie-Brigade Barby gegen französische Kavallerie vorgegangen. Es entspann sich der gröfste Reiterkampf des ganzen Krieges, in welchem 5000 Reiter tätig waren, und der mit einem glänzenden Siege der preufsischen Regimenter endete. Die geworfene französische Kavallerie rifs auf der Flucht die zur Aufnahme rückwärts stehenden Regimenter mit fort, und alles jagte durch die eigene Infanterie und Artillerie, diese in Verwirrung bringend. Die preufsischen Regimenter folgten, bis das Infanteriefeuer Halt gebot. Diese Attacke degagierte die argbedrängten 57er.

Das IX. Korps sollte ursprünglich erst am 17. die Mosel überschreiten. Von dem heftigen Kampf und schweren Stand des III. Armeekorps benachrichtigt, eilte dasselbe auf das Schlachtfeld und konnte ersehnte Unterstützung bringen. Ebenso hatte General v. Goeben der Aufforderung des III. Korps Folge geleistet und griff mit der 16. Division und dem 11. Infanterie-Regiment den feindlichen linken Flügel bei Rezonville an. Marschall Bazaine, um diesen Teil seiner Stellung besonders besorgt, hatte dort die Garden als Reserve in der Hand behalten. Der Angriff der 16. Division machte auf den Marschall grofsen Eindruck und lähmte die Offensive auf der ganzen Linie.

Beide Teile begnügten sich fortan, also gegen Abend, die eingenommenen Stellungen zu behaupten.

Auf deutscher Seite war nach und nach die gesamte Artillerie in Stellung gegangen und brachte die feindlichen Batterien teils zum Schweigen, teils zwang sie dieselben zu häufigem Wechsel der Position.

Am Abend griff auch die hessische Division, welche trotz langen Marsches auf das Schlachtfeld geeilt war, in den Kampf ein. Die einbrechende Nacht beendete das blutige Ringen. Auf beiden Seiten war mit grofser Tapferkeit gekämpft worden. Die höchste Anerkennung verdiente das III. Korps, das den gröfsten Teil des Tages allein gegen vier französische Korps gefochten und den im Anfang errungenen Erfolg, die Strafse von Verdun, behauptet hatte. Grofse Resultate hatte die Artillerie dadurch erzielt, dafs sie in Massen nah an den Feind heranging und trotz der grofsen Verluste durch Infanteriefeuer in den vorgeschobenen Stellungen ausharrte. Die Kavallerie erwarb unsterblichen Ruhm, indem sie sich zur Rettung der anderen Waffen todesmutig opferte.

Die Verluste dieser blutigen Schlacht waren auf beiden Seiten gleich grofs, nämlich je 16 000 Tote und Verwundete. Bei den Franzosen verteilten sich die Verluste fast auf alle Korps, während bei den Deutschen

hauptsächlich zwei betroffen wurden. Der Verlust des Angreifers betrug 711 Offiziere, 15 079 Mann, 2736 Pferde.

Das III. Korps verlor, einschliefslich Offiziere, gegen 7000 Mann, das X. gegen 4000, das IX. etwa 1200, das VIII. 1000, die 5. Kavallerie-Division 900, die 6. 300, die 3. Garde-Kavallerie-Brigade 220 Mann.

Die Opfer waren grofs, das Ziel aber erreicht. Die Rhein-Armee ging am nächsten Morgen nach Metz zurück.

Es erscheint hier angezeigt, die Operationen beider Teile genauer anzusehen. Bazaine war ohne Nachrichten; er glaubte, die gesamten beiden ersten feindlichen Armeen gegenüber zu haben. Deshalb setzte er die Reserven nicht ein, die vielleicht das III. preufsische Korps vernichten konnten. Aus demselben Grunde hemmte er die Offensive in der Front und auf dem rechten Flügel, als sein linker bei Rezonville angegriffen wurde.

Bei der Oberleitung der Zweiten Armee fällt auf, dafs dieselbe zu der Ansicht gelangt war, die Rhein-Armee habe mit den Hauptkräften bereits am 15. Metz verlassen, und es werde deshalb um die Strafse nach Verdun nicht ernst gekämpft werden.

Dafs nach der Schlacht am 14. fast die ganze Armee am 15. abmarschierte, war bei den schwierigen Terrainverhältnissen, dem notwendigen Uferwechsel und dem erforderlichen Ersatz von Munition und Lebensmitteln wenig wahrscheinlich.

Die Folge der Dirigierung des gröfsten Teiles der Zweiten Armee gegen die Maas war das sehr gefährliche Engagieren eines bis zwei preufsischer Korps gegen die ganze französische Rhein-Armee. Die Tapferkeit der deutschen Truppen wandte gröfseres Unheil ab, allerdings unter schweren Opfern.

Da es immerhin möglich war, dafs Marschall Bazaine am 17. einen neuen Versuch zum Abmarsch machen werde, wurden das VII. und VIII. Korps ganz über die Mosel gezogen, während das I. Korps Befehl erhielt, gegen Metz zu demonstrieren. Zu diesem Zweck zog General v. Manteuffel seine Artillerie vor, rückte überhaupt näher an Metz heran und beschofs, was zu erreichen war. Bazaine hatte aber Befehle gegeben, welche die Einnahme einer formidablen Stellung unter den Kanonen von Metz bezweckten, aufserdem den dringend notwendig gewordenen Ersatz von Munition und Lebensmitteln angeordnet.

Dies war der deutschen Heeresleitung nicht bekannt; sie mufste auch darauf rechnen, dafs die Rhein-Armee den Abmarsch weiter nördlich wieder aufgenommen habe. Die Dispositionen des grofsen Hauptquartiers fafsten beide Möglichkeiten ins Auge. Traf man die französische Armee im Marsch, so sollte mit der Front nach Norden geschlagen werden, verharrte dieselbe noch am 18. bei Metz, mufste ein Herumschwenken der staffelförmig vorgehenden Korps in der Weise erfolgen, dafs das VII. Korps auf dem

rechten Flügel den Drehpunkt bildete und zugleich den Vormarsch der übrigen Korps schützte. Da das VIII. Korps vom VII. räumlich zu weit entfernt war, um es eventuell zu unterstützen, machte General v. Steinmetz Vorstellungen bei der Oberleitung, welche erfolglos blieben. Das Oberkommando der Ersten Armee befahl deshalb dem I. Korps, eine Infanterie-Brigade und einige Batterien am 18. früh in der Richtung auf Vaux vorzuschieben, um einen etwaigen Vorstofs der Franzosen auf Ars vom rechten Mosel-Ufer aus zu flankieren.

Kavallerierekognoszierungen, welche im Laufe des 17. vorgenommen wurden, ergaben, dafs die nach Westen und Norden gehenden Strafsen frei waren. Marschierte Bazaine nicht in der folgenden Nacht, so mufste man ihn noch bei Metz vermuten. Tatsächlich war letzteres der Fall. Vorgreifend mag hier bemerkt werden, dafs die Rhein-Armee in einer formidablen Stellung versammelt stand. Den rechten Flügel derselben bildete das 6. Korps, von Roncourt bis St. Privat, neben diesem stand bei Amanvillers das 4., dann das 3. von La Folie bis Leipzig und Moscou, den linken Flügel bildete das 2. Korps, mit einer Brigade vom 5. Hinter dem rechten Flügel stand die Kavallerie-Division du Barail, hinter dem linken die Kavallerie-Division Forton.

Als allgemeine Reserve diente die kaiserliche Garde auf der Westseite der Forts St. Quentin und Plappeville, also hinter dem linken Flügel. Vermutlich war dieselbe dort und nicht, wie es ratsamer gewesen wäre, hinter dem rechten Flügel aufgestellt, weil Bazaine bei der Idee verharrte, dafs der linke Flügel der gefährdete sei.

Die französische Stellung befand sich auf einem freien und breiten Höhenrücken, der glacisartig nach Westen abfällt und die Ausnutzung des Feuers der Artillerie und Infanterie äufserst begünstigt. Der linke Flügel war an das Mosel-Tal angelehnt, auch konnten dort die schweren Geschütze des Forts St. Quentin in das Gefecht eingreifen. Die Artilleriereserve stand hinter den Forts; Bazaine hatte in Plappeville sein Hauptquartier etabliert.

Der rechte Flügel war weniger gesichert und weniger künstlich verstärkt, da dort kein Geniepark vorhanden war. Dagegen war sonst die Stellung auf der ganzen Front befestigt worden. Schützengräben und Batterieemplacements waren überall erbaut. Dahinter lagerten die Truppen verdeckt, bereit, sofort die Stellung zu besetzen. Vor derselben liegende Gehöfte waren in Forts verwandelt. Vor der Front erschwerte die tiefe Schlucht des Mance-Baches die Annäherung.

Am 18. früh 6 Uhr begab sich der König auf die Höhe südlich Flavigny. Dort konnte vorläufig nur so weit disponiert werden, als man zu dieser Zeit Nachricht vom Feinde hatte. Ganz ungewifs war, wo der rechte Flügel der Rhein-Armee stehe. Man glaubte, dafs die Stellung bei Amanvillers ende. Später kamen Meldungen der Kavallerie, welche be-

sagten, dafs derselbe weiter nördlich reiche. Wie schon gesagt, gingen die Korps echelonweise im allgemeinen in nördlicher Richtung vor. Dieselben sollten, je nach der Ausdehnung der feindlichen Stellung, gegen dieselbe einschwenken. Dem IX. Korps war der Auftrag gegeben, den feindlichen rechten Flügel anzugreifen, wenn dieser bei Amanvillers stehe. General v. Manstein war um 12 Uhr vor diesem Orte eingeschwenkt. Er konnte sich überzeugen, dafs der Angriff nicht den rechten Flügel treffen würde, sondern die Front. Der Anblick der französischen Lager, welche sich im Zustande völligster Ruhe befanden, die Gelegenheit, den Feind im Lager beschiefsen zu können, veranlafste den General, die Batterien einer Division und die Korpsartillerie vorzuziehen, welche auf einem Höhenrücken um 11¾ Uhr das Feuer eröffneten. Der erste Kanonenschufs alarmierte die ganze feindliche Armee. In kurzer Zeit waren die Höhen mit überlegener Artillerie garniert, welche die preufsische in der Front und in den Flanken beschofs. Die Verluste waren in kurzer Zeit grofs. Die Deckung der vorgeschobenen Batterien mufsten anfangs einige Schwadronen übernehmen, da die Infanterie noch nicht heran war. Es währte nicht lange, bis die französischen Bataillone ein vernichtendes Feuer auf die Batterien des IX. Korps richteten, welche wegen der enormen Verluste im Begriff standen, das Feuer einzustellen. Eine reitende Batterie auf dem linken Flügel war fast kampfunfähig, als feindliche Infanterie sich auf dieselbe stürzte; zwei Geschütze konnten zurück, vier, die bis zum letzten Moment mit Kartätschen geschossen hatten, schienen verloren. Schnell herbeieilende preufsische Infanterie konnte die Franzosen noch am Fortschaffen zweier Geschütze hindern, zwei blieben aber in Feindeshand; wir erhielten sie beim Fall von Metz wieder. Trotz der furchtbaren Verluste hielt die preufsische Artillerie in dem vernichtenden Feuer der dominierenden feindlichen Stellung aus. Um 2 Uhr waren die beiden Geschütze verloren, eine halbe Stunde später mufste die Korpsartillerie zurückgehen, um sich wieder kampffähig zu machen, erschien aber später wieder, um den Kampf fortzuführen. — Der Angriff der beiden Korps der Ersten Armee hatte um 1 Uhr begonnen, als man dort den Kampf des IX. Korps erfahren hatte. Da nach und nach die ganze feindliche Front beschäftigt wurde, hatte das IX. Korps fortan nur mit dem ihm gegenüberstehenden französischen 4. Korps zu ringen. Der Kampf wurde weniger ungestüm, schliefslich nur durch Artillerie geführt. Durch das Eingreifen der gesamten Batterien des III. Korps gelang es nach und nach, die feindliche Artillerie fast zum Schweigen zu bringen und die französische Infanterie zu erschüttern.

Das Gardekorps war dazu bestimmt, eine umfassende Bewegung des feindlichen rechten Flügels zu machen, nachdem man festgestellt zu haben glaubte, dafs sich derselbe bei St. Privat befinde. Eine Brigade stellte das Korps dem stark gelichteten IX. Korps als Unterstützung zur Verfügung. Als General v. Pape mit der Avantgarde seiner 1. Garde-Division südlich

Habonville eingetroffen war, liefs er seine vier Batterien den Kampf mit den feindlichen aufnehmen und marschierte mit der ganzen Division auf Ste. Marie aux Chênes. Bald traf auch die Korpsartillerie ein und nahm ebenfalls die Batterien bei St. Privat zum Ziel. Das Eingreifen der Garde-Artillerie zwang die des französischen 6. Korps, von der Beschiefsung des IX. Korps abzulassen. Die Front der feindlichen Stellung bei St. Privat war aufserordentlich stark; glacisartig fiel die Höhe nach Ste. Marie aux Chênes ab, welches zur Verteidigung eingerichtet und durch ein Linien-Regiment besetzt war. In dieser Stellung verfügte der Marschall Canrobert über sein 32 000 Mann starkes 6. Korps, welches durch Eingreifen einer Brigade vom 4. unterstützt werden konnte. Mithin standen 40 000 Mann bei St. Privat. General v. Pape wollte trotzdem angreifen, obgleich die Garde-Artillerie stark durch Chassepotfeuer litt; er kam aber zur Überzeugung, dafs dies keinen Erfolg haben könne, solange Ste. Marie aux Chênes in seiner linken Flanke von den Franzosen besetzt sei. Da mittlerweile klar geworden war, dafs auch bei St. Privat die französische Stellung nicht ende, war dem XII. Korps aufgegeben worden, weiter nach Norden auszuholen, mit der 23. Division den rechten französischen Flügel zu umgehen, während die 24. auf Ste. Marie aux Chênes ging. General Pape liefs den Ort zunächst durch zehn Geschütze der Korpsartillerie beschiefsen. Die Batterien der 24. Division, welche eben eingetroffen waren, nahmen dasselbe Ziel. Nachdem dies Feuer stark gewirkt, auch die sächsische Korpsartillerie dasselbe aufgenommen hatte, erfolgte der Sturm auf Ste. Marie aux Chênes, das um 3½ Uhr von Teilen der 1. Garde-Division und der sächsischen 47. Brigade besetzt wurde. Einige hundert Franzosen wurden gefangen. Sieben preufsische und acht sächsische Bataillone trafen in dem Dorf zusammen, dessen Lisiere dem Feinde gegenüber besetzt wurde. Da sich feindliche Infanterie in Terrainwellen festgesetzt hatte und von dort die Artillerie beschofs, sogar offensive Vorstöfse machte, gingen einige sächsische Bataillone gegen dieselbe vor und trieben sie zurück.

Die preufsische Garde-Artillerie konnte nun weiter vorwärts Stellung nehmen, und gelang es ihr gegen 4 Uhr, fast die ganze feindliche Linie zum Schweigen zu bringen. Auch hier trat eine Stunde später eine Pause ein wie beim IX. Armeekorps, da man wufste, dafs die Entscheidung erst gesucht werden könne, nachdem es gelungen sei, den Franzosen die rechte Flanke abzugewinnen. Da die sächsische Kavallerie gemeldet hatte, dafs sich der französische rechte Flügel über St. Privat bis Roncourt erstrecke, ein Frontalangriff auf St. Privat äufserst schwierig erschien, der Angreifer nirgend Deckung fand, hatte der Kronprinz von Sachsen beschlossen, die Front bei St. Privat nur zu beschäftigen, mit den Hauptkräften aber auf Roncourt zu gehen. Hiervon war das Gardekorps um 2½ Uhr unterrichtet worden. Als sich der Kronprinz von Sachsen dann überzeugte, dafs der rechte Flügel sogar noch über Roncourt hinausreichte, beauftragte er

den Prinzen Georg, mit den Umgehungstruppen noch weiter nördlich auszuholen, und die Kavallerie, um den rechten Flügel in den Rücken des Feindes zu gehen, im Mosel-Tal Eisenbahn und Telegraphen zu zerstören.

In diesem Sinne wurde auch das Gefecht bei Ste. Marie aux Chênes geleitet, die auf Roncourt nachgedrungenen Bataillone wurden zurückgeholt, wogegen die sächsischen Batterien den Kampf gegen feindliche Artillerie und Infanteriemassen zwischen St. Privat und Roncourt fortsetzten.

Um 2½ Uhr war auch die 2. Garde-Division, welche eine Brigade beim IX. Korps gelassen hatte, herangekommen; ihre Batterien verlängerten die Front der Korpsartillerie.

Es standen 180 Geschütze zwischen dem Bois de la Cusse und den Gehölzen östlich von Anboué im Feuer, welche nach und nach die feindliche Artillerie zum Schweigen brachten, dann ein langsames Feuer unterhielten, bis die Umgehung wirken würde. Dadurch entstand die Gefechtspause vor der Front des IX., Garde- und XII. Korps, der Zweiten Armee, welche sich in der ersten Linie befanden, während das III. Korps mit der 6. Kavallerie-Division und das X. Korps mit der 5. Kavallerie-Division dahinter standen. Das II. Korps, welches einen Nachtmarsch gemacht hatte, um rechtzeitig auf dem Schlachtfelde zu erscheinen, traf um 11 Uhr bei Buxières ein. Es erhielt den Auftrag, der Ersten Armee als Reserve zu dienen, und dirigierte sich auf Rezonville.

Bei der Ersten Armee zog man zwischen 12 und 1 Uhr die Artillerie vor und formierte östlich Gravelotte grofse Batterien, welche ihr Feuer zunächst gegen die feindliche Artillerie richteten und, wie die Artillerie des III. Korps, den Feind zwangen, vom IX. Korps abzulassen. Nachdem es gelungen war, das gegnerische Feuer niederzukämpfen, überschüttete man die auf dem jenseitigen Hange liegenden, zur Verteidigung eingerichteten Pachthöfe mit Granaten. Das VII. und VIII. Korps hatten um 12¾ Uhr 108 Geschütze im Feuer, welche hauptsächlich gegen die Batterien bei Moscou und Point du Jour wirkten. Nachdem das Artilleriefeuer des Gegners schwächer geworden war, nahmen die deutschen Batterien vorwärts gelegene Stellungen ein, in denen sie aber bald stark durch Chassepotfeuer litten.

Zur Vertreibung der feindlichen Tirailleure gingen zunächst einzelne Bataillone vor, durchschritten das Mance-Tal und versuchten unter schweren Verlusten, den jenseitigen Hang zu ersteigen.

Da aber Befehle vom grofsen Hauptquartier eingingen, nach welchen die Erste Armee nur ein hinhaltendes Gefecht führen solle, da die Entscheidung auf dem rechten Flügel bei der uneinnehmbaren Stellung des Gegners nicht herbeigeführt werden könne, unterliefs man den Versuch einer gröfseren Offensive. Ein Abbrechen des Kampfes war jedoch schwer

möglich. Um 3 Uhr nahmen die Vortruppen des VIII. Korps die Ferme St. Hubert.

Die Versuche der 15. Division, weiter vorzudringen, das Plateau zu erreichen, scheiterten stets an dem vernichtenden Chassepot- und Mitrailleusenfeuer. Man hatte zwar die vorgeschobenen feindlichen Truppen überall auf die Hauptstellung zurückgeworfen, da man aber selbst ungedeckt dem Gegner gegenüberlag, konnte die Lage kritisch werden, wenn die Franzosen einen energischen Vorstofs machten.

Das erreichte Resultat der Kämpfe des VIII. und VII. Korps bestand in der Beschäftigung des 3. und 2. französischen. Das VIII. Korps hatte um 4 Uhr auch die Batterien der 16. Division vorgezogen und zur Unterstützung der 15. Division die 31. Brigade aus der Reserve den Mance-Bach überschreiten lassen. Das mächtige Feuer der preufsischen Artillerie hatte die des Gegners niedergekämpft, und da die französische Infanterie gröfsere Vorstöfse unterliefs, glaubte General v. Steinmetz, der Gegner sei erschüttert. Er hielt die Lage für eine gröfsere Offensive günstig und befahl den Angriff der feindlichen Stellung in der Front und linken Flanke. Mit grofser Tapferkeit gingen die braven Truppen vor. Die Batterien der 14. Division überschritten sogar das Mance-Tal und suchten sich auf dem jenseitigen Hang zu etablieren. Das feindliche Feuer war aber derartig, dafs die Bespannung sofort zusammengeschossen wurde. Zwei Batterien mufsten Kehrt machen, den beiden anderen gelang es trotz schwerer Verluste, zum Abprotzen zu kommen. Zu ihrer Bedeckung war das 4. Ulanen-Regiment mit in das Infanteriefeuer gegangen, da dasselbe aber kein Attackenobjekt fand, ging es, als eine Batterie zertrümmert in das Tal glitt, unter grofsen Verlusten zurück.

Die beiden Batterien, welche überhaupt zum Abprotzen gekommen waren, richteten ihr sehr wirksames Feuer gegen den nahen Feind; die eine fand etwas Deckung hinter der Gartenmauer von St. Hubert, wogegen die andere ganz ungedeckt in der Front und in der Flanke derartig beschossen wurde, dafs die Bedienungsmannschaften nur noch für ein Geschütz reichten, fast alle Pferde erschossen waren. Die exponierte Stellung dieser Batterie wie das Zurückgehen des Ulanen-Regiments reizten die Franzosen zu einem Vorstofs mit Infanterie. Die Batterie wehrte sich mit Kartätschen, zuletzt aus einem Geschütz, und die herbeieilende preufsische Infanterie trieb die feindlichen Tirailleurschwärme zurück.

Um 5 Uhr mufste die Batterie durch herbeigeholte Gespanne zurückgeschafft werden. Sie nahm die Schwerverwundeten auf den Protzen mit. Alle Offiziere waren tot oder verwundet. Die andere Batterie in St. Hubert blieb in ihrer Stellung trotz ansehnlicher Verluste. Während so in der Front gekämpft wurde, ging die Brigade von der Goltz, welche bei Ars an der Mosel zur Deckung der rechten Flanke zurückgelassen war, auf Vaux

vor. Sie stiefs auf die französische Brigade Lapasset auf dem äufsersten linken Flügel und eroberte Jussy unter schweren Verlusten. Dort bot sich der Brigade eine günstige Stellung. Dafs ein weiteres Vordringen überhaupt unmöglich war, erkannte General v. der Goltz sehr bald. Das Eingreifen dieser Brigade wie die Bewegungen auf dem rechten Mosel-Ufer, von wo eine Brigade des I. Korps mit einer Batterie in das Gefecht eintrat, verfehlten ihren Eindruck auf den französischen Oberbefehlshaber nicht, der, wie schon früher bemerkt, besonders um seinen linken Flügel besorgt war. Bazaine, welcher für seine Armee Munition und Lebensmittel aus der Festung bezog, fürchtete ganz besonders ein Abdrängen von Metz.

Die Offensive der Ersten Armee hatte zwar keine greifbaren Vorteile geschaffen, war aber insofern von bedeutendem Einflufs, als Marschall Bazaine sich veranlafst sah, seine Reserven festzuhalten, und es zu spät war, aus denselben den rechten Flügel zu unterstützen, als er sich dazu entschlofs. Gegen 5 Uhr entstand auch vor der Front der Ersten Armee eine Gefechtspause. Um ½6 Uhr wurde das II. Korps zur Verfügung gestellt. Im grofsen Hauptquartier, welches nicht wufste, wie es auf dem beinahe zwei Meilen entfernten Gefechtsfelde des XII. Korps aussah, hielt man einen allgemeinen Angriff der Ersten Armee für geboten. Es war etwa 7 Uhr, als das VIII. und VII. Korps alle noch vorhandenen Bataillone über das Mance-Tal vorsandten, während das II. Korps vorläufig als Reserve zurückblieb. Sobald das erneute Vordringen des Gegners bemerkt wurde, erschienen zahlreiche französische Batterien und richteten, vereint mit den Bataillonen, ein verheerendes Feuer auf die anstürmenden Preufsen. Die Verluste häuften sich in solcher Weise, dafs das Vordringen bald zum Stehen kam, die Truppen nach und nach zurückgingen, um sich dem Feuer zu entziehen, das sie selbst nur schwach erwidern konnten. Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Trotzdem liefs General v. Steinmetz das II. Korps über das Mance-Tal zur Verstärkung vorgehen.

General v. Fransecky führte die braven Pommern in geschlossenen Bataillonen vor, sobald er sich durch die engen Wege durchgewunden und den jenseitigen Hang erreicht hatte. Mit schlagenden Tambours ging das Korps vor, entwickelte sich und gab Salven nach der Richtung, wo die aufblitzenden Schüsse den Gegner vermuten liefsen. Es war Nacht, eine Übersicht unmöglich, das Feld bedeckt mit Verwundeten. Versprengte irrten umher, ihre Verbände wieder herzustellen. Da traf der Befehl des Königs ein, das Gefecht einzustellen, mit dem II. Korps die Vorposten auszusetzen, alle Truppen des VIII. und VII. Korps über das Mance-Tal zurückzuschicken und zu sammeln. Die Nacht hatte am 18., wie am 14. und 16., dem Kampf ein Ende gemacht, von dem man auch sagen konnte: „Ein Schlachten war's und keine Schlacht zu nennen!"

Bazaine hatte mit seinem linken Flügel die Stellung behauptet; die Vorposten beschossen sich vor demselben die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen klärte sich die Situation.

Das grofse Hauptquartier hatte, als der Kampf der Ersten Armee geendet, noch keine Nachricht von den Vorgängen auf dem linken Flügel, was bei der grofsen Entfernung um so erklärlicher ist, als die Entscheidung dort erst spät abends eintrat. Der König war den ganzen Tag, bis in die Nacht hinein, auf dem Schlachtfelde Zeuge des blutigen, aber vergeblichen Ringens der Ersten Armee. Durch seine Gegenwart flöfste er den Truppen Vertrauen ein und sorgte dafür, dafs bei eintretenden Krisen alles wieder in die richtige Bahn kam. Moltke benutzte in seiner klassischen Ruhe die Nacht, um die Direktiven für alle Eventualitäten festzulegen.

Nachdem vor der Front der Zweiten Armee gegen 5 Uhr eine Pause eingetreten war, setzte das XII. Korps mit seinem linken Flügel die umgehende Bewegung nach Norden fort, um Roncourt zu umfassen. Der Prinz von Württemberg, welcher die Umgehung weiter vorgeschritten wähnte, glaubte mit Rücksicht auf die schwierige Lage des IX. Korps, nun einen Angriff auf St. Privat ausführen zu können. Zu diesem Zweck fanden beim Gardekorps Bewegungen statt, welche beim IX. wahrgenommen wurden. General v. Manstein wollte seinerseits den Angriff der Garden indirekt durch einen Angriff des IX. Korps gegen Amanvillers und La Folie unterstützen. Mit diesem Vorstofs wurde um 5½ Uhr die bisher in Reserve gehaltene 3. Garde-Infanterie-Brigade beauftragt, welche die Richtung auf die Mitte und den rechten Flügel des französischen 4. Korps nahm. Das Garde-Schützen-Bataillon, welches mit grofser Tapferkeit vorging, wurde mit einem vernichtenden Feuer empfangen. In kurzer Zeit waren seine sämtlichen Offiziere tot oder verwundet. Ein Fähnrich übernahm die Führung der Trümmer dieser Truppe. Die beiden Garde-Regimenter, welche mit Kühnheit unaufhaltsam vordrangen, gelangten zwar bis auf 800 Schritt an die feindliche Stellung, konnten aber nicht weiter vorwärts. Das Feuer des Feindes hatte auch bei diesen Regimentern den gröfsten Teil der Offiziere und Mannschaften kampfunfähig gemacht. Fast ohne Deckung nahm man das Feuergefecht mit der besser bewaffneten feindlichen Infanterie auf, beständig in der Front und in den Flanken beschossen. Die Verluste häuften sich, trotzdem gingen die Braven nicht zurück.

Wie die Offensivbewegung der Garde, scheiterte die gleichzeitig von hessischen Bataillonen unternommene Vorwärtsbewegung. Das mörderische Feuer, das der Gegner aus gedeckten Stellungen abgab, konnte nicht niedergekämpft werden, trotz aller Bemühungen der zahlreichen Batterien. Immerhin war Terrain gewonnen, die Artillerie konnte weiter vorwärts Stellung nehmen und aus dieser feindliche Offensivstöfse mit abwehren. Hierbei waren die Batterien des III. Korps mit tätig.

Der kommandierende General des Gardekorps hatte französische Ko-

lonnen von Roncourt im Marsch auf St. Privat gesehen, was seine Annahme zu bestätigen schien, dafs die Umgehung sich auf dem französischen rechten Flügel bereits fühlbar mache.

Der Kommandeur der 1. Garde-Division, welcher von seinem Standpunkt die Bewegungen des linken sächsischen Flügels verfolgt hatte, teilte aber mit, dafs derselbe noch nicht um Roncourt herum sei. Auch machte General v. Pape darauf aufmerksam, dafs ein Angriff auf St. Privat, bevor der Ort durch die Artillerie längere Zeit beschossen sei, keine Aussicht auf Erfolg böte, weil die Stellung zu stark, die Annäherung an dieselbe nur ungedeckt, in verheerendem Feuer möglich sei. Leider hatte man schon die 4. Garde-Infanterie-Brigade zum Angriff angesetzt. Deshalb schritt General v. Pape mit der 1. Garde-Division vorwärts. Vorher war die Genehmigung des Prinzen Friedrich Karl eingeholt worden.

Was vorhergesehen war, trat ein. Überschüttet mit Geschossen aller Art, fielen bald sämtliche Stabsoffiziere und andere Offiziere. Dessenungeachtet drangen die Helden von Chlum und Rosberitz todesmutig vorwärts und gelangten bis auf 600 bis 800 Schritt an St. Privat. Tausende Toter und Verwundeter bedeckten das glacisartig ansteigende Vorterrain der feindlichen Stellung, „le tombeau des Gardes Prussiennes“. Trotz des unglaublichen Feuers wollte die Garde nicht weichen; die Leute blieben flach auf der Erde liegen und erhoben sich nur, um Offensivstöfse abzuwehren, welche Infanterie und Kavallerie nacheinander machten. Hierbei wirkten die in der Nähe befindlichen Kompagnien mit. Endlich entschlofs man sich, die Batterien vorzuholen. Mit grofser Kühnheit gingen die Garde-Batterien in das Infanteriefeuer und eröffneten ihr Feuer gegen St. Privat auf 1000 Schritt Entfernung; ebenso wurde die Ferme Jerusalem beschossen. Um 6½ Uhr machte die sächsische Umgehungskolonne Front gegen Roncourt, auf einen zähen Widerstand des Feindes vorbereitet. Marschall Canrobert, dessen Bataillone in St. Privat, eng zusammengedrängt, den preufsischen Granaten ausgesetzt waren, die Gefahr erkennend, welche seinem Korps durch die Umfassung seines rechten Flügels drohte, auch auf einen neuen Angriff der Garden gefafst, beschlofs den Rückzug. Derselbe sollte unter dem Schutz einer Brigade, welche die Arrieregarde bildete, bei Roncourt ausgeführt werden. Infolgedessen fanden die Sachsen bei Roncourt nicht den erwarteten Widerstand, drängten die Nachhut zurück und machten Gefangene. Jetzt konnte auf St. Privat vorgegangen werden. Den Sachsen schlossen sich einige Garde-Kompagnien an, welche beim ersten Angriff zu weit links gekommen waren. Das Feuer von 14 Batterien hatte in St. Privat arge Verwüstungen angerichtet. Trotzdem behauptete sich die brave französische Infanterie in dem Ort. Mauern, ja ganze Gebäude stürzten ein, und an verschiedenen Orten schlugen die Flammen gen Himmel. Da die 20. Division eintraf und die Reserve übernehmen konnte, wurde nun der wirkliche Sturm auf St. Privat unternommen; die Tambours

schlugen, die Hörner bliesen zum schnellen Avancieren, unaufhaltsam drangen die Garden und Sachsen vor, fast gleichzeitig die feindliche Stellung erreichend. So stürzten die Deutschen in den Ort und begannen den Kampf im Innern von St. Privat, wo sich die Franzosen hartnäckig verteidigten. Der Rückzug des Korps Canrobert ging bald in Flucht über. Zu spät erschien die Garde-Grenadier-Division Picard. Die Schlacht war entschieden; es handelte sich nur noch darum, den Verfolgern möglichst bald aus der Schufsweite zu kommen. Auch die französischen Reserve-Batterien vermochten nicht, den Sieger aufzuhalten. Die preufsischen Garde-Batterien waren schnell bis St. Privat vorgegangen und beschossen mit denen des X. Korps den abziehenden Feind. Die französische Reserveartillerie nahm in einer Stellung an den Steinbrüchen das zurückgehende 6. Korps auf. Nach und nach waren 23 deutsche Batterien eingetroffen. Von diesen beschossen die auf dem linken Flügel die zwischen Marengo und dem Bois de Saulney auftretende französische Artillerie, während die des rechten Flügels nun die rechte Flanke des französischen 4. Korps bei Amanvillers beschofs. Der Ort selbst geriet in Brand. Diesen Moment benutzte das IX. Korps, um einen neuen Angriff auszuführen. Die 4. Garde-Infanterie-Brigade drang, ohne einen Schufs zu tun, in die feindliche Stellung. Es kam zum Kampf mit Bajonett und Kolben, Amanvillers wurde genommen.

Das 4. französische Korps bewerkstelligte seinen Rückzug geordnet, verfolgt durch Artillerie- und Infanteriefeuer. Wie am 14. und 16. machte auch am 18. die hereinbrechende Nacht dem Kampf ein Ende. Während es der Ersten Armee nur gelingen konnte, den linken Flügel des Feindes festzuhalten und ernstlich zu beschäftigen, hatte die Zweite den Gegner aus der Stellung geworfen, dank der von Moltke gegebenen Disposition. Wäre der Vormarsch der Sachsen länger abgewartet, der Kampf nicht zu früh vom IX. Korps begonnen worden, so hätte man dasselbe Resultat mit bedeutend geringeren Opfern erreichen können. So waren die Verluste ungeheuer: 899 Offiziere, 19 260 Mann auf deutscher Seite. Naturgemäfs waren die des meist gedeckt fechtenden Gegners, der sich defensiv verhielt, bedeutend geringer. Bazaine gibt dieselben in seinem Werke über 1870 mit 589 Offizieren und 12 273 Mann an.

Auch in dieser Schlacht ist der Waffenerfolg hauptsächlich durch die überlegene deutsche Artillerie erzwungen worden, welche dank Hindersin mit den gezogenen Geschützen und der neuen Taktik Grofses leisten konnte. Aber Waffe und Taktik hätten allein diese Wirkung nicht gehabt. Unvergleichlich ist die Tapferkeit gewesen, mit welcher die Batterien vorgingen und im vernichtenden Gewehrfeuer ausharrten, bis an einzelnen Stellen alle Bedienungsmannschaften aufser Gefecht gesetzt waren. Nicht mindere Ehrung verdient die deutsche Infanterie, welche ungedeckt gegen den in Schützengräben oder hinter Brustwehren liegenden, besser bewaff-

neten Gegner angehen mufste. Der Kavallerie bot dieser Sieg keine Gelegenheit, ihren schneidigen Reitergeist zu betätigen.

Während der Nacht wurden Vorposten auf dem behaupteten und teils eroberten Schlachtfeld ausgesetzt.

XIX.

Wenn in dem vorigen Kapitel auch die Schlachten vom 16. und 18. auszugsweise nach dem Generalstabswerke geschildert wurden, obgleich das I. Armeekorps, dem ich als Chef des Generalstabes angehörte, nur mit geringen Kräften an diesen Tagen vom rechten Mosel-Ufer aus demonstrierte, so geschah dies, weil die drei ersten Schlachten um Metz tatsächlich zusammengehören. Eine jede derselben bildet ein Glied der Kette, welche die Einschliefsung der französischen Armee bewirkte, ihr Zusammenhang sichert das Verständnis für die ganze Lage.

In der Nacht zum 19. entwarf der Chef des grofsen Generalstabes die Direktiven für die nächsten Operationen. Der König befahl die Bildung einer Vierten Armee aus dem Garde-, IV. und XII. Armeekorps. Zum Oberbefehlshaber derselben wurde der Kronprinz von Sachsen ernannt. Diese Armee sollte mit der des Kronprinzen von Preufsen zunächst gegen die französische Armee operieren, welche der Marschall Mac Mahon im Lager von Chalons organisierte.

Dagegen wurde dem Prinzen Friedrich Karl der Oberbefehl über alle vor Metz bleibenden Korps übertragen und demselben aufgegeben, vor allem einen Durchbruch der Rhein-Armee nach Westen zu verhindern. Man mufste annehmen, dafs Marschall Bazaine suchen werde, sich mit Mac Mahon zu vereinigen, um den Vormarsch der Deutschen auf Paris aufzuhalten oder, gestützt auf diese grofse Festung, eine Zernierung derselben unmöglich zu machen.

Um den Durchbruch nach Westen zu verhindern, sollten von vornherein sechs Korps auf dem linken Mosel-Ufer Stellung nehmen, während das rechte nur durch ein Korps und die 3. Reserve-Division, Kummer, besetzt werden sollte.

In diesem Sinne befahl der Oberbefehlshaber der Zernierungs-Armee, dafs General v. Manteuffel mit dem I. Armeekorps, der 3. Reserve- und 3. Kavallerie-Division die Aufgabe auf dem rechten Mosel-Ufer lösen solle. Die besonderen Direktiven, welche dieser General erhielt, waren in mehreren Punkten präzisiert:

1. Die Festung Metz ist auf dem rechten Ufer von jeder Verbindung nach aufsen abzuschneiden.

2. Die Truppen sind so unterzubringen, dafs sie in der Lage sind, bei einem Durchbruchsversuch in der Richtung auf Diedenhofen östlich der Mosel in geeigneter Stellung den Gegner aufzuhalten, während derselbe in



seiner linken Flanke vom westlichen Mosel-Ufer beschossen wird. Zur Verbindung beider Ufer wird bei Hauconcourt eine Kriegsbrücke geschlagen.

3. Die Station Remilly, der Endpunkt der Eisenbahnverbindung mit Deutschland und Magazinpunkt, ist zu sichern.

4. Für den Fall, dafs die ganze Macht des Feindes eine weit ausgreifende Bewegung auf dem rechten Mosel-Ufer, aber in einer anderen als den bezeichneten Richtungen unternehmen würde, sollte dem Stofse ausgewichen und ein ernsthaftes Gefecht gegen Übermacht vermieden werden.

Mit Rücksicht darauf, dafs ein Ausbrechen auf dem linken Ufer unter allen Umständen verhindert werden sollte, befahl Prinz Friedrich Karl dort die Anlage starker zusammenhängender Befestigungen.

Die Aufgabe des Generals v. Manteuffel war eine äufserst schwierige. Auf einer Linie von 2½ Meilen standen ihm nur drei Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division zur Verfügung; da ein Abmarsch nach Norden mit Gewalt verhindert und Remilly gedeckt werden sollte, lagen die beiden Schwerpunkte räumlich etwa zwei Meilen auseinander.

Es war also eine Teilung der Kräfte geboten. Der rechte Flügel mufste besonders stark sein, um dem Gegner sofort entgegentreten zu können, der linke hinreichend, um Unternehmungen gegen Remilly abweisen zu können. In diesem Sinne schlug ich dem General v. Manteuffel die Aufstellung der Truppen vor, welche nachstehend angegeben werden wird.

Am mifslichsten erschien mir der vierte Punkt der Direktiven. Ohne Kampf auszuweichen, schien doch wenig ratsam; hatte man denselben begonnen, dann schrieb der überlegene Gegner das Gesetz vor. Ein Abbrechen des Gefechts von seiten der zurückgehenden Truppe, wenn der Gegner bedeutend überlegen ist, läfst sich bei Tage nur in seltenen Fällen ausführen.

Mir schien es richtiger, die feindliche Armee, wohin sie auch ausbrechen wollte, mit aller Energie aufzuhalten, dem Gedanken des eventuellen Ausweichens nicht näherzutreten. Die Tüchtigkeit der Truppen verbürgte den Erfolg.

Das Generalkommando des I. Armeekorps ordnete folgende Aufstellung an:

„Die Reserve-Division besetzt mit dem 19. Infanterie-Regiment Montoy; Charly wird vom 81. Regiment, einer Schwadron Reserve-Dragoner und einer Batterie besetzt, mit Vorposten gegen das Bois de Grimont.

Das Gros, bestehend aus der Landwehr-Division Senden, dem Reserve-Dragoner-Regiment No. 1 und der Divisionsartillerie, bezieht ein Lager zwischen Schlofs Bury und Olgy. (In letzterem Ort nahm General Kummer Quartier.)

Vom I. Korps nimmt die 1. Infanterie-Brigade hinter Poix Stellung

mit Vorposten auf der Höhe westlich Failly und Servigny, auf beiden Seiten der Strafse von Metz nach Bouzonville.

Das Gros der 1. Division lagert zwischen Vremy und Ste. Barbe, daneben die Korpsartillerie. Die 2. Division bezieht ein Lager bei Courcelles sur Nied. Die Avantgarde besetzt mit ihren Vorposten Schlofs Aubigny, La Grange aux Bois, Mercy le Haut und das Terrain bis an die Strafse nach Strafsburg."

Die Verbindung der beiden Divisionen, deren Gros etwa zwei Meilen voneinander entfernt waren, wurde durch Kavallerie hergestellt. Das Dragoner-Regiment No. 1 biwakierte nördlich von Retonfay, an der Strafse nach Saarlouis, das Dragoner-Regiment No. 10 nördlich von Puche, an der Strafse nach Saarbrücken. Feldwachen beider Regimenter wurden bis in die Höhe von Noisseville und Montoy vorgeschoben.

Die Trains des Armeekorps lagerten hinter dem Gros der 2. Division.

General v. Manteuffel nahm am 21. sein Hauptquartier in Ste. Barbe. Die Beobachtung des südlichen Vorlandes von Metz wurde der 3. Kavallerie-Division übertragen.

Rings um Metz wurden Feldtelegraphen angelegt, welche die Korps untereinander und mit dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Zernierungs-Armee verbanden.

Ste. Barbe liegt auf einem Plateau, das sanft gegen das Fort St. Julien abfällt. Der Kirchturm des Dorfes ist weithin sichtbar und bietet Einblick in Metz. Auf demselben wurde ein Beobachtungsposten etabliert, der jede Bewegung in den feindlichen Lagern wahrnehmen konnte. Deutlich sah man die feindliche Armee auf den Abhängen der Forts St. Quentin und Plappeville auf dem anderen Mosel-Ufer. Ste. Barbe schien mir zum Hauptquartier geeignet, obgleich das Dorf zu nahe an dem Fort St. Julien liegt. Dafs dasselbe somit eigentlich in der vordersten Linie lag, war ein nicht zu verkennender Übelstand. An Ruhe war nicht zu denken, da das geringste Vorpostengefecht unsere Aufmerksamkeit erwecken mufste. Andererseits bot das Plateau eine günstige Stellung und gestattete dem I. Korps, den Gegner womöglich in seiner Entwickelung zu stören, falls derselbe nach Osten ausbrechen sollte.

Auch konnte der linke Flügel der Stellung nicht übersehen werden, weil eine ziemlich tiefe Schlucht sich von Noisseville nach Servigny zog, deren Hänge mit Weingärten besetzt waren. Diesem Übelstande konnte nur durch Verteidigungsanlagen einigermafsen abgeholfen werden. Demselben wurde kein entscheidender Einflufs eingeräumt, da man keine Wahl hatte, wenn man nicht sehr weit zurückgehen wollte. Allerdings hätte man dann eine bessere Defensivstellung herrichten können, aber man würde das ganze Vorterrain von vornherein den Franzosen zum ungestörten Aufmarsch der Armee wie zu deren Entwickelung freigegeben haben. Aufserdem würde der rechte Flügel des I. Korps sich räumlich

sehr weit von der 3. Reserve-Division entfernt haben, was die gegenseitige Unterstützung mindestens sehr erschwert hätte. Da der Gedanke, nach Punkt 4 der Direktiven zu handeln, beim General v. Manteuffel auch keinen Anklang fand, blieb nichts übrig, als die Stellung von Ste. Barbe zu wählen und deren Übelstände in den Kauf zu nehmen. Jedenfalls imponierte dieselbe den Franzosen, denn Bazaine nannte sie später „la formidable position de Ste. Barbe“. Er vermutete hinter derselben zahlreiche Reserven und festungsartige Verschanzungen. Beide waren nicht vorhanden. Zum Glück weifs der Gegner im Kriege oft nicht, wie es hinter dem Berge aussieht.

Sobald die Truppen die ihnen angezeigten Plätze erreicht hatten, richteten sie sich auf längere Zeit ein. Mit aller Energie wurde gearbeitet, um die Ortschaften zur Verteidigung einzurichten. Schützengräben, Verhaue in den Wäldern, Redouten auf den Hauptstrafsen wurden angelegt, selbst einzelne Ortschaften durch Trancheen verbunden. Kurz, es geschah alles, was möglich war, um die Stellung der Vorposten und die eigentliche Verteidigungsstellung zu verstärken. Aber zu allem gehört Zeit. Mit jedem Tage wurde die Widerstandsfähigkeit erhöht. Zur Deckung der Magazine von Courcelles wurden bei Laquenexy Verschanzungen angelegt, die Eisenbahn bei Peltre zerstört. So wurden die Ortschaften Malroy, Charly, Servigny, Failly, Poix zur Verteidigung eingerichtet und in der Schlucht Noisseville—Servigny Verhaue angelegt, welche die Passage erschweren sollten.

Ein grofser Übelstand war es, dafs in den Ortschaften noch viele Verwundete aus der Schlacht vom 14. lagen und dadurch die Truppen schwerer untergebracht werden konnten. Auch die Luft war schlecht, weil viele Tote nicht tief genug begraben waren. Ebenso erwies sich das Trinkwasser als ungesund. Der Genufs desselben wie des unreifen Obstes und Weins verursachte ruhrartige Krankheiten.

Der Boden war lehmig, die Biwaks nie trocken. Dazu kam häufiger Regen, welcher die Wege grundlos machte. Die Intendantur sorgte für gute und reichliche Verpflegung, was die Soldaten widerstandsfähiger machte. Der Ostpreufse ist hart, hält bei rauhem, schlechtem Wetter aus, ohne zu erkranken, wenn er täglich sein Quantum Schnaps bekommt. Für diesen sorgte unser vortrefflicher Intendant, namens Kümmel.

Die französische Armee arbeitete fleifsig an der Verstärkung der Forts. Vor St. Julien sah man beständig Rauchwolken. Wir erfuhren später, dafs man dort Kalk bereite und die Revetements der Gräben mit Mauern versah. Bazaine hatte bis zum 19. mit Mac Mahon telegraphisch in Verbindung gestanden; er wufste, dafs die Armee von Chalons den Marsch auf Metz beabsichtige. Als Metz zerniert worden war, hörte dieser Depeschenwechsel auf. Es gelang aber einzelnen ortskundigen Leuten, von Diedenhofen her in die Festung zu gelangen und Briefe

hineinzuschaffen. Versuche, durch Zettel in Flaschen, die man in die Mosel legte, mit dem Kommandanten von Diedenhofen in Verbindung zu treten, scheiterten. Man hatte nämlich unterhalb Metz Netze in die Mosel gelegt, welche derartige Sendungen auffingen.

Es war klar, dafs Bazaine nicht lange den Versuch des Durchbruchs aufschieben konnte; man beschleunigte deshalb in der Zernierungslinie die Verstärkungsarbeiten.

Am 26. früh wurde vom Kirchturm von Ste. Barbe Bewegung in den französischen Lagern gemeldet. Ich konnte mit Hilfe meines vortrefflichen Glases bald feststellen, dafs die Rhein-Armee im Begriff war, auf dem rechten Mosel-Ufer gegen das I. Armeekorps aufzumarschieren.

Meldung ging telegraphisch an die Oberkommandos der Ersten Armee wie des Prinzen Friedrich Karl ab. Die unter General v. Manteuffel stehenden Truppen wurden alarmiert, und der 3. Infanterie-Brigade wurde Befehl gegeben, von Courcelles nach der Chaussee Metz—Saarbrücken zu marschieren. Auf dem linken Ufer wurden die zum Eingreifen bestimmten Truppen an die Mosel geschoben. Nachmittags war der Aufmarsch der Rhein-Armee beendet, als gegen 4 Uhr ein wolkenbruchartiger Regen begann, welcher den Boden in Sümpfe verwandelte. Bei dem lehmigen Untergrund war es für Kavallerie, besonders aber für Artillerie kaum möglich, die Chausseen zu verlassen. Die Feldwege waren nicht zu benutzen, das Terrain derartig durchweicht, dafs die Geschütze nicht vorwärts geschafft werden konnten.

Der beabsichtigte Durchbruch konnte zwei Richtungen nehmen, entweder nach Osten, um die deutschen Verbindungen zu unterbrechen, oder nach Norden, um im grofsen Bogen die Vereinigung mit Mac Mahon zu bewirken.

Der Angriff erfolgte nicht. Wie wir annahmen, war der Wolkenbruch die Veranlassung, dafs derselbe unterblieb. Aus dem Werk Bazaines über 1870 erfährt man aber noch andere Gründe. Der Marschall hatte am 26. um 2 Uhr nachmittags alle Korpskommandeure, den Kommandanten von Metz und den Kommandanten der gesamten Artillerie nach dem Schlofs Grimont beschieden, um die Ansicht der Herren in Betreff des beabsichtigten Durchbruchs zu hören. Bazaine sprach sich selbst nicht aus. Zunächst referierte der General Soleille über den Stand der Artilleriemunition. Er erklärte, dafs solche nur noch für eine Schlacht vorhanden sei. Gelänge es durch diese, den Durchbruch zu erzwingen, so würde man sich dann ohne Munition wehrlos zwischen den deutschen Armeen befinden. Mit Rücksicht auf diesen ungünstigen Stand der Munition erklärten die Korpskommandeure, dafs es richtiger sei, bei Metz zu bleiben, besonders, nachdem der Kommandant von Metz erklärt hatte, dafs die Festung erst in vierzehn Tagen in der Lage sein würde, einem regelmäfsigen Angriff zu widerstehen. Auch wurde die Möglichkeit

berührt, dafs eine intakte Armee bei Metz, falls Friedensverhandlungen angeknüpft würden, als wichtiger Faktor in die Wage fallen würde. Tatsächlich wurde also am 26. nicht der Durchbruchsversuch gemacht, wie schon vorher gesagt wurde. Das französische 3. und 2. Korps verblieben auf dem rechten Mosel-Ufer und besetzten das Gelände südlich der Festung. Die übrigen Korps gingen auf das linke Mosel-Ufer zurück. Dafs Bazaine zu jener Zeit keine bestimmte Nachricht von den Bewegungen des Marschalls Mac Mahon hatte, mag auch lähmend auf seine Entschlüsse gewirkt haben.

Der Aufmarsch der Rhein-Armee war durch Schwierigkeiten verzögert worden, auf welche die Korps beim Überschreiten der Mosel stiefsen. Das Anschwellen des Flusses machte die Pontonbrücken unsicher. Zur Verdeckung der Bewegungen waren die französischen Vorposten überall tätig. Unsere Vorposten der 2. Division bei La Grange aux Bois und Colombey wurden etwas zurückgedrängt. Auch besetzten die Franzosen Noisseville, das diesseits nur beobachtet wurde; stärkere feindliche Abteilungen gingen in das Bois de Grimont, deren Tirailleure Schüsse mit den Vorposten der 3. Reserve-Division wechselten. Als gegen Abend die rückgängige Bewegung der Rhein-Armee bemerkt wurde, erfolgten die nötigen Befehle, um die getroffenen Truppenverschiebungen rückgängig zu machen. Am Morgen des 27. wurde beobachtet, dafs der gröfste Teil der feindlichen Korps auf das linke Ufer zurückgegangen war.

In Noisseville war am 14. August ein preufsisches Feldlazarett eingerichtet; der Ort lag voller Verwundeter. Die Besetzung desselben durch die Franzosen erregte die Verwundeten derartig, dafs eine Verschlechterung des Zustandes bei vielen eintrat. Es hatte sich aber am 26. herausgestellt, dafs Noisseville nicht unbesetzt bleiben dürfe, da der Ort die Stellung der 1. Division bedrohte. General v. Manteuffel befahl deshalb, dafs alle Verwundeten nach Château Gras geschafft würden. Dies geschah; man trug dieselben, und hatte der Transport keine schädlichen Folgen. Noisseville wurde schleunigst zur Verteidigung eingerichtet, ebenso die links von dem Ort isoliert liegende Brauerei. Schützengräben, Verhaue, Krenelierung von Mauern verstärkten die Stellung, welche ein Bataillon der 1. Division besetzte. Nachträglich bemerke ich, dafs am 26. auch die 3. Kavallerie-Division sich zum Gefecht bereit hielt, ebenso beim VII. Korps das Eingreifen in den Kampf in Aussicht genommen war.

Wenn es nun auch diesmal nicht zum Schlagen kam, so blieb doch kein Zweifel darüber, dafs Bazaine auf dem rechten Ufer den Versuch des Durchbruches unternehmen werde, das I. Korps mit der Division Kummer den Stofs der gesamten Rhein-Armee anfänglich allein zu parieren haben würde.

Wie aus dem Buch des Marschalls Bazaine hervorgeht, hatte derselbe am 29. eine Depesche des Kommandanten von Diedenhofen erhalten,

nach welcher die Armee des Marschalls Mac Mahon am 27. bei Stenay, südlich der Maas, eingetroffen war. Hatte die Armee von Chalons den Marsch auf Metz fortgesetzt, so mufste sie sich diesem Platz bedeutend genähert haben. Bazaine hielt den Augenblick für gekommen, ordnete an, dafs sich die Armee mit Lebensmitteln versehen solle, und traf alle notwendigen Anordnungen.

Während die seit dem 26. südlich Metz auf dem linken Mosel-Ufer verbliebenen Korps am Morgen des 31. die Vorposten der diesseitigen 2. Division beschäftigten, bewerkstelligte der Rest der Armee den Uferwechsel.

Abends vorher war schon eine auffallende Bewegung in den französischen Lagern bemerkt worden, und am 31. früh sah man vom Kirchturm von Ste. Barbe die Rhein-Armee in derselben Weise wie am 26. aufmarschieren.

Das I. Korps wie die 3. Reserve-Division wurden alarmiert, die Oberkommandos telegraphisch von den Vorgängen benachrichtigt.

Eine Brigade und zwei Batterien der 2. Division wurden wieder über Puche nach der Strafse Metz—Saarbrücken beordert, wohin General v. Steinmetz auch die halbe 3. Kavallerie-Division sandte.

General v. Kummer entsandte sieben Schwadronen und eine Batterie nach dem Bois de Failly, um die Verbindung seiner Division mit dem rechten Flügel der 1. zu sichern. Der bei den Vorposten der 2. Division um 7½ Uhr begonnene Kampf brachte Colombey in französische Hände. Auch bei La Grange aux Bois wurden die Vorposten zurückgedrängt. Stärkere feindliche Massen setzten sich im Bois de Borny fest.

Um 11½ Uhr brachen die Franzosen das Gefecht ab. Aubigny, Ars Laquenexy und Merci le Haut blieben von uns besetzt.

Vor der 3. Reserve-Division erschien Kavallerie mit einigen Batterien. Der Geschützkampf, an dem sich auch das Fort St. Julien beteiligte, wurde bis gegen Mittag fortgeführt.

Der Aufmarsch der Rhein-Armee nahm langsamen Fortgang, weil Kreuzungen auf dem Anmarsch zum Uferwechsel entstanden waren.

Nachmittags kochte die vordere französische Linie ab. Der Rauch verdeckte den Bau von Batterien, welche später 15 schwere Geschütze aufnahmen, die man dem Fort St. Julien entnommen hatte. Prinz Friedrich Karl hatte den feindlichen Aufmarsch von dem Beobachtungspunkt auf dem linken Ufer mitangesehen. Er zweifelte nicht, dafs ein ernster Durchbruchsversuch beabsichtigt sei, und ordnete alles an, um dem Gegner bei Diedenhofen eventuell mit zwei Korps entgegentreten zu können, während das X. Korps bereits Truppen über die Mosel gesandt hatte, um hinter der 3. Reserve-Division Stellung zu nehmen. Da aber die ersten Nachmittagstunden ohne Kampf vergangen waren, die Operationen des Marschalls sehr viel Zeit gebrauchen würden, kam der Prinz zu

der Überzeugung, dafs Bazaine erst am nächsten Tage angreifen werde. Um nicht die Truppen vor der Zeit zu ermüden, liefs er dieselben, auch die, welche auf das rechte Ufer übergegangen waren, wieder in die Lager rücken und begab sich selbst in sein Hauptquartier. General v. Steinmetz hatte sich gegen Mittag in die Richtung nach Ste. Barbe begeben. Da nach einigen Stunden kein Kanonendonner gehört wurde, kehrte auch er in sein Quartier zurück.

Nachmittags hatte Marschall Bazaine die höheren Führer bei Grimont Ferme versammelt. Er teilte denselben die Nachrichten mit, welche er durch den Kommandanten von Diedenhofen erhalten hatte, und sagte, dafs der Durchbruch unter allen Umständen erfolgen müsse. Seine Disposition war nach eigener Angabe folgende:

Das 3. Korps wirft den feindlichen linken Flügel aus der Stellung von Ste. Barbe und gewinnt dann die Höhen von Ste. Barbe am Bois de Cheuby und bei Avancy.

Das 4. Korps dringt über Villers l'Orme, Failly und Vremy gegen den rechten Flügel der Stellung von Ste. Barbe vor und sucht Sanry und Vigy zu erreichen.

Das 6. Korps wendet sich vorwärts Chieulles gegen Charly und Malroy, dann auf Antilly, wo es Stellung nimmt, mit dem linken Flügel an Argancy gelehnt.

Das 2. Korps folgt dem 3., dessen rechte Flanke deckend, und steht ebenfalls unter dem Befehl des Marschalls Leboeuf.

Die Garde bleibt in Reserve.

Aus vorstehendem erhellt, dafs in erster Linie drei französische Korps angesetzt wurden, um die durch zwei preufsische Divisionen besetzte Stellung anzugreifen. Vorläufig kochte in dieser auch alles ab.

Um 4 Uhr gab eine feindliche Artilleriesalve das Signal zum Angriff. — Die Schlacht von Noisseville begann.

Die Franzosen richteten zunächst das Feuer ihrer vorderen Batterien wie das vom Fort St. Julien und der 15 schweren Geschütze gegen die preufsische Front, welche mit Granaten überschüttet wurde. Dann gingen das 3. und 4. Korps zum Angriff vor. Es wurde klar, dafs der Hauptstofs sich gegen Ste. Barbe richten würde. Da dort eine Infanteriereserve nicht vorhanden war, befahl General v. Manteuffel der 3. Reserve-Division, ihre Landwehren nach Ste. Barbe in Marsch zu setzen. An Stelle der Landwehr-Division trat die 25. Division und nahm bei Antilly Stellung als Reserve für die in erster Linie, Montoy—Charly, stehende Linien-Brigade. Das Oberkommando der Zernierungs-Armee wurde benachrichtigt, dafs auch die 25. Division voraussichtlich am nächsten Morgen nach Ste. Barbe gezogen würde. Der Prinz teilte dem General v. Manteuffel mit, dafs auch die andere Division des Korps am 1. September früh bei Antilly stehen werde.

Sobald die französische Artillerie das Feuer eröffnet hatte, gingen die preufsischen Batterien vor und nahmen auf der ganzen Linie den Kampf auf. Hauptmann Preinitzer war unnützerweise weit über die Verteidigungslinie mit zwei schweren Batterien vorgeeilt, wodurch nach und nach fast alle Batterien weiter vorgezogen wurden, als das Generalkommando ursprünglich beabsichtigte. Aber die Wirkung dieser zehn Batterien auf die feindliche Artillerie und Infanterie, welche gegen Poix und Servigny vorging, machte sich bald bemerkbar. Der rechte Flügel dieser 60 Geschütze wurde durch Kompagnien in Schützengräben gedeckt, der linke durch Schützen in den Weinbergen südlich Servigny.

Bald war die französische Artillerie zum Schweigen und das Vorgehen des 4. Korps ins Stocken gebracht. Doch litten die Batterien des linken Flügels durch das Chassepotfeuer feindlicher Tirailleurschwärme, welche in dem Grunde von Nouilly vorgedrungen waren.

Gegen 5 Uhr rückten starke feindliche Kolonnen vor, um den linken Flügel der Stellung der 1. Division zu umfassen. Dies veranlafste den General v. Memerty, seine 3. Brigade aus der Bereitschaftsstellung bei Retonfay auf die westlich gelegenen Höhen vorzuschieben und den rechten Flügel an die Strafse Metz—Saarlouis zu lehnen. Die Batterie der Brigade beschofs aus einer Stellung östlich von Montoy französische Artillerie bei La Planchette. General v. Memerty, welcher auch der schwachen Besatzung von Noisseville Hilfe bringen wollte, setzte sich dorthin in Marsch, traf aber erst in der Nähe dieses Ortes ein, als die Brauerei bereits verloren war.

Starke französische Schützenschwärme waren, gefolgt von Kolonnen, gegen Noisseville und die Brauerei vorgedrungen. Letztere umgehend, gelang es den Franzosen, durch offene Gehöfte von rückwärts mit starken Massen einzudringen. Die preufsische Kompagnie wehrte sich im Handgemenge verzweifelt; ihr Führer sah aber ein, dafs ein weiteres Verbleiben in der Brauerei nur unnütze Opfer gefordert hätte, und wollte sich mit den Resten seiner Kompagnie nach Noisseville wenden. Hauptmann Burrucker blieb schwer verwundet auf dem Platze, die nichtverwundeten Leute schlugen die Richtung auf Noisseville ein. Dabei wurden sie von einer Mitrailleusen-Batterie aus der Nähe beschossen und fast vernichtet.

Das Bataillon, welches Noisseville besetzt hatte, war schon geraume Zeit hindurch heftig beschossen worden. Nun bekam es auch Flankenfeuer aus der Brauerei. Der Kommandeur des Bataillons hatte von seinem Brigadekommandeur den Auftrag erhalten, bei überlegenem feindlichen Angriff im Talgrund abzuziehen; er glaubte, dafs dieser Moment gekommen sei, und räumte deshalb Noisseville. Die Nachricht, dafs der Ort gehalten werden solle und Verstärkung nahe, kam zu spät; um 5½ Uhr war derselbe verlassen worden. Der Feind besetzte aber Noisse-

ville nicht, und während die Batterie der 3. Brigade die Brauerei beschofs, rückte ein Bataillon der letzteren in Noisseville ein. Da dem Kommandanten desselben, dem Major v. Conring, irrtümlich die Mitteilung zuging, der Ort sei auf höheren Befehl geräumt worden, marschierte er ab, und konnten nun die Franzosen um 6 Uhr Noisseville ohne Kampf besetzen. Als die 3. Infanterie-Brigade gegen Montoy vorging, waren Teile der 3. Kavallerie-Division östlich Flanville eingetroffen. Dort verblieb die 6. Kavallerie-Brigade, deren reitende Batterie feindliche Infanterie bei Montoy mit Erfolg beschofs. Die 7. Kavallerie-Brigade ging über Retonfay an die Chaussee Metz—Saarlouis, kam ins Chassepotfeuer und hatte einige Verluste. Der Versuch, welchen General Memerty mit dem linken Flügel seiner Brigade machte, um Montoy zu nehmen, hatte anfänglich Erfolg, als aber mehrere französische Brigaden einen Gegenstofs machten, wurde Montoy unter starken Verlusten geräumt und der linke Flügel Memertys auf Flanville zurückgedrängt.

Das Dragoner-Regiment No. 1 nahm die Zurückgehenden auf. Die Brigade Memerty ging in die erste Stellung hinter Retonfay zurück; es war 7½ Uhr. Nachdem die Franzosen Montoy genommen hatten, setzten sie den Vorstofs in der Richtung auf Retonfay fort. Feuer, das sie in der rechten Flanke von Flanville her und in der linken aus der Richtung östlich der Brauerei erhielten, brachte das Vordringen bald ins Stocken.

Während bei der 1. Division hartnäckig des Nachmittags gefochten wurde, hatten die Vorpostengefechte bei der 2. Division schon früher begonnen und wurden fortgesetzt, als der Versuch gemacht wurde, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Das Ergebnis war nicht günstig, auch das Schlofs Aubigny mufste geräumt werden, wogegen der Versuch der Franzosen, Marsilly zu besetzen, mifslang. Um 7 Uhr abends trat auf dem linken Flügel des I. Korps Ruhe ein.

Nachdem die Franzosen Noisseville genommen hatten, setzte das 4. Korps, welches bis dahin durch das preufsische Artilleriefeuer am Vorgehen verhindert worden war, zu einem energischen Vorstofs gegen die Front der Stellung Poix—Servigny an. Es suchte durch den Grund von Nouilly Servigny südlich zu umfassen. Hierbei gelangten feindliche Schützenschwärme in die linke Flanke der preufsischen Artilleriestellung und fügten den Flügel-Batterien schwere Verluste zu. Diese mufsten deshalb in die Hauptstellung zurückgehen, während die Batterien der Mitte in der vorgeschobenen Stellung verharren konnten. Beim Zurückgehen der Flügel-Batterien suchten die feindlichen Tirailleure in dieselben einzudringen, wurden aber durch Kartätschfeuer abgewiesen, so dafs es ihnen nicht gelang, ein Geschütz zu nehmen. Nachdem die Batterien beider Flügel in die Hauptstellung zurückgegangen waren, wurden bei eintretender Dunkelheit alle Batterien zurückgenommen. Trotz der sehr

schwierigen Lage trat weder am 31. August noch am folgenden Tage der Verlust eines Geschützes ein.

Infolge des Zurückgehens der preufsischen Batterien drang die französische Infanterie energisch gegen die Dörfer vor. Eine Division suchte die Südseite von Servigny zu nehmen. Der Angriff scheiterte an dem aus der Nähe abgegebenen Zündnadelgewehrfeuer. Eine zweite Division suchte von Westen her in Servigny einzudringen, gelangte aber nur in den Besitz des Kirchhofes. Alle Versuche, in das Innere des Dorfes, das an mehreren Stellen brannte, zu dringen, scheiterten an dem zähen Widerstand der Ostpreufsen. Bei Poix hatten die Angriffe kein besseres Resultat, obgleich dort drei Brigaden anstürmten. Da aber das beständige Vordringen grofser feindlicher Massen gegen die Stellung der 1. Division schliefslich zum Durchbruch derselben führen konnte, beschlofs General v. Bentheim, welcher sich bis dahin defensiv verhalten hatte, mit der 2. Brigade offensiv zu werden. An den Vorstofs schlossen sich Teile der 1. Brigade an. Durch denselben wurden die Franzosen überall zurückgeworfen, der Kirchhof von Servigny wieder besetzt. Es war vollständig dunkel geworden; der Kampf schien beendet.

Deshalb liefs General v. Manteuffel die Artillerie in die Biwaks rücken; ebenso ging die 2. Brigade in die Stellung zurück, welche sie vor dem Offensivstofs eingenommen hatte.

Die 1. Brigade blieb in der vorderen Linie. Von der Reserve-Division waren im Laufe des Kampfes gegen die Stellung der 1. Division drei Batterien unter Deckung von Kavallerie entsandt worden, um von Rupigny aus den Angriff der Franzosen zu flankieren. Für die abmarschierte Landwehr-Division wurde die 25. Division unter Prinz Heinrich von Hessen, welche um 2½ Uhr bei Antilly eingetroffen war, herangezogen.

Die Batterien derselben besetzten Emplacements, welche in der Stellung errichtet waren.

Gegen Abend entwickelte das französische 6. Korps zwei Divisionen südwestlich der Dörfer Vany und Chieulles, um zum Angriff gegen die Reserve-Division vorzugehen. Doch traf ein Befehl des Marschalls Bazaine ein, nach welchem zunächst Failly zu nehmen sei, um den Angriff auf die Stellung Poix—Servigny zu erleichtern. Infolgedessen kam es bei der Division Kummer am 31. zu keinem ernsten Gefecht. Ein um 8 Uhr abends erfolgender Vorstofs auf Rupigny wurde vom 81. Regiment leicht abgewiesen.

Einen entscheidenden Erfolg erzielte das französische 6. Korps bei Failly nicht. Wenn auch die Schützengräben in der Nähe des Dorfes geräumt werden mufsten, so behauptete sich doch die Besatzung in demselben. Eine herangezogene Landwehr-Brigade traf rechtzeitig ein, um die Schützengräben wieder zu besetzen und die Truppen in Failly zu ver-

stärken. Wiederholte Angriffe der Franzosen scheiterten; sie zogen sich zurück, liefsen aber eine Division gegen Failly stehen.

Der Kampf war somit überall abgebrochen; da benutzten die Franzosen die Dunkelheit, um Servigny überraschend zu überfallen. Ohne einen Schufs zu tun, war eine Division bis an das Dorf gegangen und stürzte sich dann auf die überraschten preufsischen Kompagnien. Es entspann sich ein wütendes Handgemenge. Schliefslich mufsten die Preufsen der Übermacht weichen. Nur eine Kompagnie blieb, von den Franzosen unbemerkt, hinter einer Mauer liegen. Sobald der Verlust dieses wichtigen Punktes bekannt wurde, erliefsen die höheren Vorgesetzten den Befehl, Servigny mit dem Bajonett wiederzunehmen. Von drei Seiten drangen um 10 Uhr die dazu bestimmten Truppen, ohne einen Schufs zu tun, mit lautem Hurra in das Dorf und warfen die Franzosen aus demselben. Im günstigsten Moment hatte sich die Kompagnie hinter der Mauer erhoben und den Gegner aus nächster Nähe mit Schnellfeuer überschüttet. Die Franzosen erlitten grofse Verluste und machten während der Nacht keine weiteren ernsten Versuche. Sie begnügten sich damit, die Besatzung durch unnützes Feuer zu belästigen.

General v. Memerty, welcher den wieder beginnenden Kampf bei der 1. Division gehört hatte, wollte durch eine Diversion Unterstützung bringen. Er ging auf die Brauerei vor, fand diese aber stark besetzt, während Noisseville momentan ziemlich frei war. Der General liefs die schwache Besatzung vertreiben und ein Bataillon hineingehen. Beim weiteren Vordringen in nördlicher Richtung stiefs die Brigade auf so überlegene Kräfte, dafs es geraten schien, sich in der Dunkelheit nicht weiter zu aventurieren. General v. Memerty befahl deshalb das Zurückgehen aller Bataillone nach Château Gras, wohin auch das Bataillon folgte, das eine Stunde in Noisseville geblieben war.

Um 10 Uhr abends telegraphierte General v. Manteuffel an die Oberkommandos, dafs die Hauptstellung behauptet, der Kampf beendet sei, aber mit Tagesanbruch wieder entbrennen würde. Das Generalkommando begab sich nach Ste. Barbe, wo ich mit den Herren des Stabes die Nacht über auf und bereit blieb, sofort wieder auf das Gefechtsfeld zu eilen. Kurz vor Tagesanbruch ging die Meldung ein, dafs Noisseville doch in den Händen der Franzosen geblieben sei. Da von dort das Vordringen auf Servigny leicht ist, mufste zunächst das verlorene Dorf wiedergenommen werden. Mittlerweile war der Rest des IX. Armeekorps mit der Korpsartillerie auf dem rechten Mosel-Ufer eingetroffen. General v. Manstein war mit seinem Chef des Generalstabes, W. v. Bronsart, und dem 6. Dragoner-Regiment direkt nach Ste. Barbe geritten. Ich empfing die Herren in der Nacht. Der Kommandierende des IX. Korps stellte seine Truppen dem General v. Manteuffel zur Verfügung, da dieser das Schlachtfeld kenne. Es wurde nun die 25. Division mit der

Korpsartillerie des IX. Korps nach Ste. Barbe gezogen, während die 18. die Stellung der Landwehr bei der Division Kummer einnahm.

Die Franzosen hatten vom Marschall Bazaine entsprechende Befehle erhalten, um die Offensive fortzusetzen.

Dazu kamen dieselben nicht, da mit Tagesanbruch der General v. Bentheim den ihm befohlenen Angriff auf Noisseville ausführte, welcher durch ein Vorgehen der Brigade Memerty unterstützt werden sollte.

Der Kommandeur der 1. Division liefs zunächst seine Batterien wieder in die vordere Stellung gehen, aus welcher dieselben Noisseville beschossen. Hieran beteiligten sich auch drei Batterien der Reserve-Division. Nachdem das Feuer einige Zeit gewirkt hatte, ging die 2. Infanterie-Brigade zum Angriff mit grofser Tapferkeit vor. Trotz des verheerenden Chassepotfeuers gelang das Eindringen in die ersten Gehöfte. Der grofse Ort war aber übermäfsig stark besetzt. Jedes Haus mufste erstürmt werden; die Überlegenheit des Gegners war zu grofs, ein weiteres Vordringen unmöglich. Unter schweren Verlusten trat die Brigade den Rückmarsch an, von allen Seiten beschossen. General v. Memerty war zwar rechtzeitig angetreten und auf Noisseville vorgedrungen, aber auch seiner Brigade standen starke Massen gegenüber. General v. Manteuffel, welcher dies bemerkte, sandte die beiden reitenden Batterien der Korpsartillerie zu seiner Verstärkung. Das wirksame Feuer von 24 Geschützen machte es zwar möglich, dafs die 3. Brigade mit ihrer Tete Noisseville erreichte, doch war da der Angriff der 2. bereits abgeschlagen, und hemmten überlegene Massen ein weiteres Vordringen. Nach einem stehenden Feuergefecht ging die Brigade Memerty nach Retonfay zurück.

Noisseville verblieb zwar den Franzosen vorläufig, aber der preufsische Offensivstofs hatte die Folge, dafs er dem feindlichen Angriff zuvorgekommen war, dieser auf dem rechten Flügel unterblieb.

Als die ersten Truppen der 25. Division bei Ste. Barbe eintrafen, wurde von dort eine Landwehr-Brigade von vier Bataillonen im Tale des Valières-Baches vorgeschoben, um die 2. Brigade zu unterstützen. Auch die Landwehr erlitt nicht unbedeutende Verluste durch Chassepotfeuer. General v. Bentheim beabsichtigte ursprünglich, mit diesen frischen Truppen den Angriff zu wiederholen, stand aber davon ab, da gegen den so überlegenen Feind zunächst Artilleriemassen wirken mufsten. Die Franzosen hielten sich vor der Front Poix—Servigny ruhig. Bazaine hielt die Stellung für zu stark, um in der Front genommen zu werden, und hatte befohlen, man solle die Wirkung des rechten Flügels unter Marschall Leboeuf vorläufig abwarten.

General v. Manteuffel benutzte diesen Umstand, um alle Batterien vorzuziehen und Noisseville wie den Gegner in der Front zu beschiefsen. Durch das Eintreffen der hessischen Artillerie wurde es mög-

lich, 114 deutsche Geschütze in Tätigkeit treten zu lassen. Unter Leitung des Generals v. Bergmann wurde bald die gesamte französische Artillerie zum Schweigen gebracht, Noisseville mit Granaten überschüttet. Im Ort brannte es an verschiedenen Stellen; die Verluste der Franzosen mufsten grofs sein; jede Batterie, die sie zeigten, wurde sofort niedergekämpft. Unter diesen Umständen griff General v. Bentheim mit der Landwehr-Brigade, unterstützt durch die 2., an. Trotz des Flankenfeuers ging die Landwehr mutig vorwärts; um 10½ Uhr trat sie an.

Einem Landwehr-Bataillon gelang es, den Franzosen eine Steinmauer zu entreifsen. Die Franzosen zogen ab.

Alle Bataillone der beiden preufsischen Brigaden drangen unaufhaltsam vor, fanden aber bei Noisseville keinen energischen Widerstand mehr, da die Franzosen in nördlicher Richtung zurückgingen. Wenn auch das formidable Feuer der deutschen Geschütze grofse Verluste verursacht hatte, so waren doch auch andere Gründe mitwirkend gewesen, um den Marschall Bazaine zu bewegen, den Befehl zur Räumung von Noisseville zu geben. Später werden dieselben beleuchtet werden. Noisseville und die Brauerei wurden um 11 Uhr besetzt und General v. Senden vom General v. Manteuffel zum Kommandanten des Ortes ernannt.

Auf dem linken Flügel des I. Armeekorps befand sich seit dem vorigen Tage die 28. Infanterie-Brigade vom VII. Korps, um die von Courcelles nach Ste. Barbe herangezogene 3. Infanterie-Brigade zu ersetzen. Da die Entwickelung der Rhein-Armee klargelegt hatte, dafs die Gegend von Courcelles nicht bedroht sei, ermächtigte der Kommandeur der 2. Division, General v. Pritzelwitz, den General v. Woyna, einen Vorstofs in nördlicher Richtung über Ogy und Puche zu machen. Mit vier Bataillonen, einer Eskadron und zwei Batterien ging dieser General vor und griff zunächst Flanville an. Das Dorf wurde mit Hilfe von Teilen der 3. Brigade genommen. Ebenso erzwangen die beiden Batterien durch ihr sehr wirksames Feuer die Räumung von Coincy. Die Division Bastoul leistete keinen energischen Widerstand und ging zurück. Als dies der Marschall Leboeuf bemerkte, befahl er der Division, wieder vorzugehen. Den erneuten Vorstofs des französischen Generals Bastoul brachte General v. Woyna sehr bald zum Stehen.

Die Wichtigkeit seiner Stellung bei Flanville erkennend, beschlofs der General, in derselben zu verbleiben und nicht, wie General v. Manteuffel befohlen hatte, beim Angriff auf Noisseville mitzuwirken. Der Kommandierende des I. Armeekorps genehmigte dies infolge eingegangener Meldung.

Die Division Bastoul wurde nicht wieder offensiv, bewirkte im Gegenteil bald ihren Rückzug. Das Generalstabswerk glaubt, der Marschall Leboeuf habe denselben angeordnet. Das dürfte ein Irrtum sein, denn Marschall Bazaine teilt in seinem Buch über 1870 die bezügliche

Meldung Leboeufs von ¾10 Uhr mit, welche, wie folgt, lautet: „Etant écrasé par un feu violent d'artillerie, mon flanc droit étant menacé par l'approche de fortes colonnes ennemies, je suis contraint à la retraite, ne me trouvant pas efficacement appuyé par les troupes du deuxième corps."

Diese mit Blei geschriebene Meldung führte weiter aus, dafs die Division Bastoul des 2. Korps gegen seinen ausdrücklichen Befehl zurückgegangen sei. Er habe bis zum letzten Moment gehalten; aber mit Feuer überschüttet, von starken Kolonnen in der Front und in den Flanken umgeben, sehe er sich zum Rückzug gezwungen.

Auf dem rechten Flügel des 1. Korps war auf Befehl des Marschalls Bazaine der Angriff von Failly durch Artilleriefeuer vorbereitet worden. Um 8½ Uhr schritt die Division Tixier zum Angriff, welcher abgewiesen wurde. Dasselbe Schicksal hatte ein zweiter, der mit gröfseren Kräften eine Stunde später unternommen wurde.

Der Plan des Oberbefehlshabers, durch die vorangegangene Fortnahme von Failly den Angriff auf die Stellung Poix—Servigny zu erleichtern, war vorläufig gescheitert, und kam es zu einem solchen überhaupt nicht, nachdem ein um 11½ Uhr unternommener dritter Angriff der Division Tixier auf Failly wieder mifslungen war.

Vor der Front der 3. Reserve-Division beschofs das 6. Korps zunächst Rupigny und ging dann zum umfassenden Angriff über. Die Besatzung des Dorfes ging rechtzeitig auf Charly zurück. Später wurde der Ort nach leichtem Gefecht wieder besetzt. In den Kampf zwischen Rupigny und Failly griffen Teile der 18. Division ein, indem die 36. Brigade, unterstützt durch das Artilleriefeuer von allen Seiten, die Franzosen überall zurückwarf. Das Feuer der Batterien folgte dem abziehenden Feinde, und wirkten hierbei besonders die vorgehenden Batterien der Reserve-Division. General v. Kummer liefs schliefslich seine Linien-Brigade aus der Stellung vorgehen, um den linken Flügel des französischen 6. Korps von der Hochfläche nördlich des Baches von Chieulles zu vertreiben. Diese, um 10½ Uhr begonnene, von der 36. Brigade und allen Batterien unterstützte Bewegung hatte den beabsichtigten Erfolg. Marschall Canrobert verhielt sich fortan defensiv. Der linke Flügel der Rhein-Armee trat den Rückzug an, nachdem die Gefechtslage des rechten Flügels einen solchen für die ganze Armee geboten hatte. General v. Manteuffel liefs den überall abziehenden Gegner nur durch die Artillerie verfolgen, um unnütze Verluste zu vermeiden, und weil man sich im Bereich der Festungsgeschütze befand.

Prinz Friedrich Karl beobachtete auch am 1. September von den Höhen auf dem linken Mosel-Ufer aus den Gang der Schlacht. Wenngleich derselbe das Nachlassen des Kampfes gegen Mittag wahrnahm, so schien ihm doch eine Wiederaufnahme der Offensive Bazaines sehr möglich, da der Marschall über starke Reserven verfügte. Aus diesem

Grunde wurden die Truppen, welche im Norden wie im Süden von Metz die Mosel überschritten hatten, um den General Manteuffel zu unterstützen, vorläufig auf dem rechten Mosel-Ufer belassen. Erst als die Spitzen des Herzogs von Mecklenburg sich dem Schlachtfeld nahten, der definitive Abzug der Rhein-Armee feststand, wurden alle Maſsnahmen des Oberkommandos rückgängig gemacht, um die Zernierungslinie wieder so zu besetzen wie vor der Schlacht bei Noisseville.

Nur behielt der Prinz zwei Korps bereit, um nötigenfalls nach Westen abzurücken, weil man glaubte, Kanonenfeuer zu hören. Tatsächlich wurde die Schlacht von Sedan geschlagen. Während dort die Armee von Chalons gefangen wurde, war hier der Durchbruchsversuch der Rhein-Armee vereitelt worden. Die Marschälle Mac Mahon und Bazaine konnten sich nicht die Hand reichen.

Auch General v. Manteuffel gab die erforderlichen Befehle, um seine Truppen die ursprüngliche Stellung wieder einnehmen zu lassen. Als Vorposten wurden bis gegen Abend Truppen anderer Korps benutzt, bis diese abmarschierten.

Die Verluste der Schlacht betrugen auf deutscher Seite 3000 Mann, welche fast ausschlieſslich auf das I. Korps kamen. Die Franzosen verloren nach Angabe des Marschalls Bazaine 4 Generale, 142 Offiziere, 3401 Mann tot oder verwundet.

Die Schlacht bei Noisseville ist eins der schönsten Blätter in der Geschichte des I. Armeekorps.

Die Stärke der Rhein-Armee hatte am 22. August, beim Beginn der Einschlieſsung, gegen 138 000 Mann mit 528 Feldgeschützen und 96 Mitrailleusen betragen. Rechnet man diejenigen Truppen ab, welche bei den Vorposten auf dem linken Ufer standen oder in der Festung verblieben, so waren es sicher noch 120 000 Mann, mit denen Bazaine am 31. die Schlacht begann. An diesem Tage stand ihm nur das I. Armeekorps, die 3. Reserve-Division, die 28. Infanterie-Brigade und die 3. Kavallerie-Division gegenüber, in der Gesamtstärke von etwa 36 000 Mann Infanterie, 4800 Pferden und 138 Geschützen. Nach Eintreffen der Verstärkungen am Abend und in der Nacht zum 1. September sowie an diesem Tage verfügte General v. Manteuffel im ganzen über 69 000 Mann Infanterie, 4800 Pferde und 290 Geschütze.

Der Überlegenheit des deutschen Geschützes, der Tapferkeit der Artilleristen, dem Mut aller Truppen ist es zu danken, daſs mit so schwachen Kräften der Durchbruch der französischen Rhein-Armee auf dem rechten Mosel-Ufer verhindert wurde.

Der feste Entschluſs, keinen Schritt zu weichen, verlorenes Terrain sofort wiederzugewinnen, sich auf Zurückweichen vor einem überlegenen Gegner nicht einzulassen, hatte sich bewährt. Naturgemäſs hatten die verstärkten Stellungen den energischen Widerstand erleichtert, aber um

die Versuche des Gegners, die Stellung zu umgehen, zu vereiteln, mufsten die Truppen zur Offensive übergehen. Die hierzu verwandten Brigaden hatten schon in der Schlacht von Colombey—Nouilly am stärksten gelitten. Um dieselben zu schonen, hatte General v. Manteuffel dieselben in die Reserve genommen.

Der Verlust von Noisseville veranlafste die Verwendung der Reserve, um das verlorene Terrain wiederzugewinnen, und so hatten die 2. und 3. Brigade auch in dieser Schlacht die stärksten Verluste.

Obgleich wir in Ste. Barbe immer zum Gefecht bereit sein mufsten, gab uns der Ausgang der zweitägigen Schlacht doch das Gefühl der Sicherheit. Wir richteten uns im Hauptquartier so gemütlich wie möglich ein. Das Haus des Curés nahm den General v. Manteuffel und den Generalstab auf. Im Erdgeschofs hatte der kommandierende General ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. An das letztere stiefs der sogenannte Speisesaal. Dort hatten wir Tische und Bänke aus der Dorfschule zusammentragen lassen. Der Koch des Generals bereitete aus dem Gelieferten oder Requirierten das Mahl für alle Offiziere und Beamte des Stabes. Meist mufste Rind oder Hammel serviert werden; ab und zu gelang es dem Kommandeur der Stabswache, auf seinen Streifzügen herrenlose Enten oder Gänse oder Hühner einzufangen, beziehungsweise mit der Lanze zu erlegen. Der Intendant sorgte nach besten Kräften für unser leibliches Wohl.

Ich wohnte in der oberen Etage. Mein Zimmer wurde zu einer Sammlung von Kirchengeräten und diversen Heiligen, die ich aus der Kirche von Ste. Barbe in Verwahrung nahm. Neben mir schliefen die Generalstabsoffiziere. Durch eine kleine Mauer war der Garten des Pfarrers von der Schule getrennt. Letztere wurde vom Rittmeister v. Heydebrand in ein Kasino verwandelt, in dem die jungen Offiziere sich im Dienst als du jour abwechselten. Auch der russische Leutnant Graf Berg, welcher dem General v. Manteuffel attachiert war, ein lebenslustiger, äufserst liebenswürdiger Mensch, tat seinen Dienst als du jour. Aber wenn es knallte, war er sicher einer der ersten auf dem Platz. Graf Berg, Neffe des damaligen Vizekönigs von Polen, hat wohl die beste Karriere von uns allen gemacht. Ich hatte mit ihm gewettet, er würde in fünf Jahren Oberst, Flügeladjutant und Gott weifs was sein. Die Wette habe ich zwar gewonnen, aber der Champagner ist noch nicht eingetroffen. Ein stets heiterer Genosse war auch der Generalarzt Kuhn vom Regiment der Gardes du Corps, ein vortrefflicher Arzt, aber nicht minder passionierter Soldat, der stets mit uns ritt, und dessen Pferd den Attackengeist besafs.

Während der zweimonatigen Zernierung safs der Generalarzt bei Tisch neben mir. Er teilte mir eines Tages mit, dafs er mich schon lange beobachte, da er auf den Moment warte. wo meine Nerven versagen würden.



Allerdings stand ich fast jede Nacht auf, wenn die Schiefserei bei den Vorposten begann, und kam dann erst nach einigen Stunden zurück. Ich sagte dem Arzt, dafs meine Nerven hoffentlich so lange halten würden, bis Metz und die Rhein-Armee in unseren Händen seien.

Das Generalkommando war vortrefflich zusammengesetzt, lauter liebenswürdige, kluge Leute und ausgezeichnete Kameraden. Unser Leben war heiter und vergnügt, soweit der Ernst der Lage es zuliefs. Ab und zu störte ein Ausfall unsere Ruhe; dann wurde alarmiert, und bald stand man auf dem bekannten Gefechtsfelde.

In den zwei Monaten waren auf unserer Seite etwa zehn kleinere Gefechte. Ich mufs gestehen, dafs wir schliefslich ganz zufrieden waren, wenn vom Turm gemeldet wurde: „Heute sind wir nicht an der Reihe, man kämpft auf dem anderen Ufer.“ Das Wetter wurde immer schlechter, der Regen weichte alles auf; die Pferde im Biwak nagten sich gegenseitig die Schweifhaare ab, da es kein Heu, sondern nur Hafer gab. Die Leute bauten sich Hütten und trugen aus den Dörfern Tische, Stühle, Bänke etc. ins Lager. Dann kam die Zeit, wo die Franzosen anfingen, ihre Kavallerie zu verspeisen. Die Pferde liefen in Scharen auf der Chambiere-Insel herum. Täglich wurde eine grofse Zahl eingefangen und geschlachtet. Wir konnten beobachten, wie die Herde zusehends abnahm. Gröfsere Operationen konnte Bazaine schliefslich nicht unternehmen; er beschränkte sich auf Fouragierungen in der Nähe, Überfälle, und tat sein möglichstes, um die Zernierungs-Armee zu belästigen und ihr Verluste beizubringen.

Einige Tage nach der Schlacht bei Noisseville ritt General v. Manteuffel nach dem linken Mosel-Ufer, um den General v. Kratz zu besuchen, welcher sein Chef des Generalstabes bei der Main-Armee im Jahre 1866 gewesen war.

Auf dem Rückwege entlud sich ein starkes Gewitter, das Pferd des Generals v. Manteuffel fiel, und dieser brach den Knöchel eines Fufses. Das war ein sehr fataler Fall. Der Generalarzt und Professor Wagner, der berühmte damalige Operateur, erklärten, es müsse ein Gipsverband angelegt werden. Der General sollte etwa zwei Monate liegen, und würde es sich empfehlen, ihn in die Heimat zurückzubringen.

Dagegen riet ich dem kommandierenden General, ruhig in Ste. Barbe zu bleiben, da vorläufig, also in den ersten Tagen des September, an ein Vorwärtsmarschieren nicht zu denken sei, Bazaine gewifs noch sechs bis acht Wochen in Metz bleiben würde.

Dem Stabe wäre es sehr unangenehm gewesen, wenn General v. Manteuffel das Kommando abgegeben hätte. Dieser ging auf meinen Vorschlag ein, knüpfte aber daran die Bedingung, dafs ich ihm mein Ehrenwort gebe, ihn zu benachrichtigen, wenn ein Gefecht eine ernste Wendung nehme.

Es entstand nun der seltene Zustand, dafs der kommandierende General lag, während ich auf dem Gefechtsfelde ihn vertrat. Zweimal nahmen die Gefechte gröfsere Dimensionen an. Meinem Versprechen gemäfs liefs ich den kommandierenden General benachrichtigen. Er erschien auf einer Bahre liegend, von Krankenwärtern getragen, das gesattelte Pferd neben ihm.

So wurde der General auf den Punkt getragen, welcher die beste Aussicht bot, gegen eine Böschung gelehnt, und konnte nun selbst seine Befehle geben. Die Chassepotkugeln zischten, und munter gingen die feindlichen Tirailleurlinien vorwärts.

Manteuffel fand seine Lage selbst komisch und äufserte: „Wie Torstenson lasse ich mich auf das Schlachtfeld tragen."

Die Franzosen wurden meist sehr bald zurückgeworfen, und begann dann wieder unser regelmäfsiges Leben, bis eine neue Alarmierung dasselbe unterbrach.

So fanden auf unserer Seite folgende Gefechte statt: Am 9. September bei Bellecroix, am 22. bei Servigny, am 23. bei Nouilly und Villers l'Orme, am 24. bei Nouilly, am 28. bei Vantoux, am 29. bei Lauvallier, am 3. Oktober bei Mey, am 4. bei Lauvallier, am 7. bei Servigny, am 8. bei Noisseville.

Wenige Tage nach der Schlacht schrieb Marschall Bazaine an den Prinzen Friedrich Karl und bat um Auskunft über die Vorgänge. Er hatte nämlich das Hurrarufen in den deutschen Lagern vernommen, auch hatte ihm ein zurückkehrender Arzt Mitteilungen über Sedan und Paris gemacht. Der Prinz erwiderte das Schreiben des Marschalls und sandte ihm die französischen Zeitungen, welche Näheres über die Gefangennahme des Kaisers und der Armee von Chalons wie über die Proklamierung der Republik brachten. Auch sandte der Oberbefehlshaber mehrere Gefangene der Armee von Chalons nach Metz, und konnte Bazaine nun aus sicherer Quelle alles erfahren.

Als vor unserer Front eine Auswechselung von Gefangenen stattfand, erschien bei den Vorposten der mir aus Paris bekannte Oberst Samuel, Chef des Nachrichtenwesens im Kriegsministerium. Der Herr liefs mich bitten, an die Vorposten zu kommen. Ich ritt in den Grund von Lauvallier und traf dort Samuel. Dieser teilte mir mit, dafs man sich mit dem Gedanken vertraut mache, zu kapitulieren, da die Lebensmittel zu Ende gingen. Er sah voraus, dafs Elsafs deutsch werden würde; er hatte dort Verwandte und stammte selbst daher oder aus dem Luxemburgischen. Seinem Wunsche gemäfs benachrichtigte ich seine Familie, dafs er unverwundet und wohl sei. Unter den ausgewechselten Gefangenen befand sich auch der verwundete Hauptmann Burrucker, der bei der Brauerei in französische Hände gefallen war.

Wenn die Rhein-Armee durch schlechte Nahrung und unter der ungünstigen Witterung litt, so war das bei der Zernierungs-Armee nicht minder der Fall. An Lebensmitteln fehlte es der letzteren zwar nicht, aber der beständige Regen, das Lagern auf nassem Boden wie der Genufs des unreifen Weines und Obstes verursachten nicht nur Ruhr, sondern auch Typhus. Mitte Oktober hatte die Armee 40000 Kranke. Nach und nach trafen zwar ansehnliche Verstärkungen ein, um die Verluste der Schlachten zu decken, aber der Transport der Gefangenen von Sedan, 100000 Mann, absorbierte wiederum 14 Bataillone.

In Metz gab es schon vom 4. September ab kein Fleisch für die Truppen, weshalb das Schlachten von Pferden begann. Im Laufe des Monats wurde die Brotration vermindert, und begannen deshalb die kühnen Vorstöfse, welche Fouragierungen zum Zweck hatten. Die schlimmsten Folgen derselben traten am 7. Oktober ein. An diesem Tage überfielen französische Garde-Brigaden auf dem linken Mosel-Ufer die Landwehr-Division und nahmen mehrere hundert Landwehrleute gefangen. Diese Division hatte früher bei der Division Kummer auf dem rechten Ufer gestanden und befand sich dort auf Befehl des Generals v. Manteuffel stets in zweiter Linie. Dann wurde dieselbe auf das linke Ufer gezogen und dem X. Korps unterstellt. Dort sich in der ersten Linie befindend, erlitt sie am 7. Oktober die Niederlage. Überhaupt kostete dieser Tag der Zernierungs-Armee 1700 Mann.

Wenn nun der anhaltende Regen die biwakierenden Truppen hart mitnahm, so hatte er doch den Vorteil, dafs er die Bewegungen der feindlichen Artillerie ganz unmöglich machte, denn das Gelände verwandelte sich nach und nach in einen Sumpf. An gröfsere Operationen konnte Bazaine nicht mehr denken, so dafs vom 8. Oktober ab verhältnismäfsige Ruhe eintrat. In einem Kriegsrat, der am 10. in Metz abgehalten wurde, teilte der Kommandant der Festung mit, dafs die Lebensmittel nur noch zwölf Tage reichen würden, es daher Zeit sei, an Unterhandlungen zu denken. General Boyer, der Generalstabschef, wurde zu diesem Zweck nach Versailles geschickt. Die Verhandlungen konnten für die Rhein-Armee kein günstiges Resultat haben, da keine Garantie geboten werden konnte, dafs eine etwaige Konvention die Genehmigung der momentanen französischen Machthaber erlangen würde. Die Kaiserin hatte sich entschieden geweigert, irgend eine Verantwortung zu übernehmen. Sie befand sich in England, war faktisch nicht Regentin, in Paris herrschten die Männer der Republik. Über diese Verhandlungen vergingen mehrere Tage. Die Einwohner von Metz protestierten gegen dieselben, verlangten Anerkennung der Republik und Fortsetzung des Widerstandes. Aber die Not wurde immer gröfser. Rings um Metz schwirrten französische Soldaten, um Kartoffeln zu suchen. Unter diesem Vorwande nahten sie den deutschen Vorposten und liefsen sich gefangen nehmen.

Die Zahl dieser angeblichen Kartoffelsucher wuchs mit jedem Tage. Wir brachten unser Kontingent in der Kirche von Ste. Barbe unter. Bazaine hatte nach dem Fall von Puebla erlebt, dafs der feindliche Oberbefehlshaber die Armee auflöste, das Kriegsmaterial vernichtete und dann die Stadt übergab. Ich schrieb deshalb an das Oberkommando, erinnerte an diesen Vorgang und bemerkte, dafs die vielen Überläufer auf den Beginn eines ähnlichen Verfahrens deuteten. Infolgedessen erging der Befehl, in Zukunft nur so viele Kartoffelsucher anzunehmen, als ratsam erschien, um über die Vorgänge beim Gegner unterrichtet zu sein, alle anderen Leute sollten abgewiesen werden. Auf diese Weise erfuhr man deutscherseits alles, was in und um Metz passierte, da die verhungerten Franzosen meist Zeitungen bei sich hatten. Seit dem 20. Oktober lieferte die Festung nichts mehr für die Rhein-Armee, deren Nahrung in einer Suppe bestand, die aus Pferdefleisch hergestellt wurde. Brot und Salz gab es nicht; täglich wurden tausend Pferde geschlachtet.

Am 23. erklärte der Kommandant, dafs in wenigen Tagen die Lebensmittel auch für die Besatzung der Festung wie für die Bevölkerung erschöpft seien. 70 000 Menschen waren vor der Zernierung aus den umliegenden Ortschaften nach Metz geströmt und hatten keine Lebensmittel mitgebracht.

Der schlammige Untergrund machte die Lager unbewohnbar, die Soldaten wurden krank, die Widerstandskraft der Rhein-Armee endgültig gebrochen.

Am 24. Oktober kam man in einem Kriegsrat zu der Überzeugung, dafs man jede Bedingung annehmen müsse, um Metz und die Armee aus der jetzigen Lage zu befreien.

Bazaine stimmte am 26. dieser Ansicht bei. Der Generalstabschef begab sich sofort in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl und unterzeichnete auf Schlofs Frescaty am 27. eine Konvention, nach welcher die Festung Metz und die Rhein-Armee sich den Deutschen gefangen gaben. Durch Armeebefehl teilte der Prinz dieses wichtige Ereignis allen Truppen um Metz mit. Der König ernannte am 28. den Prinzen Friedrich Karl wie den Kronprinzen zu Feldmarschällen, General Freiherr v. Moltke wurde in den Grafenstand erhoben. Am 29. besetzten deutsche Truppen die Forts rings um Metz und die Befestigungen der Porte Mazelle.

Um 1 Uhr verliefs die Rhein-Armee Metz auf den verschiedenen Hauptstrafsen. Der Regen strömte vom Himmel. Unser I. Korps übernahm das französische 3. Armeekorps. Einer der ersten war der Artillerieoberst de la Jaille, mein liebenswürdiger Chef im mexikanischen Kriege. Er fiel mir um den Hals und sagte unter Tränen: „So müssen wir uns wiedersehen!“ Ich kann nicht leugnen, dafs mich diese Begegnung tief erschütterte. Auch meinen alten Freund, den Baron Berge, sah

ich später in den Strafsen von Metz, vermied aber die Begegnung mit demselben. Viele meiner alten Kriegskameraden aus Mexiko befanden sich unter den Gefangenen. Da die Herren bald meine Anwesenheit in Ste. Barbe erfuhren, schickten sie mir Briefe für ihre Familien oder drückten irgend welche Wünsche aus. Was in meiner Macht stand, tat ich, um den alten Kriegskameraden gefällig zu sein. Der Marschall Bazaine hatte eine Zusammenkunft mit dem Prinzen Friedrich Karl und reiste dann nach Kassel, da dort der Kaiser auf Schlofs Wilhelmshöhe interniert war.

Die zehnwöchige Einschliefsung von Metz hatte den Deutschen 240 Offiziere, 5500 Mann, tot oder verwundet, gekostet. Dazu kamen aber die sehr bedeutenden Verluste durch Epidemien. Die Gefangenen der Rhein-Armee beliefen sich auf 173 000 Mann, einschliefslich 6000 Offiziere, die vorläufig in Metz blieben.

56 kaiserliche Adler, 622 Feld-, 876 Festungsgeschütze, 72 Mitrailleusen, 137 000 Chassepotgewehre, 123 000 andere Gewehre, viel Munition und Armeematerial jeder Art fielen dem Sieger in die Hände.

Eine schwere Aufgabe trat an die Zernierungs-Armee heran. Diese Massen Gefangener mufsten ernährt, bewacht und weiter befördert werden. Vom linken Mosel-Ufer kommend, endeten die Transporte auf dem rechten beim VII. und I. Korps. Zeitweise lagerten 40 000 Gefangene bei Ste. Barbe im wahren Sinne des Wortes im Schmutz. Immer Regen und wieder Regen. Ermattet warfen sich die armen Teufel auf den weichen Acker nieder, auf dem einzelne in den Furchen ertranken. Mit Kartätschen geladene Geschütze und Infanterie bewachten das Lager. Man fuhr Lebensmittel heran, die im Umsehen verzehrt waren. Unsererseits geschah das möglichste, um dieses Elend zu lindern, das alle Begriffe überstieg.

Schien die Sonne, was selten vorkam, dann liefs Oberst v. Tietzen, welcher die Gefangenen mit seinem Regiment überwachte und noch mehr für dieselben sorgte, seine Musik spielen. So traurig die Lage der Gefangenen war, so zeigte sich auch hier die Eigentümlichkeit des französischen Charakters. Spielte die Musik eine Quadrille, dann traten viele Franzosen zum Tanz an, und nicht lange dauerte es, bis der gliederverrenkende Cancan zum Erstaunen unserer Ostpreufsen im vollen Gange war. Der Transport der Gefangenen durch die Bahn konnte nur nach und nach erfolgen. Bis zur Station besorgten Linientruppen die Bewachung, dann Landwehren, soweit die Etappenkommandanten über solche verfügten. Endlich war auch diese Aufgabe gelöst, und wir sahen mit Freuden dem Moment entgegen, der das I. Korps weiter nach Frankreich hineinführen sollte.

Leider verloren wir unseren kommandierenden General, da derselbe den Oberbefehl über die Erste Armee erhielt, General v. Steinmetz

zum Generalgouverneur, im Innern, wie die Österreicher sagen, ernannt und nach Deutschland zurückgekehrt war.

Mit nicht minderem Bedauern sahen wir den Koch des kommandierenden Generals scheiden. Aus dem Dilemma befreite uns eine geniale Idee unseres Chefs der Gendarmerie, v. Heydebrand. Derselbe schlug vor, unter den gefangenen Franzosen einen Koch für uns zu engagieren, der das Kochen bei uns der Gefangenschaft in Deutschland vorziehen würde. Dieser Plan wurde ausgeführt. Heydebrand hatte ein geeignetes Individuum gefunden, das wir gleich in bürgerliche Kleidung steckten. Aus Metz holten wir einen Wagen für die Küche und bespannten denselben mit zwei herrenlosen Maultieren. Da mein Bagagewagen für den Generalstab sich als ungeeignet erwiesen hatte, nahm ich einen Wagen der französischen Feldpost, der sehr praktisch war.

General v. Manteuffel schied von uns; er ging am Stock und hatte beim Reiten keine Schmerzen. Der bisherige Kommandeur der 1. Division, General v. Bentheim, trat interimistisch an seine Stelle.

Zum Schutz der Zernierung von Paris im Westen wurde Prinz Friedrich Karl mit der Zweiten Armee nach der Loire dirigiert, während die Erste noch bei Metz verblieb, um die Gefangenen nach Deutschland zu dirigieren, vorläufig Metz zu besetzen und die Belagerung kleinerer Festungen im Norden zu übernehmen.

Am 1. November wurde die 1. Division über Woippy auf Rethel in Marsch gesetzt, am 5. die 4. Infanterie-Brigade zur Belagerung von La Fère entsandt. So verblieb dem Generalkommando nur die 3. Infanterie-Brigade, die Korpsartillerie, einige Schwadronen und Batterien der 2. Division. Schliefslich wurde der weitere Abtransport der Gefangenen dem I. Korps abgenommen, damit dasselbe, soweit es nicht durch Belagerungen in Anspruch genommen war, mit dem VIII. abmarschieren konnte. Letzteres bezog auf dem linken Ufer der Mosel, oberhalb Metz, Quartiere, während die Reste des I. Korps unterhalb in Kantonnements gingen. Das VII. Korps mufste fortan die Geschäfte in und um Metz besorgen.

XX.

Am 7. November setzte sich die so geschwächte Erste Armee auf Reims in Marsch, das I. Korps über Bray auf Rethel. Da auf Widerstand vorläufig nicht gerechnet wurde, konnte in breiter Front marschiert und die Verpflegung durch die Ortschaften bewirkt werden.

Am 10. erhielt die 1. Division Befehl, die Festung Mézières zu belagern. Die Armee ging durch die Argonnen, überschritt die Ebenen der Champagne und traf am 15. in der Gegend von Reims und Rethel ein.

Am 16. setzte die Erste Armee den Vormarsch gegen die Oise fort, die rechte Flanke derselben deckte die 3. Kavallerie-Division.

Neue Direktiven aus dem grofsen Hauptquartier trafen am 20. ein, nach welchen Rouen besetzt werden sollte. Während an der Oise der Aufmarsch erfolgte, die Kavallerie-Division das Terrain jenseits derselben aufklärte, ging die Nachricht ein, dafs bei Amiens 15 000 Franzosen stehen sollten und beständig Verstärkungen heranzögen. Derartige Kräfte konnten nicht in der Flanke gelassen werden. Ein Abwarten des Eintreffens der detachierten Teile des I. Korps würde dem Gegner kostbare Zeit gelassen haben. Deshalb beschlofs General v. Manteuffel, mit den vorhandenen Kräften der Ersten Armee sich zunächst gegen den Feind bei Amiens zu wenden.

Am 25. sollte die 1. Division sich an der Oise zwischen Roye und Noye wieder mit seinem Korps vereinigen, am 27. die Erste Armee näher an Amiens heranrücken, das I. Korps bis an die Luce, die Kavallerie-Division nördlich aufklären, das VIII. Korps zwischen der Noye und Oelle Stellung nehmen.

General Bourbaki hatte bei Lille zunächst 15 000 Mann zusammengezogen, zu denen Versprengte von Sedan und entflohene Gefangene der Rhein-Armee wie der Armee von Chalons gestofsen waren. Durch Einstellung von Rekruten und Mobilgarden war die Macht im Norden gewachsen, wo unter dem Schutz der Festungen die Organisation derselben schnelle Fortschritte machte. Nachdem Bourbaki eine andere Bestimmung erhalten, war sein Generalstabschef, General Farre, an seine Stelle getreten. Sobald derselbe den Vormarsch der deutschen Ersten Armee erfuhr, hatte er seine Kräfte bei Amiens zusammengezogen.

Die französische Nord-Armee stand am Morgen des 27. mit ihrem rechten Flügel bei Longeau, mit dem linken bei Villers-Bretonneux. Letzterer war durch Verschanzungen verstärkt, welche die Anmarschwege sperrten und die Eisenbahn decken sollten. 8000 Mobile unter General Paulze d'Ivoy standen mit zwölf Geschützen in verschanzter Stellung südlich Amiens, nördlich des Dorfes Durry. Die Kräfte der Nord-Armee nahmen in der Front fast 1½ Meilen ein und waren naturgemäfs für eine solche Stellung viel zu schwach.

Die Erste Armee marschierte in breiter Front nach Norden. Beim I. Korps war die Vorhut der 3. Brigade am 26. abends an der Luce bei Demuin und Hourges eingetroffen. Am 27. sammelte sich die Vorhut bei Hangard und wartete das Eintreffen des Gros ab. Um 10 Uhr überschritt dieselbe dann den Luce-Bach, um das Bois de Domart zu besetzen, während die übrigen Teile der 3. Brigade sich gegen Cachy wenden sollten.

Das VIII. Korps ging auf dem linken Roye-Ufer gegen Amiens vor. Die schwache Infanterie des I. Korps hatte beim Vormarsch eigentlich nur die Korpsartillerie und die Trains zu decken und war zu dem Zweck in drei Kolonnen geteilt worden. Dafs man genötigt sein werde, aus dieser Formation ins Gefecht zu gehen, war nicht angenommen worden. Als der

Nebel am 27. vormittags fiel und die Luce überschritten wurde, sah man das Bois de Domart und Gentelles vom Feinde besetzt. Derselbe wurde mit Hilfe der Batterien auf Cachy zurückgeworfen. Das Grenadier-Regiment No. 4 führte einen hartnäckigen, wechselreichen Kampf auf dem linken Flügel, während auf dem rechten das Regiment No. 44 sich gegen die Verschanzungen von Villers-Bretonneux gewendet hatte. So stand die 3. Infanterie-Brigade mit einigen Batterien und Schwadronen um 1 Uhr nachmittags in einer Frontausdehnung von 1¼ Meilen einem weit überlegenen Feinde gegenüber, der sich zur Wiedereroberung des verlorenen Terrains anschickte. Eine Verbindung mit dem VIII. Korps auf dem linken Flügel bestand nicht. General v. Manteuffel liefs deshalb seine Bedeckungsschwadron an den Strafsen von Roye und Montdidier Stellung nehmen. In dieser schwierigen Lage schickte General v. Bentheim Offiziere in die nächsten Ortschaften, um von der Korpsartillerie und den eintreffenden Regimentern der 1. Division alles Erreichbare heranzuholen. Bald erschienen vier Batterien der Korpsartillerie, welche auf ihren Protzen und Wagen einen Zug Infanterie vom Grenadier-Regiment Kronprinz mitbrachten.

Aus einer Stellung östlich des Bois de Morgemont flankierten diese 24 Geschütze des Obersten Junge alle Offensivstöfse der Franzosen auf das Bois de Hangard mit Hilfe der Infanterie. Drei andere Batterien waren tätig, um das Vordringen grofser feindlicher Massen gegen den linken Flügel des I. Korps abzuweisen.

So focht also eine Infanterie-Brigade, unterstützt durch etwa 50 Geschütze, gegen einen vielfach überlegenen Feind. Leider hatten die im Bois de Gentelles befindlichen Kompagnien ihre ganze Munition verschossen, nachdem sie zwei Offensivstöfse abgewiesen hatten, mufsten daher nach Hangard zurückgehen. Die Kräfte des linken Flügels reichten nicht zu einer weiteren Offensive in nördlicher Richtung; man mufste sich auf die Festhaltung der Luce-Übergänge bei Thennes und Domart beschränken, was der Feind nicht hinderte. General v. Manteuffel hatte an das VIII. Korps den Befehl geschickt, womöglich mit einer Brigade in das Gefecht des I. Korps einzugreifen.

Deshalb ging General v. Strubberg etwa um 1 Uhr gegen Boves und St. Nicolas vor und vertrieb später die ins Bois de Gentelles wieder eingedrungenen feindlichen Schützen.

Auf dem äufsersten linken Flügel führte die 16. Infanterie-Division ein gesondertes Gefecht mit den südlich von Amiens aufgestellten feindlichen Truppen und machte einige hundert Gefangene.

Die Entscheidung der Schlacht war aber bereits gegen 2 Uhr nachmittags dadurch herbeigeführt worden, dafs auf dem äufsersten rechten Flügel das Regiment No. 44 nach längerem Feuergefecht den französischen linken Flügel umfafste und die Verschanzungen von Villers-Bretonneux

erstürmte. Nach heftigem Handgemenge wichen die Franzosen nach diesem Ort. Alle Versuche, die Schanzen wiederzunehmen, scheiterten an dem heldenmütigen Widerstand der Ostpreufsen, welche im heftigsten Feuer die Verschanzungen gegen den Feind wandten und sich trotz schwerer Verluste in denselben behaupteten. Hier fiel ruhmvoll der als Verfasser der „taktischen Rückblicke“ bekannt gewordene Hauptmann May. Gegen Abend besetzten die 44er Villers-Bretonneux selbst. Die Franzosen waren von dort auf Corbie abgezogen.

Während der Kampf noch nicht entschieden war, hatte sich General v. Manteuffel bei anbrechender Dunkelheit mit seinem Stabe nach Moreuil begeben. Die Meldungen, welche demselben dort vom VIII. Korps zugegangen waren, liefsen auf einen hartnäckigen Widerstand südlich Amiens schliefsen.

Beim I. Korps wufste man bereits, dafs der Feind die Nacht zum Abzuge benutzen würde. Ich beritt mit Major v. Amelunxen und einem Ordonnanzoffizier abends spät das Gefechtsfeld und begab mich dann nach Villers-Bretonneux, um mich davon zu überzeugen, ob der Ort hinlänglich besetzt sei. Dies war der Fall. Es war auch konstatiert worden, dafs der Feind unter Benutzung der Eisenbahn abgezogen sei. Eine Verfolgung der marschierenden Teile war der Dunkelheit wegen nicht ratsam. Um zu sehen, ob das Gefechtsfeld schon ganz geräumt sei, beritten wir dasselbe und wendeten uns gegen Cachy. Dort brannten Biwakfeuer. Der Vorsicht wegen verliefsen wir die helle Strafse und ritten neben derselben auf die Feuer zu. Plötzlich erschallte ein „Qui vive?“, dem eine Salve folgte. Wir wufsten nun, dafs noch einzelne französische Abteilungen anwesend waren, die vermutlich den Abmarsch deckten, und ritten nach unseren Quartieren. Es mochte wohl Mitternacht sein, als wir in denselben eintrafen.

Um die Ungewifsheit der Lage beim Oberkommando zu beseitigen, begab ich mich nach Moreuil, wo ich mitten in der Nacht eintraf. In einem geräumigen Saal des Schlosses lag eine Kompagnie Infanterie als Bedeckung. Der Oberbefehlshaber safs angezogen an einem Tisch und kühlte ein Auge, welches er sich verletzt hatte. Als ich eintrat, rief mir der General zu: „Was bringen Sie? Sie sind sicher geschlagen?“ Ich erwiderte: „Wir sind Sieger, die 44er haben die Schanzen von Villers-Bretonneux gestürmt, den Ort besetzt, die Franzosen sind auf Corbie abgezogen.“ So war dem Oberbefehlshaber ein Stein vom Herzen genommen, und konnte derselbe nun in anderer Weise für den 28. disponieren, als ursprünglich beabsichtigt war.

Der Verlust auf deutscher Seite betrug ungefähr 1300 Mann, die französische Nord-Armee büfste 1383 Mann an Toten und Verwundeten und etwa 1000 Vermifste, das heifst Gefangene, ein. General Farre hatte am Abend bei Corbie den Entschlufs gefafst, weiteren Widerstand zu

leisten. Als derselbe aber erfuhr, dafs die Mobilgarden von Amiens auf Arras zurückgingen, gab er seinen Entschlufs auf.

Um Amiens dauernd besetzen zu können, mufste die Zitadelle eingenommen werden. Der Kommandant verweigerte die Übergabe, obgleich in der Zitadelle keine gedeckten Unterkunftsräume vorhanden waren. Eine Beschiefsung der Wälle aus naheliegenden Häusern durch Infanterie hatte vorläufig keinen Erfolg. Deshalb wurden elf Feld-Batterien auf einer Pontonbrücke am 29. über die Somme geschickt, um die Zitadelle zu beschiefsen. Bevor das Feuer eröffnet wurde, trat die Besatzung, deren Kommandeur tags vorher gefallen war, in Unterhandlung und ergab sich bald darauf.

30 Geschütze und 400 Mann fielen in deutsche Hände. Am 27. war auch die Festung La Fère gefallen, deren 2300 Mann starke Besatzung gefangen nach Laon abgeführt wurde. Ein Teil der vorgefundenen Geschütze konnte zur Armierung der Zitadelle von Amiens benutzt werden, die 4. Infanterie-Brigade sich in Marsch setzen, um sich mit dem I. Korps zu vereinigen. Im Sinne der Direktiven des grofsen Hauptquartiers marschierte General v. Manteuffel nun auf Rouen, die 3. Infanterie-Brigade mit zwei Batterien zur Besetzung von Amiens zurücklassend. General Graf v. der Gröben erhielt den Befehl über diese Truppen und sollte mit denselben und seiner Kavallerie-Division, von der er je ein Regiment an das I. und VIII. Korps abgab, Amiens halten, Flanke und Rücken der auf Rouen marschierenden Korps decken, besonders die Eisenbahnlinie Amiens—Laon sichern. Bei Rouen sollte ein General Briant, angeblich mit 43 000 Mann und 27 Geschützen, stehen, jedoch fast ohne Kavallerie.

Den Entschlufs, energischen Widerstand zu leisten, gab dieser General bald auf, als er bemerkte, dafs seine Vortruppen, ohne ernst zu fechten, zurückgingen. General v. Manteuffel besetzte am 5. Dezember mit dem VIII. Korps Rouen und das rechte Seine-Ufer, am 6. mit dem I. Korps das linke Ufer. Es wurden nun fliegende Kolonnen gebildet, welche das Land durchstreiften und entwaffneten, Ansammlungen feindlicher Kräfte verhinderten. Die sächsische Kavallerie-Division wurde aufgefordert, die linke Flanke der Armee zu decken. Die Garde-Dragoner-Brigade fand ähnliche Verwendung.

Eine am 8. auf Vernon auf dem linken Ufer entsandte Kolonne des I. Korps brachte Gefangene ein, stiefs aber auf keinen ernsten Widerstand. Auf Evreux ging eine andere Kolonne. Dort hatten 14 000 Mobilgarden gestanden, welche aber nach Besetzung von Rouen durch die Deutschen auf Lisieux abgezogen waren, vermutlich um über Honfleur nach Havre zu gelangen. Das VIII. Korps besetzte Dieppe und vernagelte daselbst die schweren Strandgeschütze. Die Eisenbahn zwischen Rouen und Amiens war sofort wieder fahrbar gemacht worden. Die Sicherung der Ein-

schliefsung von Paris gegen Norden und Nordosten gebot, den Gegner, welcher nach der Schlacht von Amiens in nördlicher Richtung zurückgegangen war, im Auge zu behalten. Die vielen Festungen gestatteten demselben, seine Kräfte schnell zu retablieren und neue Vorstöfse zu machen.

Deshalb ordnete General v. Manteuffel an, dafs das I. Korps Rouen und Umgegend besetzen solle; die Garde-Dragoner-Brigade wurde demselben zugeteilt. Das VIII. Korps und die wieder vereinigte 3. Kavallerie-Division sollten dagegen den Somme-Abschnitt mit dem linken Flügel bei Amiens besetzen. Das I. Korps verlegte im Anfang die 1. Infanterie-Division nach Rouen und dem linken Seine-Ufer, während die 2. Division und die Garde-Dragoner-Brigade das rechte Ufer besetzten, mit Vorposten gegen Havre. Die Hauptstadt der Normandie, welche zahlreiche Fabriken besitzt, hatte etwa 30 000, jetzt beschäftigungslose Arbeiter. Dieses Element mufste niedergehalten werden; deshalb bedurfte die Stadt einer starken Garnison. In Havre standen 30 000 Mann. Der Ort war stark befestigt, weshalb nach erfolgter Rekognoszierung jeder Versuch, denselben durch einen Handstreich zu nehmen, unterlassen wurde. Um den Gegner in Schach zu halten, gingen fast täglich Rekognoszierungen auf dem rechten Ufer bis Bolbec vor. Dort kam es dann zu kleinen Gefechten, die den beabsichtigten Zweck erreichten.

Auf dem linken Ufer sammelten sich stärkere Massen bei Bernay, die je nach der momentanen Kriegslage sich defensiv verhielten oder über Brionne und Bourgtheroulde gegen Rouen vorgingen. Das I. Korps hatte also mit drei Faktoren zu rechnen. Solange dasselbe hinreichende Kräfte zu seiner Verfügung hatte, war die ihm zufallende Aufgabe leicht zu lösen.

Schwieriger wurde die Lage, als der gröfste Teil des Korps per Bahn an die Somme gezogen wurde. Wollte man auf dem linken Ufer gegen den immer mehr vorrückenden Gegner vorstofsen, so durfte man sich doch nicht weit von Rouen entfernen, da man nicht nur mit der aufsässigen Arbeiterbevölkerung, sondern auch mit einer Offensive auf dem rechten Ufer, von Havre her, rechnen mufste. Es ergab sich hieraus, dafs diesseitige Offensivstöfse auf dem linken Ufer nur bis an den Rille-Abschnitt gehen konnten. Solche wurden gemacht, doch ohne den Feind zu fassen, der stets zurückwich. Da die Absicht vorliegen konnte, man wolle die Deutschen von Rouen möglichst abziehen, um dem Korps von Havre freies Feld zum Vorgehen zu schaffen, wäre ein Folgen über den Rille-Abschnitt bedenklich gewesen. Es kamen Zeiten, während welcher nur der dritte Teil des I. Korps in und um Rouen stand und nicht in der Lage war, weite Stöfse auszuführen, sich im Gegenteil ganz defensiv verhalten mufste. Infolgedessen wurde die Vorpostenlinie bis Gde. Couronne auf dem linken Ufer zurückgezogen; die Brücken über die Seine oberhalb Rouen wurden gesprengt. Ging die Nord-Armee gegen die Somme vor, so näherte sich

der Gegner Rouen, war dieselbe zurückgeschlagen, entfernte er sich. Die Franzosen waren natürlich von allen Vorgängen unterrichtet, wufsten daher stets, wenn Truppen des I. Korps per Bahn nach Amiens abgegangen waren. Auf der Seine erschienen kleine Kriegsfahrzeuge, welche bis Rouen zu gelangen suchten. Dieselben alarmierten beständig die Vorposten der 2. Division auf dem rechten Ufer, schifften sogar kleinere Abteilungen aus. Um diesem Treiben ein Ende zu machen, wurde das Fahrwasser durch Versenken von Seeschiffen gesperrt.

Das 1. Pionier-Bataillon engagierte einen Dampfer, bemannte denselben und nahm alle Schiffe fort, welche sich in der Seine-Schleife bis Duclair befanden. Ich stellte Bescheinigungen von seiten des Generalkommandos aus, welche besagten, dafs die betreffenden Schiffe deutscherseits mit Gewalt genommen seien. So wurden 15 Seeschiffe versenkt, durch Ketten untereinander verbunden und am Lande wie im Flufsbett verankert. Diese Sperre wurde durch eine oberhalb gelegene Batterie unter Feuer gehalten. Auch wurden Torpedos gelegt. Da ich die moralische Wirkung derselben für das Wichtigste hielt, liefs ich in Rouen veröffentlichen, dafs in der Seine Torpedos lägen, die Fischer möchten vorsichtig sein. Das wirkte. Es gingen keine Kanonenboote mehr stromauf. Übrigens war die Festhaltung der Sperre sehr schwierig, da der Wechsel von Ebbe und Flut in der unteren Seine sogar bis Rouen sehr fühlbar ist.

Auch einige englische Schiffe wurden versenkt, obgleich dieselben ihre Flagge aufgezogen hatten. Den Schiffsführern wurde bedeutet, dafs man Gewalt gebrauchen würde, wenn sie sich widersetzten. Wer sich zwischen zwei Kriegführende begebe, tue dies auf eigene Gefahr. Nachdem man mit kriegerischen Ehren die englische Flagge herabgeholt hatte, wurden diese Schiffe wie die anderer Nationen versenkt. Die Sache kam im englischen Parlament später zur Sprache. Wohl um Weitläufigkeiten zu vermeiden, wurden die Schiffseigner entschädigt, natürlich mit französischem Gelde.

Das Gebiet der unteren Seine ist malerisch sehr schön, der breite Strom fliefst zum Teil im tiefen Bett, die hohen Ufer sind bewaldet und mit lieblichen Landhäusern besetzt. Die Gegend ist fruchtbar, und grofse Waldkomplexe sind von Wild aller Art bevölkert. Die Hauptstadt der Normandie ist durch Industrie reich geworden; Baumwollenwaren und Spitzen bilden das Hauptfabrikat. Allerdings hat sich die mehrere Hunderttausend zählende Bevölkerung durch den Zuzug von Fabrikarbeitern zwar vermehrt, aber nicht verbessert. Schöne Bauten mit kunstvollen Fassaden erinnern an alte Zeiten, prachtvolle Kirchen im gotischen Stil erregen die Bewunderung aller Fremden.

Eine neuere Kirche, von Notre dame de bon secours, ist ein wahres Schmuckkästchen. Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. hat für dieselbe schöne bunte Glasfenster gestiftet. Die Kirche

der Schutzpatronin von Rouen liegt auf der Höhe von Bon Secours und bildet gewissermafsen den Hintergrund des Seine-Tals, von allen Punkten des Quais sichtbar.

Man lebt gut in Rouen, erhält dort alles, was dem Magen angenehm ist, besonders vortreffliche Austern, die in wenigen Stunden frisch von Honfleur kommen. Das Generalkommando nahm im Hotel de Paris Quartier; der Stadt Rouen wurde die Ehre zu teil, uns täglich ein vortreffliches Dejeuner und Diner servieren zu lassen, bei denen die Austern nie fehlen durften. Die Fenster meines Zimmers sahen auf die Seine. Vor denselben befand sich die Statue des Komponisten der „Weifsen Dame“. Bei traurigen Veranlassungen wurde Herr Boildieu mit Flor bekleidet. Über den Kopf zog man ihm ein schwarzes Futteral, wahrscheinlich damit dem Braven der Anblick der jubelnden Prussiens erspart blieb. In der Regel rauchte ich eine Zigarre am Fenster, wenn die Verkleidung vor sich ging. Anfangs fürchteten die Franzosen, ich werde diese Demonstration verhindern. Doch rief ich ihnen zu, sie möchten sich bei dem harmlosen Vergnügen nicht stören lassen. Des Abends spazierte alles auf dem Quai vor unserem Hotel, ebenso wir Offiziere. Als ich die Rouenaisen über Bazaine und seine Kapitulards schimpfen hörte, begab ich mich in die erregte Masse und machte den Leuten Vorwürfe darüber, dafs sie ihre tapfere Armee in dieser Weise schmähten. Ich erzählte ihnen, dafs wir über 50 000 Mann verloren hätten, die Rhein-Armee sich in allen Schlachten mit grofser Tapferkeit geschlagen habe, es deshalb ungerecht sei, die eigene Armee zu beschimpfen, von der ein grofser Teil bei Metz begraben liege. Nun schlug das Benehmen meiner Zuhörer um. Immer gröfsere Mengen umgaben mich, lautlos zuhörend. Ab und zu hörte ich die Mahnung: „Taisez-vous donc, écoutez le colonel!“, wenn irgend jemand sprach. Dann sagte auch wohl der eine oder andere: „Ich habe es immer gesagt, dafs unsere Soldaten brav sind.“

Die Folge meines Debuts als Volksredner war, dafs ich gewissermafsen populär wurde und später oft auf meinen Spaziergängen die Leute sagen hörte: „C’est notre colonel!“

Als Chef des Generalstabes mufste ich mit allen Behörden verhandeln. Bald kannten mich daher viele Einwohner von Rouen. Da sie in Erfahrung gebracht hatten, dafs ich mit ihrer Armee in Mexiko gefochten, betrachteten sie mich wohl nicht als ganzen Feind. Leider hatte ich nun den Vorzug, dafs jeder, welcher ein Anliegen hatte, erklärte, er wolle den Chef des Generalstabes sprechen. Da auf strenge Mannszucht und Gerechtigkeit gehalten wurde, sorgte ich dafür, dafs berechtigte Klagen Gehör fanden. Der Franzose hat die Angewohnheit, sich mit Sprechen nicht zu begnügen. Er mufs gestikulieren, und wenn er lebhaft wird, fafst er den an, mit dem er spricht. Da die Leute mir schliefslich alle Knöpfe in ihrem Eifer abgedreht hätten, richtete ich im Bureau eine Barriere von Tischen ein, die

mich von den Petenten und Beschwerdeführenden trennte. Ich ging fast immer ohne Säbel in der Stadt herum und flöfste den Leuten Vertrauen ein, indem ich ihnen zeigte, dafs ich sie nicht fürchte. Im übrigen war es mit der republikanischen Gesinnung der Normandie nicht weit her, Begeisterung für Paris nicht vorhanden. Monatelang blieben wir in Rouen. Mit der Zeit wurde das Verhältnis zu den Einwohnern ganz erträglich. Unsere Soldaten spielten mit den Kindern ihrer Wirtsleute, und häufig sah ich sie auf meinen Ritten beim Heueinfahren beschäftigt. Nur wenn ein Ausfall aus Paris bevorstand, mit dem ein Vorgehen von Faidherbe im Norden wie der Feinde an der unteren Seine immer in Verbindung stand, wurde die Bevölkerung zurückhaltend.

Viele gab es, welche die feindliche Besatzung als Befreierin von den Mobilgarden ansahen. Das war besonders auf dem Lande auf den Schlössern der Fall, wo diese Sorte Vaterlandsverteidiger wie die Räuber gehaust hatten. Die Bekanntschaft des klugen und fein gebildeten Kardinals de Bonnechose machte ich in einer traurigen Sache. Das VIII. Korps hatte mehrere Bürger verhaftet, welche aus den Fenstern auf die Truppen bei ihrem Einzug geschossen hatten. Ein Kriegsgericht hatte die Unglücklichen zum Tode verurteilt und beim schnellen Weitermarsch die Vollstreckung des Urteils dem nachfolgenden I. Korps überlassen. Die verschiedensten Deputationen erschienen, um Gnade zu erbitten, wurden aber immer abschlägig beschieden, da auch Soldaten von uns hinterlistig überfallen, sogar in die Seine geworfen waren. Der Krieg ist hart, Schwäche verderblich für die eigene Truppe. Der Franzose mufs in Furcht gehalten werden. Er hat die Auffassung, dafs einer sich immer fürchtet. Uns lag daher ob, dafür zu sorgen, dafs dieser eine immer der Franzose war. Nachsicht legt letzterer als Schwäche aus und wird dann unverschämt. Als nun der Kardinal, gefolgt von hohen Geistlichen, beim General v. Bentheim erschien, um Gnade für die Verurteilten zu erbitten, mufste ich Dolmetscherdienste leisten. Der Kardinal hielt eine schöne Ansprache, deren Inhalt ich dem General mitteilte. Dieser erwiderte, dafs er kein Recht zur Begnadigung habe, viele von Franktireurs begangene Grausamkeiten eine solche auch nicht ratsam erscheinen liefsen. Nun hielt ich dem Kardinal eine Rede, drückte das Bedauern des Generals aus und fügte hinzu, dafs schon, um ihm gefällig zu sein, man seinem Wunsch entsprochen hätte, wenn dies überhaupt möglich gewesen wäre. Der General habe volles Verständnis für den edlen Sinn des Kardinals, der ja alles getan habe, was in seiner Macht stehe, um die Verurteilten zu retten. Der letzte Passus schien den Haupteindruck zu machen, da der Kardinal befriedigt die übrigen Mitglieder der Deputation ansah. Seinem Wunsch, nach Versailles an den König telegraphieren zu dürfen, wurde entsprochen. Es war spät abends, und am nächsten Morgen ward das Urteil vollstreckt. Später machte ich dem Kardinal einen Besuch, nachdem ich die Verwun-

deten, welche er in seinem Palais aufgenommen, gesehen hatte. Unter denselben befanden sich mehrere deutsche Soldaten, die sehr befriedigt von der Pflege waren, welche ihnen zuteil wurde. Monseigneur de Bonnechose, ein geistreicher Mann, besprach mit mir die Lage Frankreichs und machte kein Hehl aus seinen monarchischen Gesinnungen. Sein feines Gesicht wie seine klugen Augen waren ungemein fesselnd, wie man das bei hohen Würdenträgern der katholischen Kirche oft findet.

Weihnachten feierten wir nach deutscher Art; ein Tannenbaum erinnerte uns an die Heimat. An der Somme beging man das Fest weniger angenehm. Dort wurde die Schlacht an der Hallue am 23. und 24. geschlagen, welche einen Verlust von etwa 900 Mann an Toten und Verwundeten verursachte. Die Franzosen verloren über 1000 Tote und Verwundete und eine grofse Zahl Gefangener. Die Schwächung unserer Streitkräfte an der unteren Seine führte gegen Ende des Jahres dahin, dafs wir uns auf dem linken Ufer mehr an Rouen heranziehen mufsten. Dementsprechend schoben die Franzosen ihre Vorposten bis Bourgtheroulde und La Bouille vor. Ebenso traten auf dem rechten Ufer stärkere Abteilungen des Gegners zwischen Bolbec und Le Havre auf. Es wurde schon recht winterlich, Frost und Schnee stellten sich ein, trotzdem verlebten wir den Neujahrstag in froher Stimmung. Infolge des weiteren Vordringens der Franzosen hatte General v. Bentheim beim Oberkommando die Zurücksendung einiger Bataillone des I. Korps beantragt. Das Regiment No. 44 traf am 1. Januar in Rouen ein, und wurde nun ein energischer Vorstofs auf dem linken Ufer vorbereitet. In der Nacht zum 4. begab sich das Generalkommando dorthin und versammelte bei Grande Couronne und La Roquette die zum direkten Vorgehen bestimmten Truppen, während andere nach verschiedenen Richtungen aufbrachen. 12½ Bataillone, 2 Schwadronen, 4 Batterien und 1 Pionier-Kompagnie schritten zum Angriff vor Tagesanbruch. Es war eine kalte Winternacht und ziemlich glatt. Ich marschierte mit dem Gros zu Fufs. Während die Vortruppen der Franzosen, zum Teil noch im Dunkeln, überrascht wurden, begann bald der Kampf an allen Stellen zu entbrennen. Beim Passieren eines Engweges prasselte eine Salve von der bewaldeten Höhe des Schlosses Robert le Diable in unsere Reihen. Die Fahnen von sechs Bataillonen schwirrten plötzlich um mich herum; dieselben waren beim Gros vereinigt worden. Ich machte Betrachtungen über den Übelstand vieler Fahnen, welche zu ihrer Deckung stets eine grofse Zahl von Gewehren absorbieren, die an anderer Stelle besser wirken könnten.

Der Gegner, welcher auf der Linie Elbeuf—La Bouille stand, wurde schnell geworfen. Derselbe verlor vier Geschütze und über 200 Tote und Verwundete, aufserdem viele Gefangene. General Roy zog sich schleunigst zurück und unterliefs fernere Offensivversuche. Der deutsche Verlust betrug an Toten und Verwundeten 5 Offiziere, 167 Mann. Die Ver-



folgung war dem Major Preinitzer von der Artillerie übertragen worden, welcher mit einer Kompagnie Infanterie auf Wagen, einer Eskadron und zwei Geschützen dem schnell fliehenden Feinde in der Dunkelheit folgte. Es gelang dem Major, die Nachhut des Gegners im Lager zu überraschen. Während eine gröfsere Zahl von Spielleuten im Dunkeln zum Angriff schlugen, feuerten die Geschütze mit Kartätschen in das Lager. Die Kompagnie stürzte sich in dasselbe und nahm viele Franzosen gefangen. Die übrigen flohen so schnell, dafs die Schwadron nur nachhauen konnte. Sie brachte zwei Geschütze und viele Gefangene zurück. So endete das Gefecht von Robert le Diable und Maison Brulet mit einer vollständigen Niederlage des Gegners.

Diesseits besetzte General v. Bergmann Bourgachard, Bourgtheroulde und Elbeuf, welche Ortschaften fortan immer besetzt blieben.

Am 2. und 3. Januar focht General v. Manteuffel an der Somme und hielt den General Faidherbe, welcher Peronne entsetzen wollte, auf. In dem Gefecht von Sapignies am 2. und in der Schlacht bei Bapaume am 3. verloren die Deutschen 52 Offiziere, 698 Mann an Toten und Verwundeten, die Franzosen verloren 53 Offiziere, 2066 Mann. Am 9. ergab sich die Festung Peronne mit 49 Geschützen und 3500 Mann.

Dies war der letzte Erfolg des Generals v. Manteuffel auf diesem Kriegstheater, da derselbe zum Oberbefehlshaber der Süd-Armee ernannt wurde, welche aus dem II. und VII. Korps wie aus dem Korps des Generals v. Werder gebildet wurde.

Es ist bekannt, dafs es dem General v. Manteuffel später gelang, die Armee Bourbakis, nachdem dieselbe in mehrtägiger Schlacht an der Lisaine vergeblich versucht hatte, Belfort zu entsetzen, über die schweizerische Grenze zu drängen, woselbst dieselbe entwaffnet wurde. General v. Goeben übernahm den Oberbefehl über die Erste Armee. Zunächst zog derselbe noch mehr Truppen von der unteren Seine an sich, auch andere Kräfte, welche von Paris entsandt waren. Der 19. rückte heran, der Tag der Schlacht am Mont Valérien, des letzten grofsen Ausfalls aus Paris. Die Entsatz-Armeen suchten deshalb sich der Hauptstadt zu nähern. Prinz Friedrich Karl und der Grofsherzog von Mecklenburg wehrten dieselben im Westen und Süden ab, General v. Goeben im Norden. Faidherbe marschierte in südlicher Richtung auf St. Quentin. Goeben hielt ihn in der Front auf und sandte Divisionen in Flanke und Rücken des Gegners. Nach blutigem Ringen gelang es, die französische Nord-Armee total zu schlagen.

Die Schlacht von St. Quentin am 19. Januar kostete den Franzosen nach Angaben des Generals Faidherbe 3000 Mann tot oder verwundet, 7000 bis 8000 Mann gefangen. Doch sind diese Zahlen zu niedrig gegriffen, da in und um St. Quentin allein 3000 Verwundete vorgefunden wurden. Die Zahl der unverwundeten Gefangenen überschritt 9000 Mann. Auch fielen

sechs Geschütze in die Hände des Siegers. Der Verlust auf deutscher Seite betrug 96 Offiziere, 2304 Mann tot oder verwundet.

An der unteren Seine fanden beständig Streifzüge statt, um die Vorposten des Gegners zu beunruhigen. Derselbe verhielt sich seit der Niederlage am 4. auf beiden Ufern ruhig. Auch der in Le Havre kommandierende General Loysel, ein alter Kriegskamerad von mir aus Mexiko, blieb mit seinen 30 000 Mann vollständig defensiv.

Dieser Umstand gestattete weitere Entsendungen vor der Schlacht von St. Quentin, so dafs dem Generalkommando des I. Korps zur Besetzung von Rouen und des Terrains auf beiden Seine-Ufern nur 12½ Bataillone, 15 Schwadronen und 8 Batterien verblieben. Mit Rücksicht auf die vielfache numerische Überlegenheit des Gegners war die Lage immerhin mifslich. Doch da derselbe sich so wenig unternehmungslustig zeigte, mufste man es wagen, mit geringen Kräften die Stellung zu behaupten, damit die Truppen bei St. Quentin möglichst zahlreich auftreten konnten.

Am 25. trafen die Teten des XIII. Korps unter dem Grofsherzog von Mecklenburg ein, welches fortan die Aufgabe des I. Korps an der unteren Seine übernehmen, während letzteres sich mit dem VIII. vereinigen sollte. Vor dem Abmarsch nach der Somme räumte das I. Korps Rouen und nahm an der Strafse Rouen—Buchy Quartiere, nur das Generalkommando verblieb in der Hauptstadt der Normandie. Am 29. nachts traf die Nachricht ein, dafs in Versailles ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Paris hatte sich ergeben, die Forts wurden rings um Paris von den Deutschen besetzt.

Trotz des Waffenstillstandes trat ein Nachlassen der deutschen Vorsicht nicht ein. Da Frankreich keine feste Regierung besafs, die Leidenschaften der verschiedenen Parteien nicht zu berechnen waren, mufste die Möglichkeit der Wiederaufnahme des Kampfes ins Auge gefafst werden. Die Oberleitung befahl daher, die Truppen möglichst bald zu komplettieren, die Munition zu vervollständigen und alles für neue Operationen vorzubereiten.

Nach Ablauf des am 28. Januar abgeschlossenen Waffenstillstandes wurde letzterer um einige Tage verlängert, und konnten am 26. Februar die Friedenspräliminarien unterzeichnet werden.

Bei Ankunft des Grofsherzogs von Mecklenburg an der unteren Seine übergab ich seinem Chef des Generalstabes die Geschäfte und orientierte den Grafen v. Waldersee in Betreff der Kriegslage. Die 22. Division, welche mehrere Wochen hindurch gekämpft hatte und ununterbrochen marschiert war, befand sich in Bezug auf Kleidung und Schuhzeug in traurigem Zustand. Die reichen Hilfsquellen von Rouen machten es möglich, bald Wandel zu schaffen. Allerdings war es nicht möglich, vorschriftsmäfsiges Tuch zu finden. Da es aber vor allem geboten erschien, die Beine zu bekleiden, mufste über die verschiedenen Farben des Tuches hinweggesehen werden. So machte der Anzug der Division einen

für das preufsische Auge ungewohnten Eindruck. Der Grofsherzog, welcher mit seinem Korps so gelegen am zweiten Tage der Schlacht von Noisseville erschienen war, hatte mir bei dieser Gelegenheit sein Militär-Verdienstkreuz zweiter Klasse verliehen. In Rouen erhielt ich die erste Klasse dieses Ordens. Die Eisernen Kreuze zweiter und erster Klasse waren mir bereits für die Schlachten um Metz verliehen worden.

Wie Seine Majestät der Kaiser vor dem Einmarsch in Paris eine Parade in Longchamps abhielt, wollte derselbe auch die Erste Armee besichtigen. Da er leider daran verhindert wurde, erschien an seiner Stelle der Kronprinz.

Die Parade fand auf den Wiesen an der Seine statt, dicht bei Bon Secours; es war die schönste, die ich je gesehen habe.

Während des Waffenstillstandes begab ich mich auf einige Tage nach Amiens, dem Sitz des Oberkommandos. General v. Goeben empfing mich in liebenswürdigster Weise, und konnte ich demselben meinen Dank für das Eichenlaub aussprechen, das mir Seine Majestät der König zum Orden pour le mérite verliehen hatte. Der geniale Sieger von St. Quentin fesselte jeden durch sein ungezwungenes, natürliches Wesen. Kluge Augen blitzten hinter der Brille, und was der General sprach, liefs seinen Geist und scharfen Verstand erraten. Als junger Offizier war v. Goeben nach Spanien gegangen und hatte dort gegen die Karlisten gefochten. Nach Unterdrückung des Aufstandes kehrte derselbe nach Preufsen zurück. In seinen „Erinnerungen aus Spanien“, welche später erschienen, erzählt der Verfasser, wie er sich von Spanien durch Frankreich nach Preufsen durchgebettelt und oft die Nacht im Polizeigewahrsam zugebracht habe, um am nächsten Morgen die Wanderung fortzusetzen.

Die alte Stadt Amiens bietet viel Sehenswertes. Die Kathedrale ist schön. Originell erschien die Statue Peters von Amiens. In der erhobenen Rechten hält Peter das Kreuz, und unter ihm stand ein preufsischer Posten, um das Denkmal zu schützen. Man verkaufte in Amiens derartige Photographien, und ist eine solche noch in meinem Besitz.

Obgleich der Friede gesichert erschien, konnten die deutschen Armeen Frankreich nicht so bald verlassen. In Paris wütete der Bürgerkrieg; die Kommune hatte ihr Haupt erhoben, und unter den Augen der Deutschen in den Forts zerfleischten sich die Franzosen untereinander. Marschall Mac Mahon hatte den Oberbefehl der Regierungsarmee von Versailles übernommen.

Um die nötigen Truppen versammeln zu können, war den Franzosen gestattet worden, die Eisenbahnen durch das Gebiet zu benutzen, welches von deutschen Truppen besetzt war.

So passierte General Loysel mit seinen Regimentern per Bahn Rouen. Sein Generalstabsoffizier, Prinz Bibesco, hatte sich dieserhalb mit mir in Verbindung gesetzt. Da Loysel in Mexiko Generalstabs-

offizier und ich mit ihm bekannt geworden war, begrüfste ich den General und frühstückte mit ihm. Er hatte Vertrauen zu seinen Truppen. Doch diese ahmten das Beispiel anderer nach: sobald sie mit den Aufständischen in Berührung kamen, drehten sie das Gewehr um und gingen zur Kommune über. Die Franzosen nennen dies Verfahren „crosse en l'air", eine Methode, die sich in den verschiedenen Revolutionen herausgebildet hat. Nachdem die Regierung von Versailles die Erfahrung gemacht hatte, dafs die seit dem 4. September geschaffenen Truppen im Innern gegen einen Aufstand nicht zu gebrauchen waren, bat sie um gefangene Soldaten der kaiserlichen Armee. Es wurden deshalb 20 000 Liniensoldaten aus der Gefangenschaft entlassen. Doch brauchte es immerhin Zeit, bis diese eingetroffen, bekleidet und bewaffnet waren. Die so formierten Regimenter der alten Armee bildeten den Kern der neuen, welche schliefslich den Aufstand niederwarf. Allerdings hatten die berüchtigten Petroleusen bereits ihr zerstörendes Werk in vollen Gang gesetzt, die Tuilerien und andere Staats- und Privatgebäude verbrannt.

Aber nicht nur der Kampf in Paris, sondern auch die zu zahlende Kriegsentschädigung hielt die deutschen Armeen auf französischem Boden zurück. Die Zahlung sollte in festgesetzten Raten und, je nachdem, die Räumung der Departements succèssive erfolgen.

Das Generalkommando des I. Armeekorps wie die 1. Division kehrten Ende Juli nach Ostpreufsen zurück. Es war den höheren Stäben gestattet worden, Schnellzüge auf eigene Kosten zu benutzen. Die französische Regierung gestattete hierbei das Passieren der feindlicherseits besetzten Gegenden. Ich machte davon Gebrauch, legitimierte mich bei dem betreffenden französischen Etappenkommandanten und fuhr über Brüssel nach Cöln. Dort benutzte ich den nächsten Schnellzug nach Berlin. Anfangs befand ich mich in dem Coupé allein. Später traten noch zwei Herren ein, von denen der eine seine Besorgnis ausdrückte, dafs sein Adjutant bis zum Abgang des Zuges nicht alles besorgt haben würde. Es erhellte aus dieser Äufserung, dafs der mir unbekannte Passagier irgend ein Fürst sein müsse. Als ich mich erbot, den Bahnhofsvorsteher zu ersuchen, den Zug etwas warten zu lassen, lüftete der grofse Unbekannte sein Inkognito. Es war der Kronprinz, jetzige König von Schweden. Wir machten nun die Fahrt nach Berlin zusammen. Der König ist ein sehr unterrichteter, kunstsinniger Herr; er wufste auf allen Gebieten Bescheid, kannte den deutsch-französischen Krieg gründlich und ebenso fast alle unsere höheren Führer. In Berlin verabschiedete ich mich von dem damaligen schwedischen Kronprinzen, welcher mir aus seiner Heimat seine Photographie mit Unterschrift sandte.

In Berlin hielt ich mich nur so lange auf, bis die aus Frankreich zurückkehrenden Teile des I. Armeekorps in der Gegend von Königsberg eingetroffen waren. Der Einzug in die Hauptstadt der Provinz Preufsen

fand unter strömendem Regen statt. Ich sah meine Wohnung wieder, welche eine uralte Köchin über ein Jahr treu gehütet hatte. General v. Bentheim war zum Gouverneur von Metz ernannt worden. In Vertretung des Generals v. Manteuffel, welcher die Okkupations-Armee in Frankreich kommandierte, führte General v. Barnekow das I. Armeekorps. Die 2. Division kehrte Ende August aus Frankreich zurück.

So safs ich denn wieder in dem baufälligen, unzulänglichen Bureau des Generalkommandos und leitete die Demobilmachung. Vom Stabe waren alle Offiziere, mit einer Ausnahme, gesund heimgekehrt. Ein Generalstabsoffizier, Liegnitz, war vor Metz gestorben. Nach einigen Wochen beschlofs ich, meine Frau und Tochter aus der Schweiz abzuholen und nach Königsberg heranzuziehen. Ich benutzte die Gelegenheit, um einen längeren Urlaub zu nehmen, verlebte angenehme Wochen am Vierwaldstätter See und trat dann mit den Meinen die Reise über Berlin nach Königsberg an. Als ich im Königlichen Schlofs, Unter den Linden, einen Flügeladjutanten besuchte, traf ich auf dem Flur den Feldmarschall Moltke. Obgleich ich in Zivil war, meldete ich mich bei demselben. Der Feldmarschall sagte: „Das trifft sich gut, ich will soeben dem Kaiser Ihre Ernennung zum Chef des Generalstabes der Okkupations-Armee in Frankreich vorlegen.“ Dieselbe erfolgte unter dem 28. Oktober 1871.

Um meiner Frau Königsberg zu zeigen, wo man bereits munter Schlitten fuhr, begaben wir uns dorthin. Ich meldete mich ab, löste meinen Hausstand auf und war nicht unglücklich darüber, wieder nach Westen, nach Frankreich, zu gehen.

XXI.

Die Okkupations-Armee wurde durch drei preufsische Divisionen und eine bayerische gebildet. Vertragsmäfsig bestand dieselbe aus 50 000 Mann. Oberbefehlshaber war General v. Manteuffel, welcher sein Hauptquartier nach Nancy, der Hauptstadt des Departements Meurthe et Moselle, verlegt hatte. Die Stadt ist schön, reich an Kirchen, öffentlichen Plätzen und Denkmälern. Der Stanislasplatz mit der Statue des gleichnamigen Königs versammelte oft diejenigen, welche Freude an der Militärmusik hatten. Ein umfangreicher Park, Pépinière genannt, war der Lieblingsaufenthalt der Nancyer. Jetzt sah man in demselben nur die Kinder spielen, begleitet von ihren Bonnen, denen wieder, wie daheim, Soldaten Ritterdienste erwiesen.

Ich hatte in Paris zuweilen ähnliche Szenen gesehen und illustrierte Bilder in den Schaufenstern, welche dem Troupier die Worte in den Mund legten: „Faites venir à moi les enfants, surtout avec leurs bonnes.“ Es ist überall dieselbe Geschichte.

Vorläufig stieg ich in dem Hotel der Madame Petit ab, einer recht umfangreichen Dame.

Zwei Monate blieb ich mit Familie und Dienerschaft in dem ganz guten Gasthof. Die Verpflegung war tadellos, nur sehr monoton. Als ich die Wirtin interpellierte, weshalb wir zum Frühstück wie zu Mittag immer dasselbe Menu hätten, erwiderte dieselbe, dafs sie daran gewöhnt sei, die Gäste immer nur 24 Stunden zu beherbergen, diese also das nicht bemerkten. Das war ein schlechter Trost für uns, die wir zwei Monate lang im Hotel blieben, bis ich eine Wohnung bekam und meine Möbel aus Königsberg kommen lassen konnte. Aber nach den vielen Kriegen fand ich die Lage ganz erträglich. Über uns wohnte Graf Radolinski mit Familie, derselbe, mit dem ich in Florenz und in Paris zusammen war. Der Graf bearbeitete die diplomatischen Sachen beim Oberkommando. Zu ähnlichem Zweck war Dr. Bamberg anwesend. Auch mit diesem war ich aus Paris bekannt, woselbst derselbe unser Generalkonsul war. Bamberg hatte die Presse unter sich. Französischerseits vertrat Graf v. St. Vallier seine Regierung, ein gewandter Diplomat, klug, liebenswürdig und gesellig. Seinem coulanten Wesen gelang es, manche Härten abzuwenden. Zunächst ging sein Streben dahin, die Einquartierung zu beseitigen. Er liefs deshalb an allen Garnisonorten für die deutschen Truppen Baracken bauen, auch solche für Offiziere mit Speisesaal, Billardzimmer und verhältnismäfsigem Komfort. Da diese Mafsnahme den Interessen des Dienstes entsprach, kam General v. Manteuffel den Wünschen des Grafen St. Vallier entgegen.

Die Legationssekretäre und -Räte, welche dem Gesandten beigegeben waren, wechselten häufig. Es waren meist sehr gewandte Leute mit guten Formen, die sich nicht scheuten, mit den Deutschen in näheren Verkehr zu treten. Ich sah dieselben oft bei mir, nachdem ich in der Rue du haut bourgeois so weit eingerichtet war, dafs ich meine bescheidenen Salons öffnen konnte.

Natürlich bildete das stets gastliche Haus des Oberbefehlshabers den Mittelpunkt der Geselligkeit. Die Räume des Marechalats waren dazu sehr geeignet. Frau v. Manteuffel, eine ebenso kluge wie feingebildete Dame, machte die Honneurs in vollendeter Weise.

Der Kommandant des Hauptquartiers, Major v. Strantz, war ein vortrefflicher Hofmarschall. Der bisherige Oberquartiermeister, mein alter Freund, Oberstleutnant v. Lewinski, ging als Chef des Generalstabes eines Armeekorps nach Preufsen zurück. An seine Stelle trat Major Graf v. Haeseler. Unter den Generalstabsoffizieren und Adjutanten fand ich manche Bekannte. Da die französische Sprache nur wenigen geläufig war, bat ich General v. Manteuffel, doch Sprachkundige heranzuziehen. Unter diesen befand sich der Rittmeister Milson, ein lustiger Bruder, der den Krieg in Mexiko als französischer Offizier der Fremdenlegion mitgemacht hatte und für Tapferkeit dekoriert war.

Eine sehr wichtige Person war der Intendant Engelhardt, ein

hervorragend tüchtiger Mann in seinem Fach, der sich um die Verpflegung der Armee während des Krieges hochverdient gemacht hatte.

General v. Manteuffel hatte mit der französischen Regierung in Betreff der Verpflegung der Okkupations-Armee einen besonderen Vertrag abgeschlossen. Nach diesem zahlte Frankreich pro Mann und Pferd einen bestimmten Betrag, wogegen die deutsche Verwaltung die Verpflegung der Truppen selbst übernahm. Das Resultat davon war, dafs die Ernährung der Armee ausgezeichnet war, die Offiziere dank der Fürsorge des Oberbefehlshabers eine Auslandszulage in gleicher Höhe wie die Feldzulage erhielten und trotzdem in zwei Jahren etwa zehn Millionen Taler erspart wurden. So waren finanziell die Offiziere sehr gut gestellt.

Obgleich ich erst vor kurzem zum Oberst befördert war, bezog ich die Gelder eines Divisionskommandeurs, da meine Stelle für einen solchen dotiert war. Nur General v. Manteuffel ging leer aus, da er es nicht für passend fand, aus einer Einrichtung Nutzen zu ziehen, die er selbst veranlafst hatte. Da derselbe ungemein gastfrei war, konnte er allein keine Ersparnisse machen. — Unser Generalarzt Scholler war ein lebenslustiger Rheinländer und ein sehr tüchtiger Arzt. Passierte es ihm, dafs ein Mann gesund wurde, den er für unheilbar erklärt hatte, so sagte er: für die Wissenschaft ist der Mensch tot. Er behandelte alle Familien und dachte so vornehm, jedes Honorar abzulehnen. Auditeur der Armee war der Geheime Justizrat Kramer vom I. Korps, ein ausgezeichneter alter Herr, aber enragierter Ostpreufse. Wenn man ihn darauf aufmerksam machte, wie schön und warm es im Winter in Frankreich sei, erklärte er dies für Unnatur und vermifste die 20 Grad Kälte und den Schnee von Königsberg. Der französischen Küche zog er die grauen Erbsen seiner Heimat vor. Vor allem waren ihm die Franzosen zuwider. Als ihn Manteuffel während des Krieges zum Präfekten von Rouen ernannte und ihm die Zivilverwaltung des Departements übertrug, mufste er doch den Beamten nähertreten. Ich führte ihn in sein Amt ein. Der Akt war hochkomisch. Alle Beamten waren auf die Präfektur bestellt. Dann erschien ich mit dem Justizrat Kramer und teilte den Herren mit, dafs derselbe zum Präfekten ernannt sei. Darauf hielt letzterer eine schöne Ansprache in deutscher Sprache, von der die Zuhörer kein Wort verstanden, da sie nur französisch sprachen. Ich wiederholte deshalb die Rede des Präfekten in dieser Sprache und sorgte für einen Gehilfen, der beide Sprachen beherrschte. Der brave Ostpreufse war allerdings der Ansicht, dafs dies eigentlich nicht nötig sei, sondern es Sache der Franzosen wäre, Deutsch zu lernen.

Da das bekanntlich nicht so schnell geht, mufste schon anderweitig geholfen werden. Für die Komik sorgte der Generalkonsul Bamberg, den die jüngeren Herren des Stabes immer Herr Admiral anredeten. Derselbe trug nämlich eine Uniform, die derjenigen der hohen Seeoffiziere

sehr ähnlich war. Wenn auch Herr Dr. Bamberg ein gutmütiger Mann war, der einen Spafs nicht übelnahm, so war er andererseits sehr unterrichtet und selbst literarisch tätig. Er schrieb Memoiren, man mufste deshalb sehr vorsichtig sein und ihm nicht unbeabsichtigt Stoff für dieselben liefern. Da er mit vielen Zeitungsredaktionen in Verbindung stand, war er immer über alles orientiert, was in der Welt vorging. Dies war für das Oberkommando von Wichtigkeit.

Er besafs in St. Gratien bei Paris eine Villa, hielt es aber für ratsam, diese Gegend vorläufig zu meiden.

Die Beziehungen des Oberbefehlshabers der deutschen Okkupations-Armee zu Herrn Thiers, dem Präsidenten der französischen Republik, waren immer gut. Etwaige Differenzen wurden mit Hilfe des Grafen St. Vallier stets schnell beglichen. Bald traten Bemühungen hervor, welche bezweckten, eine Restauration der Orléans herbeizuführen, obgleich diese königliche Familie im Volk sehr unbeliebt war. Nachdem dieselbe sich noch 25 Millionen Francs Entschädigung hatte zahlen lassen in einer Zeit, wo Frankreichs Finanzen durch den Krieg und die an Deutschland zu zahlenden Milliarden stark in Anspruch genommen wurden, war die Unbeliebtheit der Orléans noch gestiegen. Trotzdem arbeiteten ihre Agenten und suchten auch die moralische Unterstützung Deutschlands zu gewinnen. Unser Botschafter in Paris schien den monarchischen Bestrebungen wohlwollend gegenüberzustehen, wie aus seinen Besprechungen mit Manteuffel hervorging. Letzterer unterstützte dagegen Thiers und vermied alles, was die Stellung desselben erschüttern konnte. Er wufste, dafs er so im Sinne Bismarcks handle, welcher die Republik in Frankreich für die Deutschland am wenigsten gefährliche Staatsform hielt, da jede Restauration den Ausbruch eines neuen Krieges beschleunigen mufste. General v. Manteuffel teilte nach Berlin alles mit, was auf politische Intriguen schliefsen liefs, und wies alle Annäherungsversuche der Gegner des Reichskanzlers ab. An solchen hat es nicht gefehlt, denn es gab schon damals Leute, welche sich einbildeten, Bismarck ersetzen zu können; dafs ein solches Bemühen an dem geraden Sinn unseres alten Kaisers scheitern würde, lag auf der Hand. Trotzdem waren die Herren unermüdlich tätig, was darauf schliefsen liefs, dafs sie auf mächtige Unterstützung rechneten. Ich entsinne mich eines Gesprächs mit General v. Manteuffel über diese Sache. Bei dieser Gelegenheit sprach ich meine Ansicht dahin aus, dafs diese Intriguen bewiesen, wie wenig richtig die Situation von denen beurteilt werde, welche an dem Sturze Bismarcks arbeiteten. Ein solcher sei ganz undenkbar, Bismarck in den weitesten Kreisen Nord- und Süddeutschlands so beliebt, dafs eine Beseitigung desselben das ganze Volk unzufrieden, ja aufsässig machen würde. Im übrigen denke der Kaiser viel zu edel, um sich von seinem ersten Rat-

geber zu trennen, mit dem er Grofses geleistet, das Reich gegründet habe, und dem er zu Dank verpflichtet sei.

Ob an Manteuffel der Versucher herangetreten war, wie der Teufel an Christus, weifs ich nicht. Klar war mir aber, dafs man seinen Einflufs beim Kaiser vielleicht zu gewinnen suchte. Doch, wie gesagt, diese Bemühungen hatten keinen Erfolg. Der Oberbefehlshaber richtete sich nach den politischen Direktiven Bismarcks und stützte Thiers, überzeugt, wie auch er war, dafs eine französische Republik für Deutschland weniger gefährlich sei als ein König- oder Kaiserreich.

Graf Arnim in Paris tat sein möglichstes, um die Zahlung der Kriegsschuld vor dem festgesetzten Termin zu beschleunigen, um Frankreich von der Okkupation zu befreien.

Wenn es auch viele von uns gab, die lieber im eigenen, als im fremden Lande lebten, so bin ich stets dem Gedanken, Frankreich bald zu verlassen, entgegengetreten. Da ich so viele Jahre mit Franzosen gelebt hatte, glaubte ich, den Charakter dieses Volkes genau zu kennen. Meine Ansicht war, das Land so spät wie möglich zu verlassen, um die Reorganisation der französischen Armee zu verzögern. Es stand für mich fest, dafs Frankreich, sobald sein Territorium geräumt sei, mit aller Macht auf seine Erstarkung hinarbeiten würde. Leider fand meine Auffassung keinen Anklang. Dafs es für die deutsche Armee nicht angenehm war, vier Divisionen detachiert zu haben, ist ja klar, ebenso, dafs man sobald wie möglich den Krieg endgültig abschliefsen wollte, aber ich glaube, dafs man diese Unbequemlichkeiten leicht überwunden hätte. Da die Franzosen das Recht hatten, den Rest der Kriegsentschädigung früher zu zahlen, war offiziell dagegen nichts zu tun. Hätte man Schwierigkeiten gemacht, so würde dies nur Wasser auf die Mühle derjenigen gewesen sein, welche die Republik beseitigen wollten. Mehrere Male war ich in Paris, um zu sehen, was dort in militärischer Beziehung vorging, hatte auch mit Graf Arnim Besprechungen wegen der Räumung. Bei einem solchen Ausflug fuhr ich nach Rouen, wo ich mehrere Monate während des Krieges tätig gewesen war. Obgleich ich in bürgerlicher Kleidung war, bemerkte ich bereits auf dem Bahnhof, dafs mich die Leute wieder erkannten. Doch hatte ich keinerlei Unannehmlichkeiten. Ich nahm einen Wagen, um eine mir befreundete Familie auf dem Lande zu besuchen. In den Dörfern, die ich passierte, stand an den Haustüren noch mit Kreide des Quartiermachers angeschrieben, wieviel Mann und Pferde dort untergebracht worden waren. An anderen Türen stand „à bas les Jésuites“ oder ähnliches. Ich blieb mehrere Tage an der unteren Seine und nahm wahr, dafs eine deutschfeindliche Gesinnung nicht bestand.

Im Sommer 1872 sagte der österreichische Feldmarschall-Leutnant v. Gablenz seinen Besuch beim General v. Manteuffel an. Er kam aus Paris, hatte aber merkwürdigerweise den 3. Juli, den Tag von

Königgrätz, gewählt, um seinen alten Freund, wie er sagte, zu besuchen. Als ihn Manteuffel bei Tisch fragte, warum er gerade an diesem Tage komme, war Gablenz sehr erstaunt. Man bedeutete ihm, dafs es der Jahrestag von Königgrätz sei. Der Österreicher erwiderte lachend: „Den Tag habe ich lange vergessen.“ Es war interessant, den Herrn zu beobachten. Leider hatte er sich in Wien in Spekulationen eingelassen. Man sagte, er sei reich geworden. Als ihm Manteuffel Andeutungen darüber machte, erwiderte er: „Ja, lieber Bruder, ob ich Millionen besitze oder schuldig bin, weifs ich wirklich nicht.“ Einige Jahre später stellte sich heraus, dafs das letztere der Fall war. Dieser kluge Mann und tüchtige General liegt in Zürich begraben. Er hat seinem Leben durch eine Kugel ein Ende gemacht, seine Rechnung mit der Welt beglichen.

Bei der Okkupations-Armee trat im Jahre 1872 eine unerwartete Verstärkung durch die Geburt vieler Kinder ein. „Nancy la coquette“ zeichnete sich dadurch aus, dafs sich unter 22 Kindern nur ein Junge befand. Von den 21 Mädchen war eins meine jüngste Tochter.

Während die Regierung nach und nach fester wurde, war dieselbe doch noch nicht so weit erstarkt, dafs sie sich dem Volkswillen hätte widersetzen können. Die durch die vielen Niederlagen gekränkte Eitelkeit der Franzosen suchte nach einem Sündenbock. Von dem Wahn ausgehend, dafs stets Verrat im Spiele sei, wenn Frankreich geschlagen wird, mufste ein Verräter gefunden werden. Feinde Bazaines wufsten bald die Meute auf die Fährte zu setzen und erreichten, dafs die Regierung den Prozefs Bazaine begann, denn dieser sollte der Volkswut und dem Blödsinn geopfert werden. Für jeden Unbefangenen war es klar, dafs Verrat nicht vorliegen könne. Einige Toren versuchten das Gerücht zu verbreiten, dafs der Marschall Metz und die Rhein-Armee an Prinz Friedrich Karl verkauft habe. Die Dummen, welche an diese Ungeheuerlichkeit glaubten, bedachten nicht, dafs der Prinz Friedrich Karl nicht so viele Tausende seiner Soldaten geopfert, wenn er mit Geld das gewünschte Resultat hätte erreichen können. Ein Buch, welches ein Graf Andlau über Metz veröffentlichte, machte viel Aufsehen. Dieser Oberst und Generalstabsoffizier erging sich in heftiger Polemik gegen seinen früheren Vorgesetzten und kritisierte dessen Handlungen und Operationen, obgleich dem Grafen bekannt war, dafs Bazaine nie besondere Entschlüsse gefafst hatte, ohne sich des Einverständnisses der übrigen Marschälle und Korpskommandanten zu versichern. Natürlich ergriffen die Feinde Bazaines diese Gelegenheit und bewiesen auf Grund Andlauscher Angaben, dafs der Marschall ein Verräter sei. Was dieser Graf v. Andlau für ein Ehrenmann war, stellte sich später heraus, als er wegen Schulden und höchst fauler Spielangelegenheiten vorzog, das grofse Wasser zwischen sich und den Staatsanwalt zu legen.

Im übrigen war bei der Zusammensetzung des Kriegsgerichts die Verurteilung Bazaines vorauszusehen. In der Tat fand dasselbe den Marschall schuldig und erkannte auf Todesstrafe. Der Prozefs hatte sich lange hingezogen. Als derselbe beendet, war Mac Mahon Präsident der Republik. Er bestätigte das Urteil, verwandelte die Todesstrafe aber in lebenslängliche Gefängnishaft. Der nunmehrige Exmarschall — es war nämlich auch auf Degradation erkannt — wurde nach der Margueriten-Insel gebracht. In dem dortigen Kerker, auf steilem Felsen im Meer, hatte die „Masque de fer" gesessen und, den Augen der Welt entzogen, ein trauriges Dasein geführt. Alexander Dumas behandelt dieses Drama in einem seiner Romane. Nach diesem soll der dort Gefangene ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen sein — Vater unbekannt. Dort safs nun Bazaine, den Strahlen der glühenden Sonne ausgesetzt. Als derselbe seine Verteidigung vorbereitete, hatte sich der Marschall mit der Bitte an mich gewandt, den Prinzen Friedrich Karl zu befragen, ob er sich auf sein Zeugnis berufen dürfe. Der Prinz sagte sofort zu, erklärte sich sogar bereit, in Frankreich vor den Richtern zu erscheinen. In demselben Sinne hatte ich in Betreff meiner Person geantwortet. Der Kaiser war hiervon benachrichtigt worden und sprach sich dahin aus, dafs die Feinde Bazaines nicht so hochsinnig sein würden, um das Zeugnis des Gegners gelten zu lassen, im Gegenteil könne es Bazaine schaden, wenn er sich auf deutsche Zeugen berufe. Wahrscheinlich hat derselbe dies selbst eingesehen und deshalb von seiner ursprünglichen Absicht Abstand genommen.

Auch in seinem Gefängnis fand der Marschall Gelegenheit, mir Nachricht von sich zu geben und Briefe von mir zu empfangen. Nachdem alle Versuche gescheitert waren, eine weitere Begnadigung zu erlangen, beschlofs die Marschallin, die Befreiung ihres Mannes zu versuchen. Sie schickte demselben oft Pakete, mit dicken Stricken gebunden. Aus diesen drehte Bazaine ein Seil, an dem er sich im gegebenen Moment hinunterlassen sollte. Die Frau mietete in Genua einen Dampfer und schiffte sich auf diesem mit einem Verwandten ein. In der Nacht näherten sie sich in einem kleinen Boot dem Felsen und gaben das verabredete Zeichen. Der Marschall, welcher die Nacht auf der Plattform seines Gefängnisses zugebracht hatte, vollzog die Descente in der beabsichtigten Weise, fiel aber schliefslich ins Meer. Frau Bazaine und ihr Begleiter zogen ihn an Bord, ruderten dem Dampfer zu, trotz bewegter See, und richteten den Kurs sofort nach der italienischen Küste. Aufser einigen Kontusionen und zerschundenen Händen hatte der Marschall keine Verletzungen. Von Italien schrieb mir derselbe nach Düsseldorf und teilte mir sein glückliches Entkommen wie die Absicht mit, mich auf dem Wege nach Spaa zu treffen.

In der Tat sah ich den Marschall im Hotel du Nord in Cöln öfter. Auf eine Anfrage bei Bismarck, ob er sich einige Tage dort aufhalten

dürfe, erhielt er die Antwort, dafs er in keiner Weise daran gehindert werden würde, er möge ganz nach Belieben handeln.

Bazaine zeigte mir seine Hände, die noch sehr übel aussahen, und erzählte mir seine Flucht.

Am meisten war er über den Präsidenten des Kriegsgerichts, den Herzog von Aumale, aufgebracht, den er vollständig verachtete. Bazaine erzählte mir eine Episode seines Lebens, die allerdings ein hartes Urteil rechtfertigte. In Algier unter d'Aumale als Kapitän gegen Abd-el-Kader fechtend, hatte sich dieser Bazaine unter bestimmten Bedingungen ergeben. Zur Bekräftigung seines Wortes überreichte Abd-el-Kader Bazaine eine Berlocke, in deren Stein ein Koranspruch eingegraben war. Ergriffen durch die Würde des tapferen Gegners reichte ihm Bazaine seinen Degen in gleichem Sinne. Er teilte dem Herzog von Aumale die Bedingungen mit, unter denen sich Abd-el-Kader ergeben hatte. Der Herzog kehrte sich daran nicht, sondern erklärte, dafs letzterer als gewöhnlicher Gefangener zu behandeln sei. Verhielt sich die Sache, wie Bazaine mir erzählte, dann ist Abd-el-Kader das Opfer eines Verrats des Herzogs gewesen. Wollte letzterer die Bedingungen nicht anerkennen, so hätte er ihm die Freiheit geben müssen. — Was die Richter betrifft, so waren dieselben zum Teil Royalisten, zum Teil Neider und persönliche Feinde, die dem einstigen Troupier, der von der Pike auf gedient hatte, nicht verziehen, dafs er den Marschallstab aus seiner Patrontasche geholt hatte.

Bazaine begab sich zunächst nach Spaa, um seine Gesundheit zu stärken, dann nach Spanien, wo ihm die Königin Isabella II. nicht nur eine Beschützerin, sondern auch eine Freundin war.

Da ich auf den Marschall nicht wieder zurückkommen werde, bemerke ich noch, dafs nach seiner Aussage Mexiko früher geräumt worden ist, als beabsichtigt war, weil schon im Jahre 1866 der Entschlufs zum Kriege gegen Preufsen feststand.

In Betreff des Verfahrens gegen Abd-el-Kader tut Bazaine dem Herzog von Aumale unrecht, denn nach du Barrail ist König Louis Philippe der Schuldige, auch hat sich der Emir nicht Bazaine, sondern dem Lieut. indig. Ahmed-ben-Bokouëa ergeben.

Bei seiner Ankunft in Frankreich erhielt Bazaine das Kommando in Nancy, mit dem ausdrücklichen Befehl des Kaisers, die Grenzdepartements zu bereisen und deren Verteidigungsfähigkeit zu prüfen. Dies beweist von neuem, dafs der Krieg von 1870/71 seit Jahren beabsichtigt war.

Eine traurige Rolle beim Prozefs spielten die Marschälle und Korpskommandeure der einstigen Rhein-Armee, welche nicht den Mut hatten, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und vorzogen, zu schweigen, um sich nicht selbst zu kompromittieren.

Da Bazaine ganz mittellos war — die Güter seiner Frau in Mexiko wurden von der Regierung nach der Erschiefsung des Kaisers Maximilian eingezogen —, lebte das Opfer des französischen Justizmordes bis zu seinem Tode von einer Rente, welche die dankbare Königin Isabella ihm für seine einstigen Dienste bewilligt hatte, in Spanien.

Aber zu beklagen ist auch die Schwäche des damaligen Präsidenten der Republik, des Marschalls Mac Mahon, welcher einen Kollegen der blinden Wut des Fanatismus preisgab. Auch bei einer anderen Gelegenheit zeigte Mac Mahon, dafs er nicht mehr der Mann der Tat war. Die Vorbereitungen zu einem Staatsstreich waren getroffen, die Monarchie sollte wieder hergestellt werden; der Kriegsminister General Comte de Rochebouet wartete am 10. September auf den Befehl des Marschalls, welcher bis dahin alles gutgeheifsen hatte, aber auch hier ward die angeborene Farbe der Entschliefsung von des Gedankens Blässe angekränkelt — der Befehl kam nicht!

Der Dienst der Truppen wurde wie in der Heimat geregelt, für Übungs- und Schiefsplätze war ausgiebig gesorgt, alles ging nach Wunsch. In geselliger Beziehung lebten die Offiziere im Verkehr mit den Familien der Verheirateten oder in den Kasinos. Die reichlichen Mittel des mobilen Zustandes gestatteten auch den unteren Dienstgraden, besser zu leben als in Deutschland.

Leider zahlten die Franzosen ihre Schulden vor der Zeit, wodurch die Dauer der Okkupation bedeutend abgekürzt wurde. Schon im Sommer 1873 wurde die Armee derartig verringert, dafs alle Departements bis auf eine Festung geräumt werden mufsten. Bevor wir die schöne Stadt Nancy verliefsen, brachte ich meine Familie in die Schweiz und schickte meine Einrichtung nach Strafsburg auf einen Speicher. Da ich nicht wufste, wohin mich das Schicksal nach Auflösung des Oberkommandos führen würde, waren diese Mafsregeln geboten. Deutscherseits war beabsichtigt worden, Belfort als Pfand so lange besetzt zu behalten, bis die letzte Quote der Kriegsschuld getilgt war. Thiers bat dagegen, hiervon Abstand zu nehmen und statt dieser Festung Verdun zu besetzen, da sonst die Franzosen glauben würden, die Deutschen wollten Belfort behalten. Dies war beim Friedensschlufs beabsichtigt, dann aber als Preis für den Einzug in Paris aufgegeben worden, um die Stellung von Thiers nicht zu erschüttern. Obgleich nun Verdun durchaus kein Äquivalent für Belfort war, wurde der Vorschlag des Präsidenten der Republik angenommen. So marschierten wir denn mit einer Brigade Brandenburger, einigen Schwadronen und Batterien nach Verdun, um dort noch einige Wochen zu verbleiben. Historisch ist der Ort ja bekannt, im übrigen ist er ein langweiliges Nest und war damals als Festung sehr minderwertig. Unter dem 19. September 1873 wurde das Oberkommando der Okkupations-Armee, nachdem dasselbe die Grenze

passiert hatte, aufgelöst. Unser Abmarsch aus Frankreich, der Schlufs des grofsen Dramas, das im Juli 1870 begann, erfolgte mit altpreufsischer Ordnung und Präzision. Etwa 1000 Schritt von unserer Queue folgten französische Gendarmen, welche, als der letzte Deutsche die Grenze überschritten hatte, zurücksprengten, um telegraphisch das grofse Ereignis nach Paris zu melden. General v. Manteuffel hielt auf französischem Boden, liefs die Truppen an sich vorbeimarschieren und die neue Grenze überschreiten. Dann schwenkte er mit seinem Stabe ab und räumte mit uns das französische Gebiet unter den Klängen der Nationalhymne. Zunächst begaben wir uns nach Metz. Bei Noisseville war das Denkmal für die Gefallenen des I. Armeekorps errichtet, zu dessen Einweihung sich General v. Manteuffel mit mir vor einem Jahr von Nancy aus begeben hatte. Jetzt besuchte ich auch Ste. Barbe und dessen Pfarrer, der sich bei mir für die Erhaltung aller Heiligen wie der Kirchengeräte bedankte. Haus und Garten waren wieder in Ordnung; mit reichen Mitteln versehen, hatten auch die Bauern das Dorf wieder in guten Stand gesetzt, in dem wir zwei schwere und ernste Monate verbracht. Dort hatten wir auch den Koch unter den Gefangenen engagiert, dem wir bei unserem Einrücken in Rouen die Freiheit schenkten. Er war vielleicht weniger froh, uns zu verlassen, als wir, ihn los zu sein.

Seine Majestät der Kaiser empfing uns in Berlin auf das gnädigste. Alle Mitglieder des Oberkommandos wurden ausgezeichnet. General v. Manteuffel wurde zum Feldmarschall ernannt; ich erhielt den Roten Adler-Orden zweiter Klasse, was noch nie einem Obersten passiert war, mit einer sehr anerkennenden Ordre. Man hatte mich vor Wochen gefragt, ob ich besondere Wünsche habe. Da ich seit zehn Jahren dem Generalstab angehörte und mich während dieser Zeit stets in sehr verantwortungsvollen Stellungen befunden hatte, wollte ich meine Nerven schonen und bat nur, in die Front treten zu dürfen. Darauf erfolgte die Anfrage, ob ich durchaus in die Artillerie zurück wolle, für meine fernere Karriere würde es besser sein, in eine andere Waffe einzutreten. Damit mufste ich natürlich einverstanden sein. Als Kapitän der reitenden Artillerie war ich vor zehn Jahren in den Generalstab gekommen und glaubte daher, dafs ich den Befehl über ein Kavallerie-Regiment erhalten würde. Ich war nicht wenig überrascht, als ich dem Niederrheinischen Füsilier-Regiment No. 39 in Düsseldorf überwiesen wurde, dessen Kommando ich wenige Monate darauf erhielt. In Berlin traf ich meinen gnädigen Gönner, den Kronprinzen, und seine Gemahlin, die mich beide auf das liebenswürdigste empfingen.

Für mich schlofs eine wichtige Epoche ab. Acht Jahre war ich mit Unterbrechungen in Frankreich gewesen, hatte einen Krieg mit den Franzosen, einen gegen dieselben mitgemacht. Ich verliefs das schöne Land mit der Überzeugung, dafs nach einigen Jahren ein neuer Revanchekrieg

um Elsafs-Lothringen entbrennen werde. Damit irrte ich. Verschiedene Male schien der Krieg bevorzustehen, aber die Wolken verzogen sich, der Friede währt schon 32 Jahre.

XXII.

Im Herbst 1873 traf ich in Düsseldorf ein und mietete dort ein Haus. Meine Möbel, welche mehrere Monate in Strafsburg auf einem Speicher gestanden hatten, kamen in traurigem Zustand an. Die ewigen Versetzungen und Umzüge machen es eigentlich ratsam, so wenig Mobilien wie möglich zu besitzen, denn zwei bis drei Umzüge kommen einem Abbrennen gleich. Die Stadt an der Düssel hatte einige neue Quartiere mit schönen Villen, wogegen die alten einen düsteren Eindruck machen. Die vielen Fabriken erfüllen die Atmosphäre mit Kohlenstaub, auch die Strafsen sehen schwarz aus, wie mit Kohle bedeckt. Mitten durch die Stadt ging zu jener Zeit die Eisenbahn. Wenn auch die Übergangsstellen durch Ketten gesperrt wurden, wenn Züge passierten, so kamen doch häufig Unglücksfälle vor. Der sonst so schöne Rhein ist bei Düsseldorf zwar sehr breit, da aber die ganze Gegend flach ist, nicht besonders ansprechend. Grofsartig und schrecklich wurde derselbe bei einer Überschwemmung. In einzelnen Strafsen fuhr man wie in Venedig, auf Gondeln. Alle Keller waren mit Wasser gefüllt. Man baute Brücken, um durch die Fenster des Erdgeschosses in die Häuser zu gelangen. Traurig war die Lage der Dorfbewohner dicht an den Rheindämmen. Hilfesuchend kamen Deputationen nach der Stadt und baten, man möge sie retten. Von einer Behörde liefen die Unglücklichen zur anderen. Aber der Fall war nicht vorgesehen, und Trost war keine Hilfe. Da kamen die Leute auch zu mir. Ich dachte mit Schiller: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!“ und rückte mit mehreren hundert Mann meines Regiments nach der bedrohten Gegend. Der Rhein ging zum Teil über die Dämme, der Sturm trieb die hohen Wellen gegen dieselben, und war ein Dammbruch sehr wahrscheinlich geworden. Während ein Teil meiner Leute das Vieh aus den Ställen führte, die Einrichtung aus den Wohnungen holte und in Sicherheit brachte, fällte ein anderer Bäume, welche von der Krone des Dammes längs der Böschungen befestigt wurden, um die Wellen zu brechen. Schwache Stellen verstärkte man durch Faschinen und Steine. Ich richtete einen vollständigen Rettungsdienst ein, zwei bis drei Kompagnien blieben auf den Dörfern, um am nächsten Tage durch andere abgelöst zu werden. Die Offiziere gingen mit gutem Beispiel voran. Nach einigen Tagen liefs der Sturm nach und begann das Wasser zu fallen. Das Regiment konnte wieder den Dienst wie vorher betreiben. Die dankbaren Dorfbewohner wollten meine Füsiliere belohnen; ich wies aber ihr Geld zurück, weil die Hilfe lediglich Christenpflicht war. Allerdings hatten die Anzüge stark gelitten. Wer weifs, welche Sorge die Bekleidung einem ökonomischen

Kompagniechef macht, wird doppelt anerkennen, dafs diese Herren auch jede Kleiderentschädigung ablehnten. Im übrigen benutzte die Presse diese Gelegenheit, um eine bekannte Stelle der Bibel, die Pharisäer betreffend, in Erinnerung zu bringen und sich bei dem Samariter zu bedanken.

Die Stadtbevölkerung besteht zu einem grofsen Teil aus Fabrikarbeitern, unter denen sich böse Gesellen, auch Messerhelden befanden. Es war das erste Mal, dafs ich an den Niederrhein kam, und ich kann nicht sagen, dafs mir die Menschen dort besonders zusagten. Allerdings war es die schlimme Zeit des Kulturkampfes; Sympathie für den Soldaten entdeckte ich nicht.

Da ich ja vielfach in Feindesland gelebt, beachtete ich die Einwohner nicht besonders, liefs aber vor ihren Augen auf dem Hof meiner Kaserne scharfe Patronen ausgeben, als die katholischen Hetzblätter eine Revolution ankündigten. Bei dem herrschenden Fanatismus war Vorsicht geboten. Die scharfe Munition befand sich aufserhalb der Stadt, wie das in normalen Zeiten ja ganz gut ist. Ich hatte aber nach 1848 in Berlin die Truppen stets im Besitz von Munition gesehen, ja war selbst mit beladenen Protzen zum Exerzieren marschiert. Deshalb beantragte ich, dafs einige tausend Patronen stets in der Kaserne sein sollten. Natürlich war auch dieser Fall nicht vorgesehen, kein Raum, kein Geld verfügbar. Um alle Schwierigkeiten zu beseitigen, liefs ich einen grofsen Patronenkasten an der Wache, gegen Witterung geschützt, aufstellen; der Posten vor dem Gewehr bewachte denselben. Ab und zu wurden die Patronen aufgefrischt, die alten verschossen.

Natürlich ging die Nachricht von dieser Mafsnahme bald durch alle Zeitungen Düsseldorfs und Umgegend. Die Wirkung war gut, man wufste, dafs der geringste Putsch bedenkliche Folgen haben könne, und verhielt sich ruhig. Wie verhetzt das Volk damals am Niederrhein war, erscheint heute kaum glaublich. Ich kann nur sagen, dafs ich mich während der Okkupation in Frankreich unter den höflichen Bewohnern Nancys wohler gefühlt habe als unter dem Volk von Düsseldorf. Viele Bischöfe waren gefangen. Ihre Bilder hingen in jeder Hütte, solche des Kaisers oder der Königlichen Prinzen in keiner. Deutsche oder preufsische Fahnen sah man nur auf öffentlichen Gebäuden, dagegen flaggte alles gelbweifs für diesen oder jenen Heiligen. Auf den Schlössern sah es nicht besser aus. Ich mied dieselben bei Manövern und zog den Krug im Dorfe dem ultramontanen Schlofs vor. Wenn man, wie ich, in den alten Provinzen das Dorado des Soldaten kennen gelernt, mufste man entrüstet sein, hier wahrzunehmen, wie die Landbevölkerung nicht nur nichts für denselben tat, sondern noch von ihm verdienen wollte. Es mag sein, dafs ich es besonders ungünstig getroffen habe, und dafs die Gesinnung in anderen Gegenden des Niederrheins besser war, charakteristisch bleibt aber, dafs man, selbst

nach dem grofsen Kriege gegen Frankreich, uns Soldaten „die Preufsen" nannte. Allerdings waren ja die Franzosen Katholiken, und sollen deshalb deren Gefangene sich ganz besonderer Fürsorge erfreut haben, vielleicht einer gröfseren als die verwundeten Preufsen.

Am interessantesten ist in Düsseldorf der Kreis der Maler. Es ist natürlich, dafs die grofse Zahl berühmter Künstler der Stadt einen eigenen Anstrich gab. Im „Malkasten" versammelten sich die Herren und veranstalteten in diesem ihrem Kasino ebenso schöne wie geistvolle Feste. Der Verkehr mit Künstlern ist immer anregend; vorurteilsfrei, wie sie sind, erhoben sie sich über die kleine Misere des Alltagslebens und liefsen sich über das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit keine grauen Haare wachsen. Damals lebten Camphausen, Bendemann, die beiden Achenbach, Süfs, Preyer und viele andere dort, welche durch ihre Bilder berühmt geworden sind. Da ich von den Jüngern der Kunst diesen oder jenen als Reserveoffizier beim Regiment hatte, waren meine Beziehungen zum „Malkasten" die allerbesten. Sonst beschränkte sich mein Verkehr ausschliefslich auf Militär- und Beamtenkreise.

Der Dienst wurde wie überall betrieben. Mir wurde es nicht schwer, ein Infanterie-Regiment zu kommandieren. Als Generalstabschef mufste ich ja alle Waffen kennen, und da es bei der Infanterie viel langsamer geht als bei der reitenden Artillerie, hatte ich immer mehr Zeit als nötig, um Entschlüsse zu fassen. Meine Füsiliere waren willig, aber doch ganz andere Leute als die der Garde, Preufsen und Pommern. Sehr bald bemerkte ich, dafs der Sammethandschuh eine eiserne Faust bekleiden müsse. Nachdem ich wahrgenommen hatte, dafs viele Soldaten der Garnison aus Düsseldorf des Sonnabends, oft ohne Urlaub, verschwanden und Montags frühestens sich wieder einfanden, um drei Tage im gelinden Arrest auszuschlafen, liefs ich durch Regimentsbefehl bekannt machen, dafs jeder, der solche Exkursionen mache, zehn Tage strengen Arrest erhalten würde. Es dauerte nicht lange, bis einige Vergnügungsreisende am eigenen Leibe die Erfahrungen machten, dafs meine Befehle ausgeführt wurden. Zehn Tage bei Wasser und Brot auf der Diele liegen, ist keine Kleinigkeit. Mein Mittel war probat; dafs es dem herkömmlichen Gebrauch und der Disziplinar-Strafordnung nicht ganz entsprach, beunruhigte mich nicht weiter. Binnen kurzem kam es überhaupt nicht mehr vor, dafs Leute sich ohne Urlaub entfernten. Im Offizierkorps gab es vortreffliche Elemente, aber auch solche, welche, besonders nach einer Bowle, unverträglich wurden und zur ultima ratio griffen oder greifen wollten. Manches Duell habe ich verhindert, meist durch Zureden, wenn der Weinteufel seine Wirkung verloren hatte. In einem Falle konnte ich den Zweikampf nicht verhindern. Ein Offizier hatte auf einem Ausfluge in der Weinlaune Studentenverbindungen nicht nur beleidigt, sondern auch provoziert.

Infolgedessen erschienen zwei Studenten als Delegierte ihrer Korps

in Düsseldorf, um sich mit dem Beleidiger zu schiefsen. Dies konnte ich nicht hindern. Nach einem einmaligen Kugelwechsel mit einem Studenten erklärte sich dieser im Namen seines Korps befriedigt. Die Sekundanten redeten dem zweiten zu, er möge doch von dem Kampfe abstehen, da ja geschossen sei. Der Herr erklärte, dafs er dies für seine Person gern tun würde, aber leider mit Rücksicht auf seine Verbindung auf das Duell bestehen müsse.

Beide Gegner schossen gleichzeitig. Der Student hatte noch nie eine Pistole abgedrückt und schofs, ohne zu zielen. Plötzlich lagen beide Duellanten auf dem Boden, dem Offizier war die Kugel in den Unterleib gedrungen, er starb nach wenigen Augenblicken, der Student war unversehrt, der Schreck und die Aufregung hatten ihn umgeworfen. Es war ein trauriger Fall. Der Vater des Gefallenen sagte mir: „Gern hätte ich meinen Sohn für das Vaterland hingegeben, als er sich in Frankreich das Eiserne Kreuz erwarb, dafs er aber auf diese Weise umkommen mufste, schmerzt mich unsäglich.“

Die öffentliche Meinung beschäftigt sich jetzt mit der heiklen Duellfrage. Vom religiösen Standpunkte ist der Zweikampf niemals gebilligt worden. Solange aber die bestehenden Gesetze nicht imstande sind, die Ehre des einzelnen zu schützen, wird der Zweikampf nicht aus der Welt geschafft werden, besonders in dem Stande, der die Waffe trägt. Bis heutigentags ist der Vorgesetzte nicht berechtigt, das Duell zu verbieten. Ich bin aber der Ansicht, dafs der Regimentskommandeur wohl imstande ist, sehr viele Duelle zu verhindern, wenn er nämlich die richtige Stellung zu seinen Offizieren hat und sich nicht scheut, erforderlichenfalls seine Befugnisse zu überschreiten. Aus meiner Erfahrung kann ich folgendes mitteilen. Einer meiner Herren hatte einen strengen, ihm unsympathischen Kompagniechef. Bei einem Liebesmahl wollte ersterer von seinem Hauptmann beleidigt sein und forderte denselben, welcher selbstverständlich die Forderung annahm. Der Ehrenrat meldete mir den Vorgang. Ich stellte fest, dafs die beleidigende Äufserung gar nicht gefallen war, bewies dies dem Leutnant und sagte ihm, dafs er unter diesen Umständen wohl die Forderung zurückziehen werde. Der junge Herr, ein Süddeutscher, verneinte dies mit dem anzüglichen Bemerken, dafs vielleicht in Preufsen ein derartiger Austrag eines Ehrenhandels möglich sei, in seiner Heimat nicht. Darauf eröffnete ich diesem Offizier, dafs es den Anschein habe, er suche das Duell, nur um seinen Kompagniechef zu erschiefsen, und verbot das Duell, da kein Grund zu einem solchen bestehe. Mir war aber der Charakter des heftigen Menschen bekannt. Ich sah voraus, dafs er nicht gehorchen würde, und traf meine Mafsnahmen danach. Mit den Duellanten erschien auch ich mit dem Präses des Ehrenrats auf dem Kampfplatz. Dort setzte ich den Duellanten wie den Sekundanten die Sache auseinander, worauf der Sekundant des Fordernden erklärte, dafs er unter diesen

Umständen nicht sekundieren könne. Nun fragte ich den Forderer, ob er jetzt seine Forderung zurückziehe. Derselbe erwiderte: „Ich werde mich ohne Sekundanten schiefsen.“ Es lag nun klar zu Tage, dafs es auf einen Mord abgesehen war, und da ausdrückliche Gehorsamsverweigerung vorlag, liefs ich den Herrn auf dem Kampfplatz verhaften und in Arrest abführen.

Nach Düsseldorf zurückgekehrt, machte ich meinen Vorgesetzten bezügliche Meldung. Allgemeines Kopfschütteln über mein ungesetzliches Verfahren. Die Auguren verkündeten, der frühere Generalstabschef habe sich festgerannt.

Kriegsgericht mufste über den Offizier wegen der Gehorsamsverweigerung gehalten werden. Ob ich berechtigt war, das Verbot ergehen zu lassen oder nicht, konnte daran nichts ändern. Der Spruch lautete auf mehrere Monate Festungshaft und Dienstentlassung. Der Kaiser bestätigte das Urteil. Was mein Verhalten betrifft, so sagte die Kabinetts-Ordre, dafs der Regimentskommandeur zwar nicht berechtigt sei, den Zweikampf zu verbieten, dafs aber im vorliegenden Falle, bei der Kenntnis des Charakters des fordernden Offiziers, das selbständige Handeln des Kommandeurs nicht zu mifsbilligen sei. So sprach unser alter Kaiser!

Der im übrigen sehr tüchtige Offizier, welcher im Kriege verschiedentlich dekoriert worden war, wurde durch seinen Landesherrn später in die österreichische Armee gebracht, nachdem ich schriftlich bescheinigt hatte, dafs derselbe ein braver Soldat sei und sich nichts Unehrenhaftes habe zu Schulden kommen lassen.

Im Mai 1876 wurde ich zum Kommandeur der 16. Infanterie-Brigade ernannt. Da ich kurz vorher 45 Jahre alt geworden war, galt ich für einen sehr jungen General. Die Brigade bestand damals aus dem 72. Regiment in Torgau und dem 96., welches aus den Kontingenten von vier thüringischen Fürsten gebildet wurde. Der Stab der Brigade stand in Erfurt, der Hauptstadt Thüringens. Das IV. Korps kommandierte General Graf v. Blumenthal, mein alter Chef des Generalstabes beim Oberkommando der Zweiten Armee im Jahre 1866, der spätere General-Feldmarschall. Erfurt ist eine alte, interessante Stadt, in der man gut und verhältnismäfsig billig lebt. Die Umgebung ist schön, belebt durch die munter fliefsende Gera. Die Thüringer sind harmlos und gemütlich. Unter denselben zu leben, war mir eine Freude, besonders mit Rücksicht auf die Bewohner des Niederrheins, von denen ich nicht ungern schied. Im evangelischen Lande wurde man durch religiösen Fanatismus nicht gestört. Bald war ich in Thüringen heimisch und denke noch heute an das freundliche Land zurück. Da ich in Erfurt keine Truppen hatte, konnte ich mich dort nicht um die kleinen Details des Dienstes meiner Regimenter bekümmern. Manchem mag das als Übelstand erscheinen. Bei mir war das nicht der Fall, da ich immer der Ansicht gewesen bin, dafs ein Regimentskommandeur möglichst frei in seinem Wirken sein

mufs. Seine Stellung ist so bedeutend, seine Verantwortung so grofs, dafs er mit Recht verlangen kann, ungestört zu sein.

Die Besichtigungsreisen im Frühjahr und im Herbst, das Brigadeexerzieren wie die Manöver waren immer interessant. Unter dem genialen kommandierenden General trat das in den Hintergrund, was kleine Geister für das Höchste halten und die landläufige Bezeichnung „Kommifs" führt. Die Regimenter der Brigade waren in guter Verfassung. An ihrer Spitze standen kriegserfahrene Kommandeure, mit denen ich stets im besten Einvernehmen lebte. Ebenso war es mit meinem Divisionskommandeur, dem vortrefflichen General v. Rothmaler. Mit einem Wort, meine dienstlichen Verhältnisse waren so angenehm wie möglich. Bereiste ich die Garnisonen des 96. Regiments, so kam ich mit vier Höfen in Berührung. In Altenburg und Gera waren die Beziehungen stets gut, in Rudolstadt störte ein jesuitischer Minister das gute Einvernehmen, und Reufs ältere Linie stand dem Deutschen Reiche feindlich gegenüber. Sein Fürst, Sohn der Fürstin Karoline, welche dem „Kladderadatsch" lange Zeit unfreiwillig humoristischen Stoff geliefert hatte, schwebte in den Wolken — Ludwig XIV. im ganz kleinen, nur fehlten die Mittel, um Glanz und Schimmer zu verbreiten. „Ja, wie er sich räuspert, und wie er spuckt, das hatte er richtig abgeguckt", fiel mir oft ein, wenn ich das Treiben dieses Miniaturfürsten zu beobachten Gelegenheit hatte. Da mir schon der Kronprinz das Zeugnis ausgestellt hatte, ich sei kein Hofmann, ist es kein Wunder, dafs ich vor den kleineren Fürsten nicht in Ehrfurcht erstarb und mich an diesen Höfen keiner Sympathie erfreute.

Den Fürsten von Rudolstadt kannte ich aus Berlin, zur Zeit, als er Rittmeister im Regiment Gardes du Corps und ich Major im Generalstabe war. Ein flotter Lebemann, huldigte er Bacchus und Cythere, schwang flott den Becher und liefs Gott einen guten Mann sein. Unter dem Namen Prinz von Arkadien war er allgemein bekannt. Ich freute mich, ihm wieder zu begegnen, war aber nicht wenig erstaunt, als mich derselbe mit grofsem Zeremoniell empfing. Er war mit einem Ruck General der Kavallerie geworden, als er seinen Thron bestieg. Wie ich schon angedeutet, war das Verhältnis zwischen dem Bataillon und dem regierenden Fürsten kein ungetrübtes. Da es stets meine Ansicht war, dafs ein Vorgesetzter seine Untergebenen vertreten müsse, kam ich in die Lage, dem Fürsten Vorstellungen zu machen. Serenissimus nahmen das sehr übel, die alte Bekanntschaft ging in die Brüche, ich fiel in Ungnade. Da ich aber gar kein Verständnis für dieses Unglück hatte, zog Durchlaucht vor, meinen Anblick zu meiden. Der Fürst hatte ein grofses Schlofs in Rudolstadt und ein anderes in dem nahe gelegenen Schwarzburg. Seine Untertanen behaupteten, dafs er, wenn er in Rudolstadt wohne, in Schwarzburg schlafe, und umgekehrt. Das Verhältnis wurde später hochkomisch. Wie in dem Wetterhäuschen die Frau herauskommt, wenn der

Mann hineingeht, ritt der Fürst nach Schwarzburg, wenn der Zug, der mich brachte, in Rudolstadt einfuhr, und nach Rudolstadt, wenn ich nach Schwarzburg kam. Geschäfte hatte er nicht viel; seine treuen Untertanen behaupteten, dafs er nur Donnerstag von 10 bis 12 Uhr vormittags regiere. Am liebsten schwang er bei fröhlichem Mahle den Becher. Da gab es eine silberne Henne, die ein bis zwei Flaschen Champagner aufnahm. Jeder neue Gast mufste die Henne leeren, ohne abzusetzen, was dem Fürsten wohl nicht schwer wurde; er hatte als junger Offizier ganz andere Wetten gewonnen. Schade um ihn, er starb früh; ich glaube, ein Schlaganfall setzte seinem nützlichen Wirken ein Ende. Meine nicht guten Beziehungen zum Reiche Rudolstadt wurden schliefslich von den übrigen Souveränen übel vermerkt, die sich wohl solidarisch verpflichtet hielten, die Sache ihres Bruders und Vetters zu vertreten. So geschah denn das Unerhörte, dafs ich keinen einzigen Orden erhielt, als ich nach vierjähriger Tätigkeit Thüringen verliefs. Mein Kollege von der 15. Brigade hatte nur mit einem Fürsten zu tun, dem von Schwarzburg-Sondershausen, einem originellen, aber recht gemütlichen alten Herrn. Wenn derselbe einem General seinen Orden verlieh, entschuldigte er sich, dafs sein Hausorden keinen Stern habe, und fügte dann hinzu, es habe aber auch sein Gutes, da sonst die Nachfrage noch gröfser wäre. Anfangs kam es mir komisch vor, ein preufsisches Regiment zu sehen, das keine schwarz-weifse Kokarde und bei dem jedes Bataillon eine andere trug: Altenburg: grün-weifs, das I. Bataillon; die beiden Reufse: schwarz-rot-gold, das II. Bataillon; Schwarzburg-Rudolstadt: blau-weifs, das Füsilier-Bataillon. Trotz dieses Mosaiks war das Regiment in guter Verfassung und die Ausbildung in den verschiedenen Ländern eine gleichmäfsige. Besonders glänzten die 96er durch die Regimentsmusiken, welche die Tafelmusik bei den fürstlichen Mahlen in den verschiedenen Residenzen stellten.

Vier Jahre nacheinander mufste ich das Ober-Ersatzgeschäft besorgen, das heifst die Rekruten im Bezirk der 16. Brigade ausheben. Beinahe zwei Monate war ich dann unterwegs, obgleich ich nach dem ersten Mal die Reise um 14 Tage verkürzte. Manche Generale betrachten dies Geschäft wie eine Erholungsreise auf Staatskosten. Ich hatte zwar nur schöne Gegenden zu bereisen, reich an Forellen, wie Schwarzburg, wo man vom Hotel aus des Abends Hunderte von Hirschen zur Äsung kommen sieht, aber froh war ich immer, wenn das Geschäft beendet war. Dafs es kein Genufs ist, Tausende von Männern ohne jegliche Bekleidung zu sehen, wird jeder Unbefangene zugeben. Denkt man dazu grofse Hitze, Mangel an Seife etc., dann kann sich selbst der Laie das Bild weiter ausmalen. Vor mir auf dem Tisch stand stets eine Flasche Kölnischen Wassers und eine Kiste Zigarren, um Gegendampf zu machen. Am meisten bedauerte ich den betreffenden Regimentsarzt, der die körperliche Untersuchung all der Menschen vornehmen und beständig seine Hände waschen mufste.

Aber schliefslich war das sein Geschäft. Während auf preufsischem Gebiet die Landräte strenge Disziplin halten, für Ordnung und Reinlichkeit sorgen, war dies in den Fürstentümern weniger der Fall. In Reufs älterer Linie reklamierte die Regierung so viele Leute, dafs es fast nie möglich war, das gebotene Kontingent auszuheben. Um jeden Rekruten mufste gefeilscht werden. Als sich in Zeulenroda einer fand, der freiwillig eintreten wollte, sagte ich den fürstlichen Beamten: „Dem Mann werde ich ein Denkmal setzen lassen, er ist ein Unikum in Ihrem Lande."

Meine ersten Brigadeübungen fanden im Altenburgischen statt. Der Herzog wohnte denselben während der ganzen Dauer, zwölf Tage, bei. Die Folge davon war, dafs die ganze Landbevölkerung die Truppen begleitete, um den Landesherrn zu sehen. Vor der Vorstellung teilte ich dem kommandierenden General mit, dafs die Leute beständig mitten in der Brigade gewesen seien, ich den Platz nie abgesperrt habe. General v. Blumenthal sagte, dafs ihn die Bevölkerung auch nicht störe, und so mufsten sich auch bei der Besichtigung die Schützenlinien durch die Volksmassen drängen. Die Sache verlief aber ebenso gut wie harmlos. Die Altenburger haben eine eigene Landestracht; die Männer tragen eine kurze Lederhose und hohe Stiefel; je enger die Schäfte, desto besser. Wer die dünnsten Waden hat, schiefst den Vogel ab. Ein langer Rock, weifs gefuttert, mit grofsen silbernen Knöpfen, reicht fast bis auf die Erde, das Haupt bedeckt ein Filzhut. Die Bauern reiten gern; da sie reich sind, besitzen sie gute Pferde, während die Bäuerin stets einen schönen Landauer hat. Die Frauen sind wie Vogelscheuchen gekleidet. Mit einem schwarzen, seidenen Tuch wird der Kopf so umwickelt, dafs man kein Haar sieht. Den Oberkörper bedeckt ein reiches Mieder, die Brust verdeckt ein Brett, mit Sammet überzogen und goldgestickt. Als Kleid dient ein kurzer Rock von dickem Filzgewebe, der nur bis an die Knie reicht und durch einen einzigen Knopf an der Hüfte befestigt ist. Darunter nichts als das Hemd. Hohe Strümpfe und Pantoffel an den Füfsen bilden die Kleidung vom Knie abwärts. Bei besonderen Feierlichkeiten setzen die Frauen und Mädchen einen Filzhut auf, an welchem goldene Münzen befestigt sind. Dieser Schmuck vererbt sich in der Familie durch Generationen, wodurch die Zahl der Münzen wächst. Am häfslichsten ist der kurze Rock der Frauen, welcher, eng anliegend, keine Zweifel über einen gewissen Körperteil läfst, den man sonst zu verdecken liebt, und wegen dessen nur eine Venus Kallipygos bewundert wird. Im übrigen schwindet die Landestracht immer mehr. Die jungen Bauerntöchter werden meist in städtischen Pensionen erzogen, in denen sie sich natürlich wie die Mitschülerinnen kleiden müssen. Kommen sie dann nach Hause, so sträuben sie sich, die Tracht des Landes wieder anzunehmen. Auch die Söhne studieren und haben später keine Lust, den Vater auf den Acker zu begleiten. Der Boden des Landes ist fruchtbar, und unter demselben be-

findet sich Braunkohle. Dies erklärt den Reichtum der Bauern. Dazu kommt, dafs der Grundbesitz nie geteilt wird, sondern immer einem Sohne zufällt, und zwar dem jüngsten. Die Altenburger sind leidenschaftliche Skatspieler. An einem bestimmten Tage kamen viele in dem Hotel zusammen, in dem ich immer abstieg. Jeder hatte eine kleine hölzerne Mulde voll Silbertaler unter dem Arm. Bald war das Spiel im Gange, das zuweilen über 24 Stunden hintereinander dauern soll. Zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Herzogs schenkten ihm die Bauern einen Tafelaufsatz von gediegenem Silber, der auf einem besonderen Wagen angefahren wurde. Dieses Kunstwerk stellte zwei Eichen dar, welche im herzoglichen Park gepflanzt worden waren, als ein Köhler die Prinzen zurückbrachte, welche geraubt worden waren. In welchem Jahrhundert der Prinzenraub stattgefunden hat, ist mir entfallen. Noch jetzt zeigt man dem Fremden das Fenster, durch welches die Prinzen entführt worden sind. Altenburg zeichnet sich noch durch ein Fräuleinstift aus, das sehr gerühmt wird. Das Protektorat über diese Erziehungsanstalt junger Mädchen hatte die Herzogin, eine sehr liebenswürdige Dame. Leider war dieselbe so schwerhörig, dafs man zu ihr durch ein Sprachrohr reden oder die Antworten aufschreiben mufste.

Auch nach Weimar und nach Gotha erhielten die in Erfurt stehenden Generale Einladungen zu Hoffesten. Einer der Herren wurde von dem damaligen Grofsherzog gefragt, ob er gern in Erfurt sei. Er bejahte dies mit dem Bemerken, dafs die Nähe der kleinen Höfe besonders angenehm sei. Ob dieser Hofmann mit weiteren Einladungen beehrt wurde, weifs ich nicht.

Einmal im Jahre kam ich auf meinen Aushebungsreisen nach Ebersdorf in Reufs jüngerer Linie. Dort ist eine Herrenhuterkolonie, deren Gottesdienst ich besuchte. Der Fürst besitzt ein Jagdschlofs im Ort, in dem Lola Montez debutierte. Als sie sich die Allerhöchste Ungnade zuzog, erhielt sie den Befehl, binnen 24 Stunden die reufsischen Lande zu verlassen. Sie erwiderte, dafs sie dann in 23 Stunden abreisen würde. Die Grenze ist nahe bei Ebersdorf. Lola wandte sich nach München und fand in dem König von Bayern einen fügsamen Herrn. Schliefslich hat diese Tänzerin in Amerika geendet. Ihretwegen war in München eine Art Revolution ausgebrochen.

Den Brigadeübungen in Altenburg waren Divisions- und Kaisermanöver gefolgt. Während der grofsen Parade regnete es in Strömen. Ich trug das erste Mal den gestickten Generalsrock, die kostbare Schabracke schmückte mein Pferd und die Federn den Helm. Alles war ruiniert. Es war in der Nähe von Merseburg. Auf dem Ständefest am Abend erschien man wieder im Paradeanzug. Der Kaiser kam auf mich zu und befühlte meinen Rock. Ich sagte: „Er ist ganz nafs, ich besitze

nur diesen", worauf Majestät bemerkte: „Das ist erklärlich, da Sie noch nicht lange General sind; hoffentlich erkälten Sie sich nicht."

Es war kein Kaiserwetter an den darauf folgenden Manövertagen. Dabei lag ich in Lützen in Quartier. Regen und immer wieder Regen, so dafs ich mir nicht einmal die Stelle angesehen habe, wo Gustav Adolf gefallen ist.

Solch Kaisermanöver ist für die Zuschauer sehr schön; wenn man aber mitmacht, durchnäfst wird und dann trocken zum Diner erscheinen soll, vielleicht mehrere Meilen nach dem Quartier nafs reiten mufs, um sich umzuziehen, und dieselbe Strecke im Wagen zurückeilt, um rechtzeitig einzutreffen, dann hört die Gemütlichkeit auf. Letzteres mufste ich durchmachen. Als ich dann bei strömendem Regen von Lützen nach Merseburg fuhr, traf ich gerade ein, als das Diner beendet war.

Das gesellige Leben in Erfurt war recht hübsch; im Kasino fanden musikalische Vereinigungen und Bälle statt; das Souper war einfach, jeder Luxus verbannt. Im Sommer ging man nach dem Steiger, im Winter fuhr man Schlitten, die Jugend lief Schlittschuh und machte auf dem Eise die Cour. Ab und zu traten Verlobungen ein, aber selten, denn beiderlei Geschlechter zeichneten sich durch Mittellosigkeit aus. Erfurt ist die Stadt der Blumen, Sämereien, Gemüse und Brunnenkresse. Letztere, im warmen Quellwasser wachsend, ist berühmt. Napoleon I. befahl bei Gelegenheit des Fürstenkongresses traurigen Andenkens, dafs man in Frankreich diese Kresse ziehen solle. Es wird wohl nicht gegangen sein, da die Franzosen die Erfurter Quelle nicht mitnehmen konnten.

Im Herbst 1879 wurde der General-Feldmarschall Freiherr v. Manteuffel zum Statthalter von Elsafs-Lothringen und zu gleicher Zeit zum kommandierenden General des XV. Armeekorps ernannt. Da derselbe sehr bald sah, dafs ihn die Regierung so sehr in Anspruch nahm, dafs er sich um das Armeekorps nicht viel bekümmern könne, stellte er den Antrag, dafs ich wieder sein Chef des Generalstabes werde. Ich war beinahe vier Jahre General, als diese Frage entschieden wurde, und war deshalb vorauszusehen, dafs ich nicht lange in der Stellung in Strafsburg würde bleiben können. Trotzdem bestand der Feldmarschall darauf, dafs ich zum Chef des Generalstabes des XV. Korps ernannt wurde. Anfang Februar 1880 erfolgte tatsächlich meine Versetzung, und mufste ich von den mir lieb gewordenen Regimentern wie von Thüringen scheiden. Aber ich habe der Hauptstadt dieser Provinz immer ein gutes Andenken bewahrt und bin noch jetzt der Ansicht, dafs es sich dort sehr gut leben läfst.

XXIII.

Zunächst begab ich mich nach Berlin, um mich beim Kaiser wie beim Feldmarschall Grafen v. Moltke, dem Chef des Generalstabes der Armee, zu melden. Der Kaiser empfahl mir, alle militärischen Geschäfte

dem Statthalter abzunehmen, damit sich dieser der Regierung ganz widmen könne. In Strafsburg angekommen, fand ich den Feldmarschall krank und sah ihn einige Tage nicht. Inzwischen hatte ich die Geschäfte übernommen und mich sehr schnell orientiert. Es war das dritte Mal, dafs ich bei Manteuffel Chef des Generalstabes wurde. Ich kannte ihn wie seine Eigentümlichkeiten ganz genau.

Strafsburg kannte ich aus früheren Zeiten. Ich hatte mich in dieser Stadt auf der Durchreise, von Paris kommend, öfter aufgehalten und nie begreifen können, dafs dieselbe einen Dichter derartig begeistern konnte, ihr die Eigenschaft als wunderschön zuzusprechen. Abgesehen von dem Broglie-, Kleber- und Guttenbergplatz und ein bis zwei Strafsen sah man nur enge, schmutzige Gassen. Kanalisierung und Wasserleitung existierten während der Franzosenzeit nicht. Es wundert mich gar nicht, dafs die Wanze in Strafsburg im 17. Jahrhundert entdeckt wurde. Schön ist der Dom, der den Protestanten gehörte, als die Franzosen im Frieden Strafsburg raubten. Damals gab es nur sieben katholische Bürgerfamilien in der Stadt, aber es dauerte nicht lange, bis der gröfste Teil der Bürger mit Gewalt zum Übertritt zur katholischen Kirche gezwungen wurde. Nur wenige alte Familien konnten ihren evangelischen Glauben retten.

Die langen Jahre, während welcher Elsafs und Lothringen unter französischer Herrschaft waren, konnten nicht ohne Einflufs auf den Charakter der Bevölkerung bleiben. Wenn auch auf dem Lande sich das Elsasser Deutsch erhalten hatte, so war doch die Gesamtheit der Bevölkerung sehr französiert und hatte viele Eigentümlichkeiten des Franzosen angenommen. Wie ich schon früher ausgeführt habe, hält der Franzose alles Entgegenkommen für Schwäche. Dieser Eigenart trug der Statthalter keine Rechnung. Indem derselbe den alten Familien des Landes Aufmerksamkeiten erwies, bewirkte er nur, dafs diese einen falschen Begriff von ihrer Wichtigkeit bekamen und dafs die, die nicht zur Klasse der Notablen gehörten, sich verletzt fühlten. Als Generalgouverneur von Schleswig-Holstein hatte Manteuffel dieselbe Methode mit Glück angewandt. Doch lag da die Sache anders. Die Elb-Herzogtümer wollten zu Deutschland kommen, während Elsafs und Lothringen eroberte Länder waren, die sich nicht nur bei Frankreich wohl gefühlt, sondern auch republikanische Gesinnungen eingesogen hatten. Die Situation war und ist noch heute schwierig; Personen können daran nichts ändern, Generationen werden noch absterben müssen, bis deutsche Gesinnung in den Reichslanden zu Tage treten kann. Eine stramme, gerechte Regierung, die nicht nach Popularität hascht, mit fester Hand die Klerikalen und die Sozialdemokraten niederhält, würde das beste Resultat erzielen, nämlich Ruhe und Ordnung. Weiteres ist vorläufig nicht zu erreichen; man sollte es deshalb auch nicht erstreben und es geduldig der Zeit überlassen, das übrige zu tun.

Es gab schon damals viele deutsch gesinnte Elsasser. Sie traten nicht hervor, weil die Revanche in der Luft lag. Die Furcht, sich zu kompromittieren, machte die Leute zurückhaltend. Das wird anders werden, je mehr das Revanchegespenst verschwindet. Der evangelische Klerus ist entschieden deutsch gesinnt, der katholische feindlich geblieben, trotz aller Bemühungen Manteuffels. Darüber kann man sich nicht wundern, wenn man sieht, wie das Zentrum in Deutschland dem protestantischen Kaiserreich gegenübersteht. Im Landesausschufs gab es eben so tüchtige wie deutsch gesinnte Elemente neben vielen Protestlern. Der Präsident des Ausschusses war und ist noch heute hochachtbar. Herr Schlumberger, ein sehr reicher Fabrikant, ganz unabhängig, widmet sich dem Wohle des Landes; er ist ein durchaus edel denkender, sehr gebildeter Mann, der auch schriftstellerisch tätig war. In seiner Gegend hatten sich einst Caesar und Ariovist bekämpft. Schlumberger hat hierüber wie über den Ort des Rhein-Überganges eine interessante Broschüre geschrieben, die er auch mir übersandte. Ich war nämlich Mitglied des Staatsrates von Elsafs-Lothringen geworden und traf in dessen Sitzungen wie im Hause des Statthalters mit vielen Elsassern zusammen.

Im übrigen bekümmerte ich mich um die Bevölkerung gar nicht und lebte in Strafsburg wie vor Jahren in Nancy. Das Generalkommando befand sich in der Brandgasse, in dem Hause, welches der französische General Ducrot bewohnt hatte, und das eigentlich nur aus Treppen und Fenstern besteht.

Der Feldmarschall bewohnte die frühere Präfektur. Ich hatte die einzige Wohnung in der Nähe gemietet, die überhaupt zu haben war — ebenso teuer wie schlecht. Damals war die alte Stadtumwallung noch nicht niedergelegt; es fehlte also an Platz zum Bauen, besonders aber an Vertrauen. Man fürchtete immer den Ausbruch eines neuen Krieges, den möglichen Rückfall des Landes an Frankreich. Dies machte auch das deutsche Kapital vorsichtig.

Heute sieht es in Strafsburg anders aus. Neue Stadtteile sind erstanden, und wer die winkligen Gassen der alten verlassen kann, tut es mit Freuden. — Wie mir der Kaiser gesagt, führte ich das XV. Korps gewissermafsen im Auftrage des Feldmarschalls, soweit dies tunlich war. Aber da ältere Generale im Korps waren, fand meine Wirksamkeit in allen Personalfragen eine natürliche Grenze. Füglich konnte ich doch nicht die Truppen älterer Generale besichtigen. Dieser Umstand führte dahin, dafs, als der Gouverneurposten in Strafsburg frei wurde, der Feldmarschall beantragte, dafs man denselben durch einen General besetze, welcher selbst kommandierender General würde, und den er mit Besichtigungen beauftragen könne. Es kam so später General v. Gottberg, welcher diese Zwitterstellung einnahm und sicher froh war, als er kommandierender General des I. Korps wurde. Obgleich das damalige XV. Armeekorps so

stark wie zwei andere war, gingen die Geschäfte doch flott von der Hand, nachdem ich die Herren vom Generalkommando ersucht hatte, ihre Sektionen selbständig zu bearbeiten.

Sobald meine Sachen aus Erfurt eingetroffen waren, zog ich meine Familie heran. Dieselbe war von Erfurt nach der Schweiz gegangen, um dort das Weitere abzuwarten. Da meine Frau und die Kinder französisch sprachen, waren sie in Strafsburg bald heimisch und gefielen sich dort sehr gut. Wir verkehrten auch mit einigen Elsassern und mit dem alten Bischof, der in unserer Nähe wohnte. Ab und zu bereiste ich die Reichslande, um die Garnisoneinrichtungen kennen zu lernen, kam auch auf einer Generalstabsreise, die ich leitete, nach Metz und beritt die alten Schlachtfelder. Alles war wieder aufgebaut, friedlich lag das schöne Mosel-Tal vor unseren Augen.

Während die Städter ihre Söhne und Töchter in Erziehungsanstalten nach Frankreich schickten, blieben die Kinder der Landbevölkerung im Lande, wo sie ihre Sprache reden konnten. Die Elsasserinnen, mit den grofsen Schleifen auf dem Kopf, traten bald gern in den Dienst deutscher Familien und gingen mit diesen nach allen Richtungen in die deutschen Lande. Allerdings war die allgemeine Wehrpflicht den jungen Männern recht unbequem. Viele waren so töricht, sich derselben zu entziehen, indem sie nach Frankreich gingen, in die Fremdenlegion traten und in Tonkin oder Cochinchina kläglich zu Grunde gingen. Auch hierin konnte nur die Zeit Wandel schaffen. Jetzt, wo seit langen Jahren die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich viel strenger als in Deutschland durchgeführt wird, haben sich die Verhältnisse bedeutend gebessert.

Im Hause des Statthalters ging es fürstlich zu. Täglich hatte derselbe Gäste an seiner Tafel. Abends war Empfang für alle Kreise, und bemühte man sich besonders, die Familien der Eingeborenen heranzuziehen. Wie in Nancy waltete in Strafsburg Oberst v. Strantz in aufopfernder Weise seines mühevollen Amtes als Hofmarschall. Besonderer Gunst erfreuten sich die Professoren an der Universität. Unter diesen gab es hervorragende Gelehrte, berühmte Mediziner und Naturforscher. Diese Herren waren gern gesehene Gäste des Statthalters. Für die Jugend wurden Bälle gegeben, die aber nur von den Altdeutschen besucht wurden. Hervorragendes Verdienst um den Bau der neuen Stadt auf dem früheren Festungsgelände hat der Unterstaatssekretär Back, den die Strafsburger in richtiger Würdigung dieses Herrn zu ihrem Bürgermeister wählten. Seit langen Jahren ist derselbe noch jetzt in seiner Stellung; spätere Generationen werden ihm wohl ein Denkmal setzen, das er reichlich um Strafsburg verdient hat. Die Gassen, deren Namen schon viel sagen, z. B.: „wo der Fuchs den Enten predigt“, oder „das kleine Frankreich“ etc., verschwinden, ebenso die alten Gebäude, die Brutstätten des Ungeziefers, um breiten Strafsen mit massiven Häusern Platz zu machen. Wasserleitung,

Springbrunnen, Kanalisierung haben den Gesundheitszustand bedeutend gebessert. Eine grofse Annehmlichkeit von Strafsburg ist der Rhein, in dem man bei brennender Hitze klares Wasser und Abkühlung findet. Auch die Ill besitzt eine Schwimmanstalt, die zwar näher liegt, aber das Wasser dieses Flüfschens nimmt es mit der Reinlichkeit nicht genau.

Bunt zusammengewürfelt war die Besatzung der Festung. Preufsen, Sachsen, Württemberger und Badenser standen in Strafsburg, bayerische Regimenter und ein braunschweigisches in Metz und Lothringen. In Strafsburg war die alte Artillerieschule der Franzosen in ein allgemeines Offizierkasino umgewandelt worden. In diesem afs jedes Regiment für sich; nur die 15. Ulanen, welche später, nach 25 Jahren, fortgelegt wurden, hatten ein Kasino in ihrer alten Kaserne. Eine Schiffbrücke verbindet Strafsburg mit Kehl; ich beritt dort ab und zu die Forts. Die Nähe der Schweiz war für meine Familie besonders angenehm, die fast jeden Sommer auf dem schönen Sitz am Züricher See einige Wochen verlebte. Ich kann wohl sagen, dafs ich gern in Strafsburg lebte und nicht sehr erfreut war, als ich im September 1881 nach Breslau versetzt wurde, um dort das Kommando der 11. Division zu übernehmen. Zunächst hatte ich grofse Schwierigkeiten, eine passende Wohnung zu finden, bis mir ein im Bau begriffenes Haus in der Blumenstrafse angeboten wurde. Ich entschied mich für dasselbe, obgleich weder Stallung noch Wagenremise vorhanden waren, mufste aber den ganzen Winter über im Hotel Galisch, am Tauentzienplatz, verbleiben, da ich erst im Frühjahr mein neues Heim beziehen konnte.

Zu Weihnachten ging ich zu meiner Familie, welche vorläufig in Strafsburg verblieben war.

Breslau ist eine schöne Stadt, Schlesien eine herrliche Provinz, ihre Bewohner sind liebenswürdige, gastfreie Leute. In Schlesien fühlt sich der Soldat zu Hause; er wird dort besonders geehrt, alles kommt ihm freundlich entgegen. Ich gewann Land und Leute bald lieb.

Das VI. Korps befehligte damals General v. T ü m p l i n g, ein Original. Bei schlanker Figur trug der etwa 70 Jahre alte Herr sich wie ein Jüngling, so dafs man bei dem schönen Blond der Haare glauben konnte, man sehe einen Vierziger vor sich. Damals war die Stellung eines kommandierenden Generals eine allmächtige. Stets in direkter Verbindung mit dem Souverän stehend, waren diese Herren Fürsten in ihrer Provinz. Tempora mutantur! Wenn T ü m p l i n g von seinen lieben Schlesiern sprach, fühlte er sich sehr wohl; kam er nach Namslau, dessen Ehrenbürger er war, dann flaggte die Stadt, Deputationen begrüfsten ihn, und die Schulkinder sangen patriotische Lieder. Safs der alte Herr im Kreise der Offiziere eines entfernt stehenden Kavallerie-Regiments, dann befand er sich in seinem Element, hielt selbst Reden und liebte es, wenn andere seinen Reitergeist hochleben liefsen. Aber der verräterische Ungar-

wein machte sich zuweilen in den Beinen fühlbar. Dann war das Aufheben der Tafel schwer und liefs sich der General leicht bewegen, länger zu bleiben. Im Kriege 1866 focht die Division Tümpling bei Gitschin. Der Kommandeur derselben erhielt den Orden pour le mérite. 1870 war dem Kommandierenden des VI. Korps das Glück weniger hold. Er liefs das Korps Vinoy vor Sedan entschlüpfen, so dafs dasselbe nach Paris gelangen konnte. Der Reichstag hatte deshalb dem General v. Tümpling eine Dotation versagt. Der Kaiser entschädigte ihn. Darauf, dafs seine Dotation vom Kaiser stammte und nicht vom Reichstage, war der General besonders stolz. Wie gesagt, ein Original! Obgleich Soldat, liebte Tümpling, alle Welt, auch ganze Regimenter und Brigaden warten zu lassen; das Wort „l'exactitude est la politesse des rois" war für ihn, obgleich er sich sehr hoch dünkte, nicht mafsgebend.

Als ich mich gegen Mittag im Paradeanzug bei ihm meldete, empfing er mich stehend, unterhielt sich mit mir über meine bewegte Vergangenheit und fragte schliefslich, ob ich gern gekommen sei. Er war starr, als ich erwiderte, das könne ich nicht behaupten, meine Interessen lägen mehr im Westen. Über eine Stunde stand ich still vor meinem kommandierenden General. Ein leises Prickeln verspürte ich in den Waden.

Als ich ins Hotel zurückkam, erzählte ich einigen Herren der Regierung, welche dort afsen, was ich eben geleistet habe, und drückte mein Erstaunen aus. Die Herren lachten und teilten mir mit, dafs Tümpling diese Kraftprobe immer mache; einer meiner Vorgänger sei nach zwanzig Minuten ohnmächtig in einen Sessel gesunken.

Ob diese sonderbaren Ideen den blonden Locken entsprangen, war mir damals nicht klar. Später, als sich Gehirnschmerzen einstellten, der alte Herr ruhelos des Nachts im Generalkommando herumirrte, gewann ich die Überzeugung, dafs giftige Farben die verderblichsten Folgen für die Nerven haben. Im übrigen war es nicht leicht, den Herrn zu sprechen; man wurde immer abgewiesen, wobei die Frau v. Tümpling eifrig mitwirkte. Als mir dies mehrere Male passiert war, kam ich auf ein besonderes Verfahren. Ich wollte um Urlaub bitten, wurde aber natürlich nicht vorgelassen. Darauf zog ich einen Brief aus der Tasche und schickte den Diener mit demselben wieder hinein. Eben wollte ich mich entfernen, als ich nun plötzlich hereingerufen wurde und den General ganz munter und gar nicht beschäftigt fand. Er unterhielt sich sehr freundlich mit mir und wünschte mir glückliche Reise. Safs Tümpling im Sattel, dann war er ein Jüngling. Bei den Übungen sagte er oft: „Nun, meine Herren, wer ist zuerst auf jener Höhe?" Dann jagte alles über Gräben und Hecken, der Siebzigjährige an der Tete.

Die 11. Division besteht aus schönen Regimentern. In den Offizierkorps herrscht ein guter und vornehmer Ton. Mir war es stets eine Freude, mit denselben verkehren zu können. Selbst in den kleinsten Nestern, in

denen eine Schwadron vereinzelt stand, waren die Offiziere zufrieden. War der Dienst geleistet, dann ritten oder fuhren sie auf eines der vielen Güter der Nachbarschaft, wo sie immer freundlich aufgenommen wurden und sich dem Vergnügen der Jagd hingeben konnten. Gleich im Herbst 1882 hatte das VI. Korps Kaisermanöver. Der Kommandierende empfing den Kaiser, doch bemerkte ich, dafs ersterer sehr elend aussah. Tümpling litt schon seit längerer Zeit, wollte sich aber nicht krank melden. Trotz aller Energie brach er zusammen und konnte die Parade nicht kommandieren. Mein Kollege aus Neifse, Freiherr v. Schleinitz, mufste dies besorgen. Ich führte die Kavallerie-Division zweimal dem Kaiser vor. Da man in Berlin über Tümplings Gesundheitszustand orientiert war, brachte der Kronprinz ganz zufällig, wie man verbreitete, den General v. Blumenthal mit. Dieser übernahm bei den Manövern den Befehl des VI. Korps gegen General v. Stiehle, welcher das V. befehligte.

Als Chef des Generalstabes des XV. Armeekorps hatte ich den Kronen-Orden zweiter Klasse mit dem Stern erhalten. Sachsen, Bayern, Württemberg und Braunschweig schickten mir ihren Orden ebenfalls. Nach den Kaisermanövern erhielt ich den Stern zum Roten Adler-Orden zweiter Klasse. Es ist ein langer Weg, all die Klassen der preufsischen Orden zu durchlaufen, zehnmal mufs man dekoriert werden, um endlich beim Grofskreuz des Roten Adler-Ordens anzukommen. Andere Staaten begnügen sich mit einem Orden, dessen verschiedene Klassen hinreichen, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. — Unser alter Kaiser war damals 85 Jahre alt, trotzdem wollte er noch zu Pferde steigen und sich nicht im Wagen den Truppen zeigen. Eine Zeitlang ritt er noch, bis er sich denn doch entschliefsen mufste, zu fahren.

Im Juli 1883 wurde ich als Begleiter zum König von Rumänien kommandiert, welcher zur Taufe des Prinzen Eitel Fritz kam. An der Grenze, in Oderberg, empfing ich den König und geleitete denselben zunächst nach Breslau. Zuletzt hatte ich denselben als Prinzen Hohenzollern im Jahre 1868 in Paris gesehen. Er war jetzt König und hatte im Türkenkriege mit seinen Rumänen den Russen aus der Not geholfen, Plewna genommen und während der Belagerung eine russische Armee kommandiert. Der preufsische Orden pour le mérite und eine hohe Klasse des russischen Georgs-Ordens zierten ihn. Leider waren die Russen undankbar genug gewesen, beim Friedensschlufs den Rumänen das Land wieder abzunehmen, welches sie nach dem unglücklichen Krimkriege hatten abtreten müssen. Als Entschädigung erhielt Rumänien die Dobrudscha, das ungesunde Land an der Donau-Mündung, in welchem seinerzeit die französische Division Espinasse durch die Cholera aufgerieben worden war.

In Breslau wurde der König mit militärischen Ehren empfangen, was die gute Veranlassung zur Dekorierung vieler Offiziere meiner Division wurde. Von dort ging die Fahrt nach Potsdam. Der König und seine Offiziere wohnten in der Orangerie, in der Nähe von Sanssouci, während

ich in der Stadt in einem Hotel abstieg. Der Kaiser wie der Kronprinz besuchten oft den König, welcher auch Truppenübungen beiwohnte. Die Taufe fand im Stadtschlofs statt; das Zeremoniell war das gebräuchliche. Ich verlebte schöne Tage mit dem alten Regimentskameraden, der sich besonders freute, mir den ersten Grandkordon seines Sterns von Rumänien mit Schwertern umhängen zu können. Der König blieb, was er als Prinz war, ein liebenswürdiger Kamerad. Um sein Land hat er sich grofse Verdienste erworben, eine tüchtige Armee geschaffen, die Finanzen geregelt, den Wohlstand gehoben, so dafs jetzt seine mehr denn 36jährige Regierung mit Genugtuung auf die Vergangenheit zurücksehen kann. Die Königin ist eine geborene Prinzefs zu Wied, die geistvolle Dichterin Carmen Sylva. Nachdem die Feste in Potsdam beendet waren, begleitete ich den König bis Dresden und fuhr dann nach Breslau zurück. — Meinem kommandierenden General ging es nicht gut; er war viel auf Urlaub, sein Leiden nahm schnell zu, man sah ihn nie.

Endlich mufste er sich doch entschliefsen, in den Ruhestand zu treten. Wenige Monate darauf starb er und wurde auf dem Gut seines Schwiegersohnes beerdigt, wohin sich Deputationen des VI. Korps begaben, um ihrem alten kommandierenden General die letzte Ehre zu erweisen. Sein Nachfolger war General v. Wichmann, welcher an der Spitze des 8. Dragoner-Regiments 1866 zwei österreichische Standarten erobert hatte. Der neue Kommandierende war ein tüchtiger Soldat und im Grunde genommen ein gutmütiger, wohlwollender Mann, doch fehlten ihm, wie sich seine kluge Frau ausdrückte, die Mitteltöne.

Dieser Defekt führte zuweilen zu Ausbrüchen, welche zwar an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liefsen, aber doch recht bedenklich werden konnten. Hatte er sich durch Heftigkeit hinreifsen lassen, dann tat es ihm nachher leid, und suchte er die erregten Gemüter zu beruhigen. Bald wurde General v. Wichmann, der ein grundehrlicher Charakter war, allgemein beliebt. Als alter Generalstabschef wufste er die Manöver besonders interessant zu gestalten. Ich verliefs ihn ungern, als ich im Herbst 1884 zum Gouverneur von Strafsburg ernannt wurde. Drei schöne Jahre hatte ich in Schlesien verlebt; kein Mifston war in der ganzen Zeit erklungen, meine Division befand sich in vorzüglicher Verfassung und hatte mir immer Freude gemacht.

Es ist begreiflich, dafs ich unter diesen Umständen über meinen neuen Posten nicht sehr erfreut war.

Allerdings hatte ich eine besonders gnädige Kabinetts-Ordre erhalten, welche meine spätere Ernennung zum kommandierenden General in sichere Aussicht stellte. Ich hatte daher keinen Grund, unzufrieden zu sein. In Strafsburg fand ich die Verhältnisse kaum verändert, den Feldmarschall dagegen kränklicher — die 75 Jahre machten sich fühlbar. Eine Wohnung brauchte ich nicht zu suchen. Der Gouverneur und der Kommandant be-

wohnen in Strafsburg dasselbe Haus in der Blauen Wolkengasse, welches das Reich seinerzeit von einem Herrn de Buzières gekauft hatte. Es war das erste Mal, dafs ich eine Dienstwohnung bezog und die Erfahrung machte, dafs diese meist sehr unpraktisch sind. Da ich hoffte, nicht lange in derselben zu bleiben, ertrug ich ihre Unbequemlichkeiten. Als die Wahrscheinlichkeit eintraf, dafs ich hohen Besuch aufnehmen mufste, wurde ein eiserner Anbau nötig, welcher der Dienerschaft gestattete, an die Türen zu gelangen, ohne die Salons zu passieren.

Zunächst beschäftigte ich mich damit, die mir anvertraute Festung und deren Forts auf beiden Rhein-Ufern in Betreff ihrer Verteidigungsfähigkeit zu besichtigen. Die Verantwortung eines Gouverneurs oder Kommandanten ist grofs, besonders, wenn es sich um einen so wichtigen Platz wie Strafsburg handelt. Mit meinem Generalstabsoffizier v. Graberg safs ich mehrere Tage im Sattel, bis ich alles gesehen hatte, und liefs dann einen Bericht verfassen, der die notwendigen Veränderungen feststellte, soweit solche überhaupt ausführbar waren. Meine Vorschläge wurden genau geprüft und trotz der hohen Kosten fast sämtlich genehmigt.

Strafsburg hatte sich in den drei Jahren meiner Abwesenheit verschönt, in den Contades und in der Nähe der Universität waren schöne Bauten entstanden, auf dem Kaiserplatz wurde ein Schlofs für den Kaiser gebaut und ein Haus für den Landesausschufs geplant. Die Arbeiterbevölkerung in und um Strafsburg begann schwierig zu werden. Emissäre bereiteten den Boden für die Sozialdemokraten vor. Auf Grund des Diktaturparagraphen unterdrückte der Statthalter einige Hetzblätter. Da derselbe glaubte, dafs dies zu Unruhen führen könne, benachrichtigte mich derselbe vorher, damit ich meine Mafsnahmen treffen könne. Als ich ihm bemerkte, dafs ich an Unruhen nicht glaube, erwiderte er: „Im Jahre 1848 glaubten die Minister auch nicht an die Möglichkeit einer Revolution, und doch kam sie.“ Der Vorsicht wegen konsignierte ich ein Infanterie-Regiment, das sich mit scharfen Patronen versah. Die Leute verhielten sich ruhig, das beste, was sie tun konnten. Das Leben beim Statthalter war dasselbe geblieben; er empfing viel und gab gewissenhaft sein hohes staatliches Einkommen für Repräsentationszwecke aus. Seine Dotation war nach dem Kriege zum Ankauf eines Gutes benutzt worden, das ich vor einigen Jahren gesehen hatte. Als mich der Kaiser fragte, wie das Gut beschaffen sei, hatte ich geantwortet: „Eine Sandwüste, mit Steinen besät.“ Das amüsierte den alten Herrn so, dafs er Manteuffel Mitteilung von meiner Äufserung machte. Diesem pafste das nicht, er hatte noch immer Illusionen über die Zukunft von Topper bei Frankfurt a. O. Das Gut brachte nichts, nur Hagelschlag verschaffte ab und zu eine willkommene Einnahme.

In der Regel pflegte der Feldmarschall einige Wochen auf seinem Gut zu verleben. Eines Morgens stand er sehr früh auf, um die Felder zu begehen. Da sah er eine alte Frau sehr eifrig mit Herausnehmen von Kar-

toffeln beschäftigt. Erfreut über den Fleifs der Alten, schenkte er ihr einen Taler. Als er seinem Inspektor den Vorgang mitteilte, erwiderte dieser: „Exzellenz haben unsere gröfste Diebin belohnt; die Frau stiehlt alle Feldfrüchte."

Als Vertreter des kommandierenden Generals wurde General v. Heuduck von Metz nach Strafsburg versetzt. Derselbe mufste die Truppen besichtigen und dann berichten. Diese Zwitterstellung dauerte nicht lange, da der Feldmarschall im Sommer 1885 im Bade infolge einer Lungenentzündung starb und General v. Heuduck nun das Korps selbständig führte. Bei Manteuffels Tode stellte sich heraus, dafs seine Vermögensverhältnisse sehr ungünstig waren. Das Gut und seine Kinder hatten die Dotation verschlungen. Die Kinder sind zum teil gestorben, zum Teil ganz verarmt. Die Enkelkinder des Feldmarschalls wurden später durch Verwandte und andere Wohltäter erzogen. Präsident Schlumberger hatte in Verehrung des verstorbenen Statthalters einen Enkel desselben in sein Haus genommen und sorgte für dessen Erziehung. Der einzige noch lebende Sohn, welcher durch seine Schulden wesentlich den Ruin herbeigeführt hat, ist ganz verkommen. Zum Statthalter von Elsafs-Lothringen wurde unser damaliger Botschafter in Paris, Fürst Chlodwig Hohenlohe, ernannt, welcher es für ratsam hielt, die Methode seines Vorgängers nicht beizubehalten.

Im Herbst desselben Jahres hatte das badische Armeekorps Kaisermanöver bei Karlsruhe. Mein alter Gönner und einstiger Kommandeur, Prinz Wilhelm von Baden, hatte die Freundlichkeit, mich einzuladen. Er wie seine überaus liebenswürdige und kluge Gemahlin, eine Leuchtenberg, nahmen mich in ihrem gastlichen Hause auf. Damals lebten die Kinder des hohen Paares noch bei den Eltern. Prinz Max war ein schneidiger Jüngling und Prinzefs Marie eine liebliche, anmutige Erscheinung. Beide, passionierte Reiter, folgten den Manövern zu Pferde, ebenso die graziöse Kronprinzefs von Schweden, Tochter des Grofsherzogs, Enkelin unseres alten, hochverehrten Kaisers. Ich begleitete die Damen meist, da ich dienstlich nicht beschäftigt war. Ein schönes Bild, das Familienleben der fürstlichen Paare: alles einfach und natürlich; der Grofsherzog, ein echter deutscher Fürst, der grofse Verdienste um sein Land und um die Einigung Deutschlands hat. Hochsinnig, wie er ist, hatte er nie Verständnis für den kleinlichen Partikularismus, der in anderen Staaten in blödsinniger Beschränktheit kühn das Haupt erhebt. Unseren Nachkommen wird es unverständlich erscheinen, wie es möglich war, dafs man sich durch Reservatrechte dagegen schützte, für Deutsche gehalten zu werden. — Die Manöver verliefen unter Leitung des bewährten Korpskommandeurs, der in Düsseldorf mein Divisionskommandeur war, sehr glänzend, und wurde dem General v. Obernitz die verdiente kaiserliche Anerkennung in hohem Mafse zuteil. Unser Kaiser fühlte sich sichtlich wohl im Kreise seiner Kinder und Enkel; war ihm

doch die edle Grofsherzogin von Baden, seine liebliche Tochter Luise, besonders ans Herz gewachsen. Der Kaiser wie der Kronprinz waren, wie immer, sehr gnädig. Ersterer interessierte sich besonders für ein sehr schönes englisches Pferd, das ich ritt, und nach dem er sich noch später öfter erkundigte. Ich konnte ihm seinerzeit auf demselben das II. Korps vorführen. Im Jahre 1886 hatte das XV. Korps Kaisermanöver. Ich kommandierte bei dieser Gelegenheit den markierten Feind, welcher durch eine komplette Kavallerie-Division und mehrere Infanterie-Bataillone und Batterien gebildet wurde.

Der Kaiser und die Kaiserin wohnten beim Statthalter. Der Kronprinz erwies meiner Frau und mir die Ehre, bei uns Quartier zu nehmen. Ich schickte meine Kinder mit ihrer Bonne nach der Schweiz zu den Grofseltern, bezog mit meiner Frau die Mansardenzimmer und stellte die ganze erste Etage dem hohen Gast und seiner Begleitung zur Verfügung. Letztere bestand aus zwei Adjutanten, die Dienerschaft, mit Kutscher und Burschen, aus acht Personen. Aufserdem Wagen und Pferde. Es war nicht leicht, alle unterzubringen. Während täglich zwölf Personen, zuweilen auch mehr, an der Herrschaftstafel das Dejeuner und Diner einnahmen, speisten zur selben Zeit die Kammerdiener, Jäger, Kutscher und Burschen an einer anderen Tafel, wo es an Genüssen und Wein nicht fehlte, denn die Diener hoher Herren machen oft mehr Umstände als die Herren selbst. Mein Schwager war aus der Schweiz gekommen und wurde vom Kronprinzen oft in die Unterhaltung gezogen. Es war eine schöne und ehrende Zeit für mein Haus, eine Freude, dem überall geliebten Kaisersohn gefällig sein zu können, dem ich persönlich viel zu verdanken hatte. Harmlos, heiter und natürlich fand sich der Kronprinz in die Lage und war besonders der Hausfrau dankbar, die sich die gröfste Mühe gab, dem hohen Gaste alle seine Lieblingsgerichte vorzusetzen.

Zehn Tage blieb der Kronprinz in unserem Hause. Mit Trauer sahen wir ihn scheiden, ohne damals zu ahnen, welchem Geschick dieser herrliche, schöne Mann entgegenging. Der Kaiser war mehrere Male leidend gewesen und hatte nicht allen Manövern beiwohnen können; das Alter machte sich immer mehr fühlbar, während der Feldmarschall Graf v. Moltke in gewohnter Frische im Sattel safs und mit kritischem Blick alles beobachtete. Die Parade hatte auf dem Polygon stattgefunden, dessen Unebenheiten beseitigt waren. Der grofsen Hitze wegen hatte ich zahlreiche artesische Brunnen bohren lassen, welche in den verschiedenen Treffen hinter jedem Regiment lagen und so den Soldaten gestatteten, bis zum letzten Augenblick ihren Durst zu stillen. In Baden-Baden hatte mir einmal der Kaiser eine Schilderung einer Parade des XV. Korps gemacht, bei welcher die Infanterie grofsenteils barfufs defilierte. Man war nämlich so unvorsichtig gewesen, ein Rübenfeld als Paradeplatz zu benutzen. Die Rüben waren allerdings herausgenommen, aber der Regen hatte den Lehmboden aufgeweicht, welcher die Stiefel festhielt und nicht losliefs. Selbst

ein Geschütz blieb im Lehm stecken. Der alte Herr amüsierte sich königlich bei der Erinnerung dieses Vorganges und erzählte mir, die Kaiserin hätte gar nicht begreifen können, dafs die Soldaten ihre Stiefel im Stich liefsen und ohne dieselben weiter marschierten. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dafs der Kaiser mir Interessantes aus seinem Feldzug in Baden erzählte. Es war sein erster, abgesehen von den Befreiungskriegen, und gerade auf diesen kam er gern zu sprechen, trotz seiner späteren grofsen Kriege.

Wie dies bei Kaisermanövern immer der Fall ist, wurde das XV. Korps mit vielen Orden bedacht; ich erhielt den Kronen-Orden erster Klasse.

Seit dem Tode des Feldmarschalls, dem wir in Topper die letzte Ehre erwiesen, konnte der Grofsherzog von Baden als Armeeinspekteur die Truppen im Elsafs und in Lothringen besichtigen. Früher war dies nicht möglich, da Manteuffel Feldmarschall war. Mir wurde bei Gelegenheit der Anwesenheit des Grofsherzogs die Ehre zuteil, denselben als Gast in meinem Hause zu sehen. Leider erloschen kurz vor seinem Erscheinen sämtliche Gasflammen im Hause und mufste in aller Eile eine anderweitige Beleuchtung improvisiert werden.

Das Kaiserliche Paar pflegte in jedem Jahre einige Wochen in Baden-Baden zu leben, und wurden dann auch die Generale aus Strafsburg zur Tafel befohlen. Es war eine Freude, den alten Herrn wohl und stets guter Laune zu sehen. Wunderbar war seine Personalkenntnis wie sein Gedächtnis, trotzdem manche Begebenheit, die Majestät erzählte, über ein halbes Jahrhundert zurücklag.

Am 15. Januar 1887 beauftragte mich der Kaiser mit der Führung des II. Armeekorps. Aus Strafsburg schied ich ungern, froh aber war ich, den Gouverneurposten los zu werden, der im Frieden durchaus keinen Reiz hat.

XXIV.

Nun stand ich an der Spitze eines Korps und hatte die damalige höchste Stellung erreicht. Zunächst ging ich allein nach Berlin und wurde vom Kaiser wie vom Kronprinzen sehr gnädig empfangen. Bei letzterem waren viele Offiziere zur Meldung; er entliefs dieselben bald und behielt mich bei sich. Der Kronprinz drückte mir seine Freude darüber aus, dafs ich dasselbe Korps erhalten, das er einst kommandiert hatte. Der hohe Herr sprach leise und klagte über seinen Hals. Er glaubte an eine chronische Erkältung und wollte dagegen eine Kur in Ems unternehmen. Auf Befehl des Kaisers mufste ich einige Tage in Berlin bleiben, um dem Ordensfeste beiwohnen zu können. Man staunte mich an wie einen seltenen Vogel, weil ich mit 55 Jahren kommandierender General geworden war. Bedenkt man aber, dafs nach den gesetzlichen Bestimmungen ein Alter von 60 Jahren von der Pflicht entbindet, die Invalidität nachzuweisen, um die gesetzliche Pension zu erhalten, so heifst das doch so viel als: ein Sechziger pafst nicht mehr in die Armee. Ich halte das für vollständig richtig und

habe im stillen immer gelacht, wenn die körperliche wie geistige Frische eines Generals gerühmt wurde, der nahe an 70 war. Im Frieden geht ja die Sache, weil sich der Kommandierende meist den Dienst nach eigenem Ermessen einrichten kann, aber im Kriege sieht das ganz anders aus. General v. Manteuffel war im deutsch-französischen Kriege über 60 Jahre alt, und er sagte mir wiederholt: „Glauben Sie mir, wenn man dieses Alter erreicht hat, ist man nicht mehr felddienstfähig.“ Dafs unsere alten Generale noch so Grofses leisteten, ist wunderbar, beweist aber nichts. Wahrscheinlich hätten sie noch Gröfseres vollbracht, wenn sie jünger gewesen wären. Der alte Kaiser, Moltke und Roon sind besondere Ausnahmen, die die Regel nur bestätigen.

Ich ging darauf nach Stettin und stieg im Preufsischen Hof ab. Das Gebäude des Generalkommandos war zwar möbliert, doch mufste ich erst die Ankunft meiner Sachen abwarten, um mich in dem schrecklichen Hause einzurichten. Vor einigen zwanzig Jahren hatte ich dasselbe kennen gelernt. Die Räume im Erdgeschofs waren kalt und feucht; in der ersten Etage befand sich kein Zimmer, in dem man schlafen konnte, und in dem Halbgeschofs darüber war es im Sommer wie unter den Bleidächern der Gefängnisse in Venedig. Wir schliefen schliefslich in einem Durchgangszimmer über dem Pferdestall, hörten des Nachts das Scharren der Tiere, während der Stallgeruch ein Öffnen der Fenster fast unmöglich machte. Da in dieser baufälligen Baracke so viele kommandierende Generale gewohnt hatten, mufste auch ich mich bescheiden. Dafs es unmöglich sei, in diesen Räumen mehrere hundert Personen tanzen zu lassen, war klar, da alle dieselbe Tür passieren mufsten, um in den Saal und wieder herauszukommen. Ich gab im Hause deshalb nur Diners, die Bälle in einem sehr schönen und anständigen Lokal, im Konzerthause. Freilich war so etwas noch nicht dagewesen und erschien denen unerhört, welche die Verhältnisse des Generalkommandos nicht kannten. Im übrigen hatte das Kriegsministerium einen Plan zum Umbau des Hauses ausarbeiten lassen.

Nach demselben sollte die anstofsende Kaserne geräumt und durchgebrochen werden, nachdem in der oberen Etage Empfangsräume geschaffen und im Erdgeschofs die Bureaus eingerichtet waren. Der Garten des kommandierenden Generals war durch die Strafse und einen Platz von der Wohnung getrennt, ein Umstand, welcher denselben für mich wertlos machte. Der gefällige Oberbürgermeister hatte neben demselben eine geeignete Baustelle reserviert und vorgeschlagen, man solle dort ein neues Generalkommando bauen und das alte verkaufen. In demselben Sinne hatten sich die Reichstagsabgeordneten von Pommern, welche die Verhältnisse kannten, ausgesprochen. Der Kriegsminister sprach aber das geflügelte Wort: „Wir bauen keine Paläste.“ Das gefiel dem Reichstag, der nun leider das Geld zum Umbau bewilligte. Als man mir den Plan zu demselben vorlegte, protestierte ich und erklärte, dafs aus diesem Hause nie etwas zu machen sei. Da aber mein Vorgänger sich mit der Sache ein-

verstanden erklärt und der Reichstag das Geld bewilligt hatte, schritt man im Jahre 1888 ans Werk. Sobald man an der alten Kaserne rührte, stellte sich heraus, dafs alles morsch und faul war und nur die Umfassungsmauern benutzt werden konnten. Nun war es aber zur Umkehr zu spät; man baute die Kaserne im Innern aus und brach dann eine Verbindungstür in der oberen Etage nach meiner Wohnung durch. Darauf ging man an das alte Gebäude des Generalkommandos, nahm zunächst das Dach fort und brach dann das Halbgeschofs darunter weg. Um dem Umbau aus dem Wege zu gehen, sollte ich einige Monate eine Privatwohnung beziehen. Das tat ich nicht, sondern blieb in dem Hause ohne Dach. Wie gemütlich dieser Zustand war, bedarf keiner Beschreibung, besonders wenn ein Gewitter losbrach, Kübel aufgestellt wurden, um das Wasser aufzufangen, das die Decken durchdrang, und meine Familie mit Regenschirmen in den Zimmern herumging. Jahrelang dauerte es, bis der ganze Umbau beendet war, und als er fertig mit langer Fassade nach dem Königsplatz dastand, stellte sich heraus, dafs trotz alledem keine geeigneten Schlafzimmer vorhanden waren. Um die Pferde anderweitig unterzubringen, wurde ein neuer Stall gebaut. Für die Breite der Stände wie der Stallgasse hatte man die Dimensionen der Dienstställe angenommen. Da ich aber grofse englische Pferde besafs, befahl ich dem Baumeister, für diese zu bauen, und erklärte mich bereit, die Mehrkosten zu bezahlen. Ich glaube, dafs diejenigen meiner Nachfolger, welche Pferdeliebhaber sind, mir gewifs dankbar sein werden. Der neue Stall wurde geräumig, luftig und entsprach allen Anforderungen der Neuzeit. Von allen Seiten kamen Sachverständige, um sich den Prachtstall anzusehen. Was nun den Umbau des Zuckerbäckerhauses betrifft, so kostete derselbe gegen 200 000 Mark. Für diese Summe und den Erlös des alten Hauses hätte man allerdings einen Palast bauen können. Wie in Strafsburg, so war es auch in Stettin: ich habe nie schlechter gewohnt als in Dienstwohnungen.

Der Bezirk des II. Armeekorps hatte damals eine ungeheure Ausdehnung; er reichte von Stralsund bis über das rechte Weichsel-Ufer bei Graudenz und Thorn. Das Korps bestand aus zehn Infanterie-Regimentern, von denen zwei vier Bataillone auf hohem Etat hatten, einem Jäger- und einem Pionier-Bataillon, sechs Regimentern Kavallerie, zwei Feldartillerie-Regimentern und einem Regiment Festungsartillerie. Man brauchte einen Tag, um bis in die Grenzgarnisonen im Osten zu gelangen. Stettin war in voller Umwandlung; es hatte endlich aufgehört, Festung zu sein. Die Wälle fielen nach und nach, und schöne Gebäude entstanden an ihrer Stelle. Die Kanalisierung wurde überall durchgeführt und für gutes Trinkwasser gesorgt. Das gesellige Leben war in Stettin angenehm; allerdings wurde die städtische Arbeiterbevölkerung durch sozialdemokratische Tendenzen angefault. Auf dem Lande fand man noch die treuen Pommern, auf den Gütern gastfreie, liebenswürdige Familien, zu denen man gern kam, und wo man freundlich aufgenommen wurde. Wer in den alten Provinzen

lange gelebt hat, weifs, welch Unterschied zwischen diesen und dem Westen besteht. Meine Besichtigungsreisen waren immer interessant; nur wenn es nach Gnesen ging, sorgte ich für eine genügende Portion Insektenpulver. Der Pole ist zu human, um die kleinen Tiere zu töten. Am liebsten hätte ich auf meinem Feldbett unter dem Zelt geschlafen, bin lange Zeit mit diesem Gedanken umgegangen und habe ihn nur aus Rücksicht auf die Ortsbehörde nicht ausgeführt.

Oberpräsident der Provinz Pommern war der Graf v. Behr-Negendank, ein grofser Grundbesitzer und allgemein beliebter Herr. Er wie seine vortreffliche Gemahlin machten ein grofses Haus und waren sehr gastfrei. Die Beziehungen der Ober-Provinzialbehörden zueinander waren stets die allerbesten.

Schon im ersten Jahre meiner Wirksamkeit in Pommern hatte das II. Korps Kaisermanöver. Meine Hoffnung, wieder den Kronprinzen als Gast in meinem Hause zu sehen, ging leider nicht in Erfüllung. Das Halsleiden des hohen Herrn hatte einen bösartigen Charakter angenommen; man befürchtete Krebs. Der Kaiser und die Kaiserin bewohnten ihre Räume im Schlofs und empfingen dort die Spitzen der Behörden mit ihren Frauen. So hatte auch die meine die Ehre und das Glück, von dem Kaiserlichen Paare ausgezeichnet zu werden. Der damalige Prinz Wilhelm übernahm die Führung des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. während der Kaisertage.

Die Parade fand auf dem Krekowerplatz statt und fiel überaus glänzend aus. Der Kaiser verliefs beim Anrücken des Kürassier-Regiments Königin den Wagen und kotoyierte dasselbe beim Vorbeimarsch vor dem hohen Chef des Regiments, der Kaiserin Augusta. Das Publikum brach in Jubel aus. Ebenso, als der greise Feldmarschall Graf Moltke sein Regiment, die Kolberger Grenadiere, vorbeiführte und trotz seiner fast 90 Jahre eine tadellose Volte im Galopp ritt.

Der Kaiser war entzückt von der Parade und dankte mir mit herzlichen Worten, betonend, dafs er von einem Linien-Armeekorps Besseres nie gesehen habe.

Leider war das Wetter am nächsten Tage so schlecht, dafs die Ärzte den Kaiser nicht zum Korpsmanöver fahren liefsen und dieser dem Feldmarschall Moltke verbot, hinauszureiten.

Das Manöver fand auf der Höhe bei Brunn statt, auf welcher der markierte Feind aufgestellt war, während das Korps von der Chaussee bei Sparrenfelde her angriff, also tiefer stand. Ich hatte auf der Höhe einen Punkt ermittelt, von dem aus der Kaiser die Entwickelung des Korps wie die Durchführung des Angriffs hätte übersehen können, ohne den Standort zu wechseln. Ein schönes Kriegsbild würde sich seinem Auge dargeboten haben. Des Abends beim Thee sprach mir der Kaiser seine Anerkennung über Anlage und Verlauf des Manövers aus; er hatte sich vom Kriegsminister Bericht über dasselbe erstatten lassen.

Bei dem Diner nach der Parade hatte sich bereits der Kaiser über den vortrefflichen Zustand des Korps ausgesprochen und auf das Wohl desselben wie der Provinz Pommern getrunken. Ich dankte im Namen des Oberpräsidenten und für mich, da ich der ältere war, und brachte das Wohl des Kaisers aus. Bei der Parade selbst liefs mich die Kaiserin bitten, ich möchte dafür sorgen, dafs der zweite Vorbeimarsch ausfalle, da derselbe den Kaiser ermüden würde. Als ich diesen befragte, lehnte er es entschieden ab und bestand darauf, die Infanterie nun in Regimentskolonne, Kavallerie und Artillerie im Trabe zu sehen. Es ist nicht zu leugnen, dafs die Infanteriemassen, besonders die Regimenter auf hohem Etat, mit vier Bataillonen, einen imposanten Eindruck machten.

Die Spielleute und Musiker waren seit Wochen durch den Tambourmajor des 1. Garde-Regiments einexerziert worden und bewegten sich genau so, wie dies bei der Garde üblich war, mit Ballettpräzision. Der Kaiser war entzückt über die Ordnung und Ruhe der Truppen und freute sich über mein schönes Pferd, dasselbe, das ich in Baden und in Strafsburg geritten hatte.

Die Manöver der beiden Divisionen gegeneinander fielen auch sehr gut aus. Am Schlufs derselben äufserte der Kaiser den Wunsch, die 30 Schwadronen noch einmal zu sehen. Ich liefs ein geeignetes Stoppelfeld auf dem Gut eines Herrn W e s t e ermitteln, zog dort die sechs Kavallerie-Regimenter zusammen und führte dieselben im Trabe dem Kaiser vor. Dies war der Schlufs der Manöver, ein bedeutungsvoller Abschnitt meines Lebens.

Als der Kaiser abfuhr, rief er mich noch einmal auf dem Bahnhof an seinen Wagen, reichte mir die Hand zum Fenster hinaus, bedankte sich in innigen Worten und sagte: „B u r g, Sie ahnen nicht, welche Freude Sie mir mit dem II. Korps gemacht haben.“

Ich war so tief ergriffen, das Gefühl, ich werde meinen alten Kaiser nicht wiedersehen, war so mächtig, dafs ich ihm die Hand küfste. Meine Überzeugung, dafs bei den 90 Jahren des hohen Herrn das Korps die letzte Revue vor demselben gehabt, bewog mich, dieselbe fest in das Gedächtnis aller einzuprägen. Mir schien, ich könne den Kaiser am besten durch einen Akt der Wohltätigkeit ehren, da er die Soldaten stets wie seine Kinder betrachtete.

Ich bestimmte deshalb eine Summe, welche als Unterstützung an alle hilfsbedürftigen verheirateten Unteroffiziere des Korps verteilt wurde.

Manches Elend wurde dadurch gelindert.

Leider wurde meine Vorahnung nur zu früh bestätigt; am 9. März des nächsten Jahres verschied unser grofser Kaiser. Obgleich man bei dem hohen Alter doch lange auf seinen Heimgang gefafst sein mufste, traf derselbe wie ein Donnerschlag. Man konnte es nicht fassen, dafs unser alter Kaiser nicht mehr am Leben sei; eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich aller Vaterlandsfreunde, die Trauer war allgemein in allen Gauen

Deutschlands. Dazu kam der hoffnungslose Zustand des Kronprinzen, der Preufsen und Deutschland eine ungewisse Zukunft bereitete.

Die Offiziere des II. Korps liefsen auf der Stelle des Krekowerplatzes, auf der Kaiser Wilhelm I. seine letzte Revue abhielt, einen Obelisken aus Granit setzen, dessen Inschrift der Mit- und Nachwelt dieses verkündet. In seinem Grundstein ruht das Verzeichnis der Truppen und ihrer Kommandeure. Ebenso liefs Herr Weste auf seinem Gut bei Sparrenfelde einen Denkstein zur Erinnerung an den letzten Vorbeimarsch der 30 Schwadronen vor dem grofsen Kaiser setzen. Die alten Offiziere, welche all die Kriege ausgefochten, die schliefslich zur Einigung Deutschlands geführt, begriffen, dafs mit dem ersten Kaiser eine grofse Zeit zu Grabe getragen wurde. Der Fels, auf dem Reich und Armee erbaut, war dahin; niemand wufste, was die Zukunft bringen würde; schwere Sorge um das Vaterland bedrückte manches Herz.

Während der Leichenfeier war ich zunächst als Begleiter zum Prinzen Ludwig von Bayern kommandiert worden und geleitete denselben vom Bahnhof nach dem Königlichen Schlofs.

Bei meiner Rückkehr fand ich im Hotel einen Befehl vor, nach welchem ich die Begleitung des Prinzen von Neapel, Kronprinzen von Italien, übernehmen mufste. Es war etwas peinlich, dies dem bayerischen Prinzen mitzuteilen. Doch traf ich bereits im Schlofs den kommandierenden General des VI. Armeekorps, General v. Boehn, welcher statt meiner zum Prinzen Ludwig kommandiert war.

Der Prinz von Neapel war damals etwa 19 Jahre alt und klein. Seine Gesundheit schien sehr zart zu sein, wenigstens waren die Herren seiner Begleitung sehr um dieselbe besorgt. Geistig sehr aufgeweckt, beherrschte der junge Herr mehrere Sprachen. Wir unterhielten uns immer französisch, da ihm deutsch nicht geläufig war. Sowie derselbe Soldaten sah, war er wie elektrisiert. Ob er musikalisch ist, möchte ich bezweifeln, da er sich für die Trommel am meisten interessierte. Zunächst begab sich der Prinz nach dem Dom, in welchem die Leiche des verewigten Kaisers aufgebahrt war. Es war ein überaus feierlicher Akt, aber für mich ein sehr schmerzlicher Anblick. Tausende waren aus allen Teilen Preufsens gekommen, um den geliebten Kaiser noch einmal zu sehen. Trotz der strengen Kälte harrten grofse Volksmassen vor dem Dom stundenlang, bis auch sie durch denselben gehen konnten. Stumm blieb der Menschenstrom in steter Bewegung und fast kein Auge beim Anblick des grofsen Toten trocken.

Nachdem der Kronprinz von Italien einen grofsen Kranz mit einer Schleife in den italienischen Farben am Sarkophag niedergelegt hatte, verharrte er längere Zeit in stillem Gebet.

Am nächsten Tage fand die Überführung der Leiche nach dem Mausoleum von Charlottenburg statt, in welchem der Kaiser neben seinen Eltern ruhen wollte.

Kaiser Friedrich, obgleich selbst lebensgefährlich krank, war aus Italien nach dem eisigen Norden geeilt, um seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Da es ihm nicht möglich war, sich im Freien aufzuhalten, stand derselbe im Schlofs zu Charlottenburg an einem Fenster und liefs den Zug an sich vorübergehen. Der nunmehrige Kronprinz Wilhelm hatte im Auftrage seines Vaters alle Anordnungen getroffen und den Kondukt geführt. Aller Augen richteten sich nach dem Fenster, hinter welchem Kaiser Friedrich stand. Nachdem die Leichenfeier im Mausoleum beendet war, brachte ich den Kronprinzen von Italien zum Kaiser, welcher ihn oben an der Treppe empfing und in das Zimmer geleitete, in welchem die Fürstlichkeiten versammelt waren, ohne ein Wort zu sprechen. Ich blieb im Vorzimmer. Da öffnete sich plötzlich die Tür, und schnell schritt Kaiser Friedrich auf mich zu, warf seine Arme um meinen Hals, drückte mich an sein Herz und küfste mich wiederholt. Ohne ein Wort zu sprechen, zeigte der edle Dulder verständnisvoll nach oben, und sein schönes blaues Auge sagte, dort sehen wir uns wieder. Ich war so überrascht und so vom Schmerz überwältigt, dafs ich mich schnell den Augen der Umstehenden entzog, um mich ungesehen nach und nach fassen zu können. Klar war es mir, dafs ich binnen kurzem dem edelsten der Menschen, der mir stets ein Gönner, ja ein Freund gewesen, das Geleit auf seinem letzten Wege geben würde.

Der Kronprinz von Italien weilte noch einige Tage in Berlin. Ich führte ihn in die Ruhmeshalle und befuhr mit ihm Berlin. Als er den ersten Schlitten sah, war er hocherfreut. Die Mahlzeiten nahm ich mit dem Prinzen und seinem Gefolge im Königlichen Schlofs oder bei dem italienischen Botschafter. Bei seiner Abreise überreichte mir der Prinz das Grofskreuz des Ordens von St. Mauritius und Lazarus. Mit schwerem Herzen ging ich nach Stettin zurück, ängstlich jeden Bericht über das Befinden des Kaisers Friedrich lesend. Lange hatte der hohe Herr warten müssen, bis er selbst den Thron bestieg. Von den besten Absichten beseelt, sein Volk glücklich zu machen, sah er sich am Ziele todkrank und aufser stande, die schönen Pläne zu verwirklichen, welche sein edles Herz lange Jahre genährt hatte. Bei seinem Regierungsantritt erliefs er hochherzige Proklamationen an sein Volk, das ihn innig liebte.

Viele Gnaden wurden erwiesen und bestimmt, dafs alle Korpskommandeure Generale der Infanterie oder der Kavallerie, die Oberpräsidenten Wirkliche Geheime Räte mit dem Titel Exzellenz sein sollten. Strafen wurden erlassen oder ihre Dauer abgekürzt, kurz, es geschah vieles, was die Fürsorge des Kaisers bewies.

Es war nur eine kurze Spanne Zeit, 99 Tage, bis der unerbittliche Tod sein Opfer forderte. Wieder stand die Trauerversammlung an der Bahre eines Kaisers, eines Helden, eines Edlen, wie es keinen besseren gab. Aus dem Neuen Palais bei Potsdam geleiteten wir die Leiche des

Kaisers nach der Friedenskirche, in der zwei hoffnungsvolle Söhne des Verewigten schon seit Jahren ruhten.

Ich war zum Kronprinzen von Schweden während der Feier kommandiert, habe denselben aber nur wenige Augenblicke vor dem Beginn der Feier gesehen, nachher nicht. Übrigens war ich so ergriffen, dafs ich mich recht gern bald zurückzog. Hinter der Leiche trug der vom Kaiser Friedrich zum Feldmarschall ernannte Graf v. Blumenthal, der einstige Chef des Generalstabes des Kronprinzen in den Kriegen von 1866 und 1870/71, das Reichspanier.

Der neue Kaiser, Wilhelm II., hatte zum nächsten Tage alle kommandierenden Generale zu sich befohlen. Da standen die alten Kriegsgefährten der beiden verstorbenen Kaiser zum letzten Male vereint! Wohl alle hatten das Bewufstsein, dafs sie zu den Toten gehörten, und dafs eine grofse Zeit zu Grabe getragen sei. Was die Zukunft bringen würde, wer konnte es wissen? Gröfseres als das von uns Erlebte sicher nicht.

Ich begab mich nach Stettin zurück und widmete mich nach wie vor dem Dienst. Der junge Kaiser kam oft dorthin, meist um Schiffe auf dem „Vulkan“ zu besichtigen oder zu taufen. In jener Zeit erhielt ich das Grofskreuz des Roten Adler-Ordens, nachdem mir der alte Kaiser bei Gelegenheit der Manöver im Herbst 1887 den Roten Adler-Orden erster Klasse verliehen hatte. — Freudig wurde das Kolbergische Grenadier-Regiment durch den Besuch seines Chefs, des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke, überrascht. Nach der Parade des Regiments afs das Offizierkorps mit dem Feldmarschall, der so gütig war, mein Wohl auszubringen. Ich erwiderte den Toast und dankte meinem alten Vorgesetzten und Lehrer, da ich zwölf Jahre dem Generalstab angehört hatte.

Auf einer längeren Reise, welche ich mit meiner jüngeren Tochter nach Italien und Österreich unternahm, kam ich nach Monza und wollte, wie ich es versprochen hatte, den Kronprinzen und seinen Adjutanten aufsuchen. Leider traf ich dieselben nicht; sie befanden sich auf Reisen. Ich besuchte wieder Mailand, Turin, Genua, Rom, Florenz und Neapel, ging dann nach Venedig und über Wien, Berlin nach Stettin zurück. Der Dienst ging seinen normalen Gang. An Experimenten fehlte es nicht, besonders auf dem Gebiet der Bekleidung; das grofse Ganze, das Wesentliche, blieb noch unberührt. Aber schon tagte eine Kommission behufs Reorganisation der Armee, das heifst, im Kriegsministerium wurde ein Plan für eine solche vom Minister, General v. Verdy, auf Befehl des Kaisers bearbeitet. Alle kommandierenden Generale wurden zu Konferenzen nach Berlin befohlen. Die erste fand an dem ominösen 18. März 1890 statt, und sie brachte eine sehr schmerzliche Überraschung. Der Kaiser empfing uns mit einer Ansprache, die sich mit der Armeereorganisation nicht befafste, sondern mitteilte, dafs Fürst Bismarck nicht mehr Reichskanzler und Caprivi sein Nachfolger sei. Der Mann, von dem Kaiser Wilhelm der Grofse gesagt, dafs er ihm unendlichen

Dank schulde, der Deutschland grofs, geachtet und, wo es geboten erschien, gefürchtet gemacht, der populärste Mann, der gröfste Staatsmann des Jahrhunderts, schied aus dem öffentlichen Leben. Dafs dieser Fall einmal eintreten mufste, ist begreiflich, aber zu bedauern war die Art der Trennung.

Am 26. Oktober 1890 feierte Feldmarschall Graf v. Moltke seinen 90. Geburtstag. Zu seiner Ehrung waren alle höheren Führer nach Berlin befohlen. Die weitesten Kreise nahmen an der seltenen Feier teil und brachten dem Heldengreise, dem gelehrten, genialen Denker und Schweiger ihre Glückwünsche dar, die Studenten veranstalteten einen grofsartigen Fackelzug. Ganz Deutschland feierte den berühmten Strategen; unsere Alliierten, Österreich und Italien, entsandten Generalstabsoffiziere, um die Glückwünsche beider Armeen auszusprechen. Obgleich der greise Feldherr vollständig rüstig war, verschied er wenige Monate später. Auch seiner Leichenfeier wohnte ich bei. Der Feldmarschall ruht auf seinem Gut Kreisau in Schlesien neben seiner ihm im Tode vorangegangenen Gemahlin, mit der er im Leben eine zwar kinderlose, aber doch überaus glückliche Ehe geführt hatte.

Am 28. Februar 1891 feierte mein altes Regiment, die Garde-Artillerie, das 75jährige Bestehen. Viele alte Kameraden waren nach Berlin geeilt, um dieses Fest zu begehen. Da sah man die höchsten Stellen der Armee und alle Kriegsorden vertreten. Es war rührend, liebe Kameraden nach fast einem Menschenalter wiederzusehen. Zwei Tage darauf erschien Seine Majestät im Kasino des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments, um mit den alten Herren zu essen. Ich ahnte damals nicht, dafs ich wieder mit meinem alten Regiment in dienstliche Beziehung treten würde.

Im Frühjahre schied der Oberpräsident Graf Behr aus seiner Stellung, den die Provinz Pommern sehr ungern scheiden sah. Ich vollendete Ende April mein 60. Lebensjahr, hatte also das Alter erreicht, in dem man nicht mehr nötig hat, die Invalidität nachzuweisen. Manteuffels Mahnung hatte ich nicht vergessen, trug mich mit Abschiedsgedanken und verhehlte dies nicht. Mittlerweile war ich auch einer der ältesten kommandierenden Generale geworden, einer der wenigen, welche noch vom alten Kaiser ernannt waren.

Zunächst leitete ich noch die Manöver, zu denen ich das ganze Korps bei Stargard zusammengezogen hatte, hielt die Schlufskritik und empfahl mich dann von den versammelten Offizieren. Nach Stettin zurückgekehrt, schrieb ich, wie es Seine Majestät gewünscht hatte, mein Urteil über die höheren Offiziere nieder und sandte dasselbe an das Militärkabinett. Am 23. September bat ich um meine Verabschiedung. Seine Majestät genehmigte mein Gesuch unter dem 20. Oktober 1891. In der betreffenden Ordre hiefs es:

„Zugleich wünsche Ich Meinem Königlichen Dank und Meiner warmen Anerkennung für Ihre langjährigen, im Kriege und im Frieden, in den ver-

schiedensten Dienststellungen bewährten Dienste einen besonderen Ausdruck dadurch zu geben, dafs Ich Sie à la suite Meines 1. Garde-Feldartillerie-Regiments stelle, in welchem Sie vor 42 Jahren Ihre so erfolgreiche und ehrenvolle militärische Laufbahn begonnen haben."

XXV.

Wenn ich auf meine mehr denn 42jährige Dienstzeit unter vier Königen zurückblicke, habe ich allen Grund, mit derselben zufrieden zu sein.

Was nur wenigen beschieden, habe ich erreicht. Auf mich selbst angewiesen, ohne Vermögen, trat ich in die Armee. Mich wacker, ohne Schulden, durchschlagend, gelangte ich bald in Stellungen, deren Einkommen vor Not schützte.

Als das Glück sich mir nahte, erfafste ich's und hielt es fest. Treu blieb es mir im Frieden wie in vier Kriegen. Die höchsten Kriegsorden danke ich der Gnade des ersten Kaisers wie seines edlen Sohnes, meines steten Gönners, dessen Todeskufs die schmerzlichste Erinnerung meines Lebens ist.

Hocherfreut wurde ich durch ein Andenken, welches die Offiziere des II. Korps mir als Zeichen ihrer Verehrung überreichten.

Im Alter pflegt man einen kritischen Rückblick auf die Vergangenheit zu werfen und dann zu dem Resultat zu kommen, dafs man manches anders hätte machen können. Man kommt eben klüger vom Rathaus, als man hingeht.

Das Richtige zu tun, war ich stets bestrebt; absichtlich habe ich nie verletzt und geholfen, wo ich konnte.

Mit Interesse verfolge ich, wenn jetzt auch unbeteiligt, alle Vorgänge, halte nicht krampfhaft an dem Alten fest, sondern begreife, dafs jede Generation berechtigt ist, das zu tun, was sie für richtig hält.

Uns Alten bleiben die schönen Erinnerungen wie das Bewufstsein, in grofser Zeit mitgewirkt zu haben.

Bis an mein Lebensende werde ich in dankbarer Verehrung unseres alten Kaisers wie seines edlen Sohnes gedenken.

Mögen sie in Frieden ruhen. Das walte Gott!



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstr. 68—71.